Hans F. K. Günther

Herkunft und Rassengeschichte der Germanen



Hans F. K. Günther

Herkunft und Rassengeschichte der Germanen

Herkunft und Rassengeschichte der Germanen

Von

Prof. Dr. Hans F. K. Günther
Berlin

Mit 177 Abbildungen und 6 Karten

5.–7. Tausend



J. F. Lehmanns Verlag / München 1935

Druck der C. H. Beck'schen Buchdruckerei in Nördlingen
Printed in Germany

Vorwort

Dieses Buch ist aus einer Vorlesung „Rassengeschichte der Völker germanischer und romanischer Sprache (mit Ausnahme des rumänischen Volkes)" hervorgegangen, die ich im Wintersemester 1933/34 gehalten habe. Es hat sich nicht umgehen lassen, daß einzelne Ausführungen aus meiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" hier aufgenommen worden sind, zum Teil nahezu wörtlich. Dafür werde ich in einer später einmal vorzunehmenden Umarbeitung der „Rassenkunde" entsprechende Darlegungen unter Hinweis auf dieses jüngere Buch auslassen können und so Raum gewinnen, um in der „Rassenkunde" auf dieses und jenes ausführlicher eingehen zu können. Ich bin froh, in diesem Buche einmal die zur Entstehung des Germanentums beitragende gegenseitige Durchdringung von Schnurkeramikern und Megalithkeramikern eingehender behandeln zu können, die ich bei gebotener Kürze in der „Rassenkunde des deutschen Volkes" (1932, S. 372 ff.) und in der „Kleinen Rassenkunde des deutschen Volkes" (1933, S. 104 ff.) nur kurz habe erwähnen können.

Zu großem Danke bin ich verpflichtet:

dem Altertumsmuseum Mainz (Prof. Dr. Neeb) für Überlassung der Bildvorlage zu Abb. 70

dem Anatomischen Institut der Universität Freiburg i. B. (Prof. v. Möllendorff) für die Aufnahme der Schädel, Abb. 42 und 43

dem Anatomischen Institut der Universität Oslo, Norwegen (Prof. Schreiner), für die Bildvorlage zu Abb. 59

dem Anthropologischen Institut der Universität München (Prof. Mollison) für die Aufnahme des Schädels, Abb. 39

dem Herrn Prof. Dr. Frhr. v. Eickstedt, Breslau, für Überlassung einer Vorlage zur Karte II, S. 64

dem Herrn Prof. Dr. Jacob-Friesen, Hannover, für Überlassung der Vorlage zu Karte III, S. 70

dem Institut für Rassen- und Völkerkunde der Universität Leipzig (Prof. Reche) für Überlassung der Vorlagen zu den Abb. 23—25

dem Kunsthistorischen Museum zu Wien für Überlassung der Vorlage zu Abb. 63

der Landesanstalt für Vorgeschichte zu Halle a. d. Saale (Prof. Hahne) für Überlassung der Vorlagen zu den Abb. 1, 3, 5 und 6.

dem Landesmuseum Bonn a. Rh. für die Überlassung der Vorlagen zu Abb. 69, 71

dem Rheinischen Provinzial-Landesmuseum Trier für die Überlassung der Vorlagen zu Abb. 66, 67, 68

dem Kustos der Anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums zu Wien, Herrn Dr. Viktor Lebzelter, für Überlassung der Vorlagen zu Abb. 60

dem Herrn Studienrat Ernst Lehmann, Merseburg, für Überlassung der Vorlagen zu den Abb. 11, 12 und 29

dem Museum für Urgeschichte der Universität Freiburg i. Br. (Prof. Kraft) für Überlassung der Vorlagen zu den Abb. 27 u. 28

dem Staatlichen Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin SW 11 für Überlassung der Vorlagen zu den Abb. 7—10

dem Herrn Prof. Hans Virchow, Berlin-Friedenau, für Überlassung der Vorlagen zu den Abb. 21 und 22

dem Zoologischen Institut der Universität Lund, Schweden, für die Aufnahme des Schädels Abb. 20

Fräulein Franziska v. Porembsky, Rudolstadt, und meiner Schwester Margarete Günther, Emmendingen, Baden, danke ich für das Mitlesen der Verbesserungsbogen.

Dem Verlage J. F. Lehmann, München, bin ich zu besonderem Danke verpflichtet für die nie ermüdende Aufmerksamkeit, mit der er sich der Beschaffung der Bildvorlagen unterzogen hat, einer mühevollen und zeitraubenden Arbeit.

Ottoschwanden bei Emmendingen, Baden,
im Sommer 1934

Hans F. K. Günther

Inhaltsverzeichnis

Erster Abschnitt

Die Wurzeln des Germanentums in der Jungsteinzeit

Die Fragen der Herkunft des Germanentums nach Rasse und Gesittung (Kultur) werden immer noch, ja gerade heute wieder, lebhaft erörtert. Das Germanentum als solches erhebt sich in der Bronzezeit (2000—800 v. Chr.) in Norwegen, Schweden, Dänemark und den nördlichen Gebieten Nordwestdeutschlands mit einer unverkennbar eigenen und eigenartigen Gesittung. Die einzelnen Bevölkerungsgruppen, aus denen es erwachsen ist, lassen sich aber bis in die Jungsteinzeit zurückverfolgen, nur eben nicht als Germanen, denn erst aus der Verschmelzung verschiedener jungsteinzeitlicher Bevölkerungsgruppen Alteuropas, einer Verschmelzung, die gegen Ende der Jungsteinzeit sich nach und nach vollzogen haben muß, ist in der frühen Bronzezeit das Germanentum entstanden.

Die Sprachwissenschaft und die Völkerkunde rechnen die Germanen zur umfassenderen, stämmereichen Gruppe der Indogermanen, deren Auftreten und einzelne Wanderzüge der Vorgeschichtsforschung in den letzten Abschnitten der Jungsteinzeit greifbar geworden sind. Sonach müssen wenigstens Teile des Germanentums, und zwar diejenigen Teile, welche eine indogermanische Sprache, die sich zum Germanischen entwickelt hat, ferner die unverkennbaren Züge indogermanischen Glaubens, indogermanischer Sitte und indogermanischen Rechts überbracht haben, gleicher Herkunft sein wie die sprach-, glauben-, sitte- und rechtüberbringenden Teile der Inder und Perser und ihrer Verwandten, der Armenier, Slawen und Illyrer (deren Sprachnachkommen die Albaner sind), der baltischen Stämme (Litauer, Letten, Altpreußen) und der Hellenen, Makedonen, Italiker (Römer), Tocharer und Kelten.

Diese Aufzählung entspricht der sprachwissenschaftlichen Einteilung der Indogermanen in Satem-Indogermanen und Kentum-Indogermanen, wobei das Zahlwort „hundert" in seiner bei beiden Gruppen verschiedenen lautgesetzlichen Abwandlung zur Benennung verwendet worden ist. Die Germanen gehören also zu den Kentum-Indogermanen, zu den Hellenen und Makedonen, den Italikern — deren Hauptvolk die Römer, Italiker der latinisch-faliskischen Untergruppe, geworden sind — den

Tocharern und Kelten. Das germanische h im Zahlwort „hundert" geht ja auf ein früheres k zurück. Die Kentumgruppe ist demnach im ganzen die westliche, europäische Gruppe der indogermanischen Sprachen; doch bildet das Tocharische, nahe mit dem Keltischen verwandt, eine Ausnahme: die Tocharer besiedelten verschiedene Gebiete des westlichen Ostturkistans, Gebiete im Bereiche der Westgrenze Chinas. Die Satemgruppe ist im ganzen die östliche, osteuropäisch-westasiatische Gruppe der indogermanischen Sprachen. Die Rassenherkunft und Rassengeschichte der Satem-Indogermanen und der Tocharer habe ich behandelt in dem Buche „Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens" (1934). Für die Fragen der Herkunft des Germanentums kann sich die Darstellung auf den vorgeschichtlichen Völkerkreis der Italiker, Kelten und Germanen beschränken. Innerhalb der Kentum-Sprachen nämlich ist das Germanische am nächsten verwandt mit dem Keltischen und Italischen (dessen führende Mundart später das Lateinische des latinischen Stammes der Italiker wurde). Entweder müssen die Germanen einmal Nachbarn der Kelten und der Italiker gewesen sein, oder aber eine Menschengruppe, welche die italischen Mundarten, eine andere, welche die keltischen, und eine dritte, welche die germanischen Mundarten verbreitet hat, müssen in vorgeschichtlicher Nachbarschaft gelebt haben.

Wenn wir nun nachforschen, welches dasjenige Gebiet Alteuropas war, in dem diese Gruppen in Nachbarschaft gelebt haben, so stellen wir damit die Frage nach der „Urheimat" der Italiker, Kelten und Germanen. Damit stellen wir aber zugleich die Frage nach der Urheimat aller Indogermanen, denn die durch alle einzelnen Volkstümer indogermanischer Sprache miteinander übereinstimmenden Züge nicht nur der Sprache, sondern des Glaubens, des Rechts, der Sitte, der Familienordnung, der Jahreseinteilung und sogar der Weltanschauungen großer Denker, diese Übereinstimmungen lassen sich nicht anders erklären als durch gemeinsame Herkunft mindestens des geistig und staatlich führenden Bestandteils dieser Völker von einer bestimmten, in einer bestimmten Überlieferung erwachsenen Menschengruppe der Vorzeit. Die hiermit aufgeworfenen Fragen habe ich im Abschnitt „Zusammenfassung" meines eben erwähnten Buches behandelt und dort als den innersten Heimatbezirk des gesamten Indogermanentums das jungsteinzeitliche Mitteleuropa und als die geistig und staatlich führende Schicht, durch welche hauptsächlich sich die beschriebenen Übereinstimmungen durch alle Völker indogermanischer Sprache erklären, die Schnurkeramiker zu erweisen

versucht. Für die Frage der Urheimat des Indogermanentums kann ich daher auf das genannte Buch verweisen.

Neuerdings ist durch den Sprachwissenschafter Güntert wieder versucht worden, das Indogermanentum und mit ihm den sprach-überbringenden und sprachlich sich durchsetzenden Bestandteil des Germanentums von Osten, von Westasien, abzuleiten, so in Günterts Buch „Der Ursprung der Germanen" (1934).[1] Wer so vermutet, müßte in der Vorgeschichte Europas im jungsteinzeitlichen Zeitabschnitt, im 4. und 3. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, die Spuren großer Zuwanderungen nachweisen, die Einbrüchen indogermanischer Herrenschichten entsprächen. Solche Zuwanderungen kennt die Vorgeschichtsforschung nicht. Es ist daher nicht erstaunlich, daß die Vorgeschichtsforschung, die ja die entscheidenden Wanderungen im Bereiche Alteuropas an Funden ablesen kann, die frühere, letzten Endes den Berichten des Alten Testamentes entnommene Annahme einer Zuwanderung der Indogermanen aus Asien aufgegeben hat und daß die Urheimat der Indogermanen heute etwa zwischen Nordwestdeutschland und Südrußland gesucht wird, vom einen Forscher in jenem, vom anderen in diesem Gebiete dieses Raumes, jedenfalls aber weder in West-, noch in Südeuropa, noch in Asien. Eine Ausnahme macht Wahle, Deutsche Vorzeit, 1932, weshalb auch Güntert sich auf diese Anschauung beruft. Wahle nimmt eine Zuwanderung der Indogermanen „von Osten" (S. 68) an, fügt dem aber hinzu, daß er eine genauere Ortsangabe absichtlich vermeide (S. 248). Nun schreibt aber der gleiche Wahle den Indogermanen die „schnurverzierten Amphoren" (S. 69) zu und bestimmte Becherformen, die als Gefäße der Schnurkeramiker bekannt sind, Gefäße mit bestimmten Verzierungen aus Eindrücken von geflochtenen Schnüren, von denen man wohl eine Verbreitung von Mitteldeutschland nach Südrußland, Süddeutschland, die Alpen- und Donauländer verfolgen kann, nicht aber umgekehrt ein Vorrücken von Osten her,[2] denn „die sächsisch-thüringische Schnurkeramik ist im Gebiete der Saale, im Anhaltischen und im nördlichen Grenzvorlande heimisch"[3], und ihre Ausgangs-

---

[1] Vgl. auch Güntert, Zur Frage nach der Urheimat der Indogermanen, Festschrift für Panzer, 1930, S. 1 ff.

[2] Vgl. Schuchhardt, Alteuropa, 2. Aufl. 1926, S. VIII, S. 3, 137 und 274 ff.; Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 2. Aufl. 1934, S. 54, 94 und 98; Rydbeck, The earliest Settling of Man in Scandinavia, Acta Archaeologica, Bd. I, Kopenhagen 1930.

[3] Kiekebusch, Deutsche Vor- und Frühgeschichte, 1934, S. 34/35.

landschaft ist wahrscheinlich das Elb-Saale-Gebiet. Daß aber die Indogermanen und damit auch die Germanen wesentliche Antriebe, die Hauptzüge ihrer Gesittung und die rassischen Anlagen ihrer Herrenschichten von den Schnurkeramikern erhalten haben, habe ich in dem S. 10 genannten Buche darzulegen versucht. Das gleiche Ergebnis wird sich aus der weiteren Erörterung über Rassenherkunft und Entstehung des Germanentums ergeben.



Abb. 1. Grab eines Aunjetitzers der frühen Bronzezeit aus Nohra, Grafschaft Hohenstein, Provinz Sachsen.
(Aus der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle a. d. S.)

Für die folgenden Erwägungen kann die Darstellung in dem vorgeschichtlichen Bereiche verbleiben, aus dem Kelten, Italiker und Germanen abzuleiten sind. Die Urheimat der Italiker liegt, wie man heute deutlich erkennen kann, zwischen Schweiz und Ostalpen, für einzelne der italischen Stämme mehr in der Schweiz, für die umbrisch-sabellischen Stämme der Italiker mehr gegen die Ostalpen. Die Urheimat der Kelten liegt im Gebiete der mittleren bis oberen Donau; von dort reichten, sich ausbreitend, die Kelten schließlich hinüber bis an den Oberrhein und die obere Rhone,[1] bis sie später weit größere Gebiete Mittel-

[1] Bosch-Gimpera und Kraft, Zur Keltenfrage, Mannus, Ergänzungsband 6, 1928, S. 58 ff.

europas beherrschten.[1] Einzelne Bestandteile des Kelten- und Italikertums lassen sich aber noch weiter zurückverfolgen, vielleicht zurück bis in die sog. Aunjetitzer Kultur oder deren Nachbarschaft, wie schon Kossinna erkannt hatte und wie Bosch-Gimpera und Kraft (a. a. O., S. 265) bestätigen. Hier wird allerdings die Bezeichnung „Aunjetitzer Kultur" weiter gefaßt, als man dies neuerdings zu tun pflegt. Man hat früher öfters den Kreis der süddeutschen Montelius I-Kultur (Adlerberg-Straubing-Stufe) zur Aunjetitzer Kultur gerechnet.

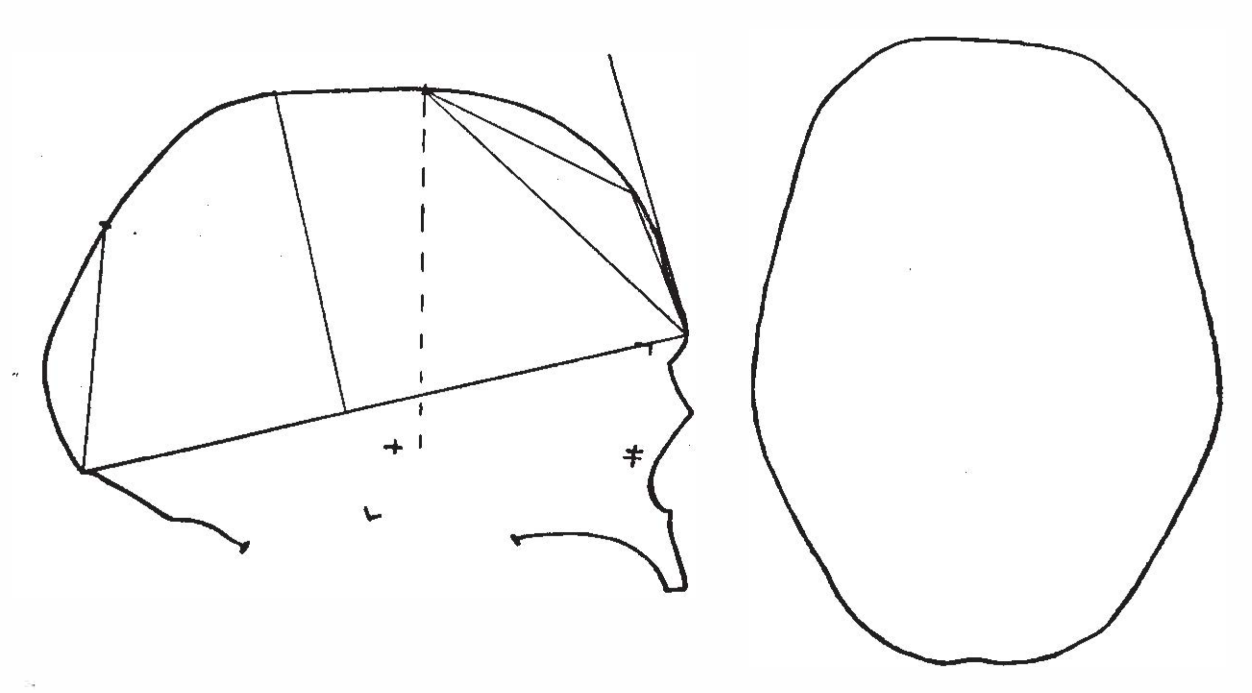


Abb. 2. Schädel der Aunjetitzer Bevölkerung mit kennzeichnenden Formen. (Nach Schliz.)

Die Aunjetitzer Kultur, so benannt nach einem Fundort in Böhmen, umfaßt etwa einen Zeitraum zwischen 2000 bis 1500 v. Chr., also etwa den Zeitraum der frühen Bronzezeit; sie war verbreitet im nördlichen und mittleren Böhmen, in fast ganz Mähren und Niederösterreich mit Ausläufern nach Westungarn, Schlesien, Sachsen und Thüringen. Im sächsisch-thüringischen Gebiete haben die Aunjetitzer in Nachbarschaft von Schnurkeramikern oder doch Nachkommen der jungsteinzeitlichen Schnurkeramiker gesiedelt und sich wahrscheinlich auch mit diesen vermischt.[2] Wahrscheinlich hat sich die Aunjetitzer Kultur fortgesetzt in die sog. Lausitzer Kultur, die den indogermanischen Illyrern zugeschrieben wird.

[1] Von sprachwissenschaftlicher Seite werden diese Fragen der Urheimaten indogermanischer Stämme behandelt durch Kretschmer, Die indogermanische Sprachwissenschaft, 1925.

[2] Vgl. Neumann, Weimar in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Das Thüringer Fähnlein, Jahrgang 3, Heft 2, 1934, S. 14.

Der Rasse nach stellen sich die Aunjetitzer als eine überwiegend nordrassische Gruppe dar mit einem Einschlage von Kurzschädeln der dinarischen Rasse, die auch zu den Aunjetitzern durch die bronzezeitliche Ausbreitung der Glockenbecherbevölkerung gelangt ist.[1] Das Überwiegen der nordischen Rasse bei den Aunjetitzern erweisen die Skelettfunde vor allem für Thüringen; in Böhmen scheint man auch mit einem fälischen Einschlag in der Gruppe der Aunjetitzer rechnen zu müssen.[2] Sind Teile der Aunjetitzer Bevölkerung mit denjenigen von Mitteleuropa abwandernden Indogermanen verschmolzen, die im Pfahlbaugebiete nördlich der Alpen zu den Uritalikern und denjenigen, die im Gebiete der mittleren bis oberen Donau zu den Urkelten geworden sind, so müssen Keltentum und Italikertum auch durch diese Gruppe einen stärkeren nordischen Einschlag erhalten haben.

Die eigentliche Begründung des Keltentums ist aber wahrscheinlich einer Gruppe von Schnurkeramikern zuzuschreiben, die vom Elb-Saale-Gebiet aus gegen Süden in die Gebiete der mittleren bis oberen Donau abwanderten, wo sie zur Herrenschicht über die dortigen bandkeramischen Bevölkerungen geworden sind. Diese Schnurkeramiker — zusammen mit einem Teil der mitteldeutschen Aunjetitzer? — haben so einen Teil des nicht-indogermanischen Bandkeramikertums indogermanisiert, d. h. die unterworfenen Bandkeramiker gaben ihre Sprache auf zugunsten einer indogermanischen Mundart, aus der das Keltische entstand.[3] Die Becher und Gefäße der Schnurkeramiker zeigen sich immer wieder unter den Grabbeigaben der bronzezeitlichen Hügelgräber Süddeutschlands, die den Kelten zuzuschreiben sind.

---

[1] Vgl. Schliz, Beiträge zur prähistorischen Ethnologie, Prähistorische Zeitschrift, Bd. IV, 1912, S. 44 f., 47; Stampfuß, Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland, Dissertation München, 1929, S. 143 ff.. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 1930, S. 342, 349, 350; und Jankowsky, Waren die Glockenbecherleute dinarischer Rasse?, Anthropologischer Anzeiger, Bd. VIII, 1931, S. 104 ff.

[2] Schliz, Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte, Archiv für Anthropologie, N. F. VII, 1909, S. 264 ff.; IX, 1910, S. 221 ff.; Schliz, Beiträge zur prähistorischen Ethnologie, Prähistorische Zeitschrift, Bd. IV, 1912, S. 45 ff., 49; Kossinna, Ursprung und Verbreitung der Germanen, 2. Teil, 1927, S. 268 ff.; Szombathy, Bronzezeitskelette aus Niederösterreich und Mähren, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 64, 1934, S. 87.

[3] Über die Bandkeramik, so benannt nach den bänderartigen Verzierungen der Gefäße, vgl. die S. 11, Fußnote 2 und 3, genannten und andere Werke der Vorgeschichtsforschung.

Die Bandkeramiker, verschiedene Bevölkerungsgruppen, die in der Jungsteinzeit vom südlichen und östlichen Mitteleuropa bis nach Südosteuropa reichten, lassen sich im ganzen als ein Rassengemisch aus westischer, ostischer, dinarischer und nordischer Rasse auffassen;[1] im östlichen Mitteleuropa, wo sie die östlichen Nachbarn der Schnurkeramiker waren, erscheinen die Bandkeramiker als ein Rassengemisch mit vorwiegender nordischer Rasse.[2]

Schnurkeramiker, die als Eroberer vom nördlichen Mitteldeutschland aus über Halle und Eisenach in die Maingegenden um Frankfurt a. M., von da über die Rheingebiete ins Alpenvorland zogen, sind dort — zusammen mit den unten zu erwähnenden Rössenern (aus dem Kreise Merseburg) — zur Herrenschicht der überwiegend ostischen (alpinen) Pfahlbaubevölkerung und wahrscheinlich auch von Teilen der Bandkeramiker dieses Gebietes geworden und haben diese Bevölkerungen indogermanisiert: so ist die Keimzelle des Italikertums entstanden.[3]

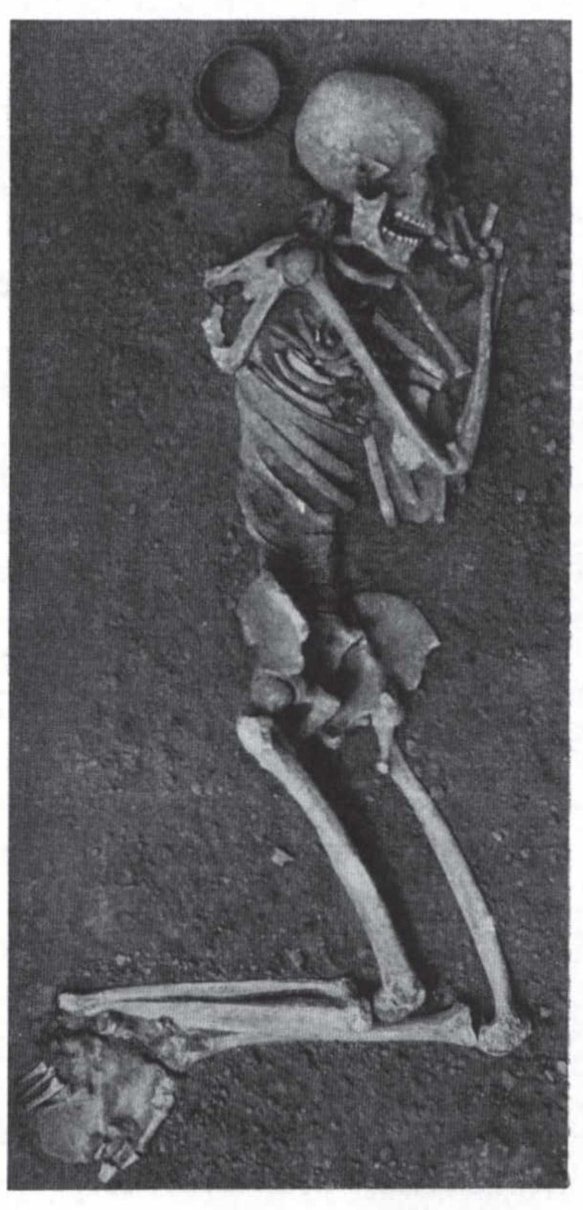


Abb. 3. Grab eines Bandkeramikers aus Spergau bei Merseburg.
(Aus der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle a. d. S.)

Beide Gruppen, Uritaliker wie Urkelten, zeigen sowohl in Sprache wie in Gesittung sehr enge Beziehungen. Noch gegen Ende der

[1] Über die leiblichen und seelischen Züge dieser Rassen vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes; Günther, Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes.

[2] Schliz, Die vorgeschichtlichen Schädeltypen, Archiv für Anthropologie, N. F. Bd. VII, 1909, S. 256 ff.; Bd. IX, 1910, S. 206 ff.; Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, 1924, S. 39 ff., S. 70.

[3] Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 1934, S. 89 ff., S. 97; Reinerth, Die jüngere Steinzeit der Schweiz, 1926, S. 219 ff. — Zur Rassengeschichte des Italikertums vgl. Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, 1928.

frühen Bronzezeit, als die Italiker oder ein Teil der Italiker schon nach Oberitalien abgewandert waren, ähneln urkeltische Gefäß- und Gerätformen aus westschweizerischem Gebiete, wohin die Kelten vorgedrungen waren, durchaus den uritalischen, wie sie nun in Oberitalien auftreten.[1] Aber auch im Sprachlichen zeigen sich auffallend enge Beziehungen: man hat zwischen p-Kelten und q-Kelten wie zwischen p-Italikern und q-Italikern unterschieden, je nach Erhaltung oder Abwandlung eines indogermanischen anlautenden p. In bezug auf dieses Lautgesetz gehören einerseits Uriren (Goidelen) zusammen mit Urlatinern, andererseits Urbritannier zusammen mit Ursabellern.[2] Ein und dasselbe Lautgesetz hat also von beiden indogermanischen Stämmen je noch einen Teil erfaßt, was auf eine unmittelbare und enge Nachbarschaft schließen läßt, oder auf eine Bevölkerungsgruppe der frühen Bronzezeit, die noch zu beiden Indogermanenstämmen beigetragen hat. Gemeinsam ist allen Italikern wie allen Kelten, aber auch den weit nach Osten abgewanderten Tocharern (vgl. S. 10) das r-Passivum, eine verhältnismäßig junge Bildung innerhalb des Indogermanischen (z. B. in lateinisch laudor, laudatur, regitur, vertuntur; irisch sechur gleich lateinisch sequor).

Erwägt man, daß das Italikertum der nördlichen Voralpengebiete und das Keltentum der mittleren bis oberen Donauländer doch ihren Urheimatgebieten nach unmittelbare Nachbarn waren, so erscheint die Erklärung auffallender Gemeinsamkeiten in Sprache und Gesittung nicht schwierig.

Beziehungen aber der Sprache und Gesittung, nur nicht so enge wie die eben geschilderten, bestehen auch zwischen dem Urkeltentum (also nicht nur dem frühgeschichtlichen Keltentum Galliens) und dem Urgermanentum wie auch zwischen dem Uritalikertum und dem Urgermanentum. Der Sprachwissenschaft sind „überraschende Wortzusammenhänge" zwischen Italikern und Germanen aufgefallen,[3] Wortzusammenhänge, die auf eine verhältnismäßig reich entfaltete Gesittung etwa der frühen Bronzezeit hinweisen, denn die gemeinsamen Wortstämme umfassen Tier- und Pflanzenwelt, Getreidebau und Schiffahrt. Auch eine „überraschende Gleichheit der Wortbildung" (Kluge, S. 45) des Italischen und des Germanischen fällt auf. Dann hat sich die

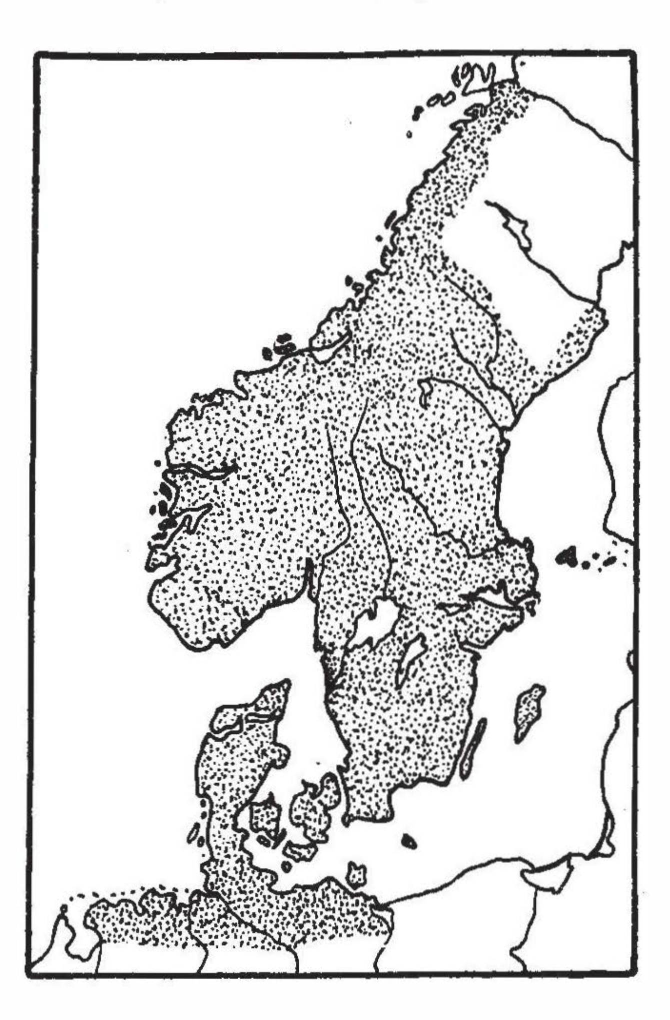
---

[1] Bosch-Gimpera und Kraft, Zur Keltenfrage, Mannus, Ergänzungsband 6, 1928, S. 265.

[2] v. Hoffmann, Altitalische Dialekte, Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, Festschrift für Streitberg, 1924, S. 363.

[3] Kluge, Deutsche Sprachgeschichte, 1920, S. 46.

Sprachwissenschaft öfters schon mit der auffälligen Übereinstimmung dreier Stammesnamen bei Italikern und Kelten beschäftigt: Wenden und Veneti, Marser und Marsi, Ambronen und Umbri. So erhebt sich die Frage, ob nicht ein vor-italischer und vor-germanischer Indogermanenstamm (oder mehrere solcher Stämme) mitteldeutscher bis nordwestdeutscher Herkunft sowohl zu dem entstehenden Italikertum wie zu dem entstehenden Ger-



Karte I. Das geschlossene Siedlungsgebiet der Germanen um 1800 v. Chr.

(Nach Montelius.)

Die Germanen sind aber schon am Ende der Jungsteinzeit über das geschlossene Siedlungsgebiet hinaus nach Finnland, in die baltischen Küstenländer, nach Mitteldeutschland und der Weichsel entlang bis nach Galizien vorgedrungen.

Sprachlich haben sich die Germanen (durch die I. Lautverschiebung) vermutlich um 500 v. Chr. von den anderen Völkern indogermanischer Sprache getrennt. — Im Zeitraum von 120 v. Chr. bis 600 n. Chr. haben sich germanische Stämme über ganz Mittel-, West- und Südeuropa verbreitet. —

Sprachlich haben sich die einzelnen germanischen Stämme im 4. Jahrhundert n. Chr. voneinander getrennt.

manentum beigetragen hat, so z. B. ein Stamm, dessen einer Teil nach südlich gerichteter Wanderung bei den Italikern zu den Umbri geworden ist, dessen anderer Teil nach nördlich gerichteter Wanderung bei den Germanen zu den Ambronen, zu deren Siedlungsgebieten später die Insel Amrum gehörte.[1]

Aus einer unmittelbaren Nachbarschaft von Uritalikern und Urkelten mit Urgermanen lassen sich aber die unverkennbaren engeren Beziehungen dieser Stämme innerhalb des gesamten Indogermanentums nicht erklären, denn von einem Germanentum der Vorgeschichte kann man mit Bestimmtheit nur gegen-

---

[1] Vgl. Kretschmer, Die Herkunft der Umbrer, Glotta, Bd. 21, 1932, S. 112 ff.

über dem sog. „Nordischen Kreise" der Bronzezeit sprechen.[1] Dieser „Nordische Kreis", den die Vorgeschichtsforschung gekennzeichnet hat, ist ein Gesittungskreis Schwedens, Norwegens, Dänemarks und Nordwestdeutschlands, der sich zwischen 1800 und 800 durch seine hervorragende Bronzekunst abhebt: er ist die früheste Schöpfung eines eigentlichen Germanentums. Man kann dieses Germanentum „bis in die Zeit vor 1500 v. Chr. mit Sicherheit zurückführen",[2] wahrscheinlich sogar zurückverfolgen bis gegen 1800 vor unserer Zeitrechnung, in die sog. Monteliusperiode I der nordeuropäischen Bronzezeit, und erhält damit für das Germanentum weiter in die Vorzeit hinabreichende Wurzeln als für die anderen indogermanischen Völker Alteuropas. Auf keinen Fall aber läßt sich für dieses früheste Germanentum irgendeine nähere örtliche Beziehung entdecken zum Italikertum und Keltentum. Die näheren Beziehungen der Sprache und Gesittung bestehen aber, wie dargelegt wurde, doch. Wie ist das zu erklären?

Irgendein gemeinsamer Bestandteil muß vorausgesetzt werden, der alle diese Stämme zu indogermanischen Stämmen gemacht hat nach Sprache, Glauben, Recht, Sitte, Jahreseinteilung und anderen Zügen. Tatsächlich läßt sich eine jungsteinzeitliche Gruppe finden, die sowohl zum Entstehen des Keltentums wie des Italikertums wie des Germanentums beigetragen hat, ja, die den Anlaß gegeben zur Entstehung eines jeden Volkstums indogermanischer Sprache: eben die jungsteinzeitliche Gruppe der Schnurkeramiker, deren Bedeutung für das Indogermanentum oben (S. 10f. und 14f.) schon mehrfach erwähnt worden ist. Diese Schnurkeramiker zeigen sich tatsächlich gegen Ende der Jungsteinzeit, um die Wende vom 3. zum 2. Jahrtausend, als eine Menschengruppe von „gewaltiger Stoßkraft",[3] eine Gruppe mit dem durch besondere Auslese und Ausmerze während steinzeitlicher Jahrtausende erlangten Herrentum, das als Volkskern bei jedem Volke indogermanischer Abstammung zu spüren und nachzuweisen ist, einem ererbten Herrentum, das sich schon in dem adelstümlichen (aristokratischen) Wesen des indogermanischen Sprachstammes selbst verrät. Die französischen Sprachforscher

---

[1] Hier bedeutet, worauf zu achten ist, „nordisch" soviel wie „nordeuropäisch" oder auch „skandinavisch", nicht also die Rassenbezeichnung „nordisch".

[2] Schwantes, Welches europäische Volk kann seine Ahnenreihe in die älteste Zeit zurückführen?, Forschungen und Fortschritte, Jahrgang 9, 1933, S. 407/8.

[3] Sprockhoff, Zur Megalithkultur Nordwestdeutschlands, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 4, 1930, S. 48/49.

Ernoult und Meillet sprechen von einem adelstümlich geprägten Wortschatz (vocabulaire aristocratique) des Urindogermanischen, aber auch von der bäuerlichen Eigenart eben der führenden Geschlechter im Indogermanentum.[1] Adelsbauerntum, Bauernkriegertum: diese Züge machen das Wesen des Indogermanentums aus und damit auch des Germanentums. Was unter „Adelsbauerntum" zu verstehen sei, wird im 3. Abschnitt dieses Buches erläutert werden.

Wie die anderen wesentlichen Züge im Bilde des Indogermanentums muß auch das Bauernkriegertum auf die Schnurkeramiker zurückgeführt werden. Dies macht vorerst noch Schwierigkeiten, da die Schnurkeramiker, die wahrscheinlich unter den Menschengruppen Alteuropas als erste das gezähmte Pferd hielten, bei ihren Eroberungskämpfen als Zugtier vor dem kennzeichnend indogermanischen Streitwagen, eben als diese Pferdezüchter[2] und auch nach ihren Höhensiedlungen über unterworfenen bandkeramischen Bevölkerungen als eine jungsteinzeitliche Gruppe erscheinen, die weniger im Ackerbau wurzelt als die Megalithkeramiker Nordwesteuropas oder die Bandkeramiker des südlichen Mitteleuropas, die ersteren wahrscheinlich die Erfinder der Pflugwirtschaft, dieser höchsten Wirtschaftsform, die letzteren Bevölkerungen, die wenigstens den Hackbau pflegten. Zum mindesten erscheinen die Schnurkeramiker — über die aber leider heute noch keine geschlossene Gesamtdarstellung vorliegt — gegenüber den Megalithkeramikern und Bandkeramikern als die minder bäuerliche oder die am spätesten bäuerlich werdende Gruppe der Jungsteinzeit, also desjenigen Zeitabschnitts, in welchem in Alteuropa sich nach und nach — während des dritten vorchristlichen Jahrtausends — ein volles Bauerntum ausbildet aus altsteinzeitlichem Sammler- und Jägertum.

Daß die Schnurkeramiker außerhalb ihrer Urheimat in den Zeiten ihres Vorrückens gegen Süden und Osten minder bäuerlich erscheinen, erklärt sich aus den Umständen. Daß aber für die spätjungsteinzeitlichen und frühbronzezeitlichen Jahrhunderte, während deren die große Ausbreitung des Indogermanentums sich vollzieht, eben die — hauptsächlich den Schnurkeramikern entstammten — Herrenschichten der Völker indogermanischer Sprache das kennzeichnende Bauernkriegertum der Indogermanen in allem

---

[1] Ernoult-Meillet, Dictionnaire étymologique de la Langue Latine, 1932, S. VIII, IX und XIII.

[2] Zum Pferd der Indogermanen (Streitaxtleute und Schnurkeramiker) vgl. Forssander, Die schwedische Bootaxtkultur und ihre kontinentaleuropäischen Voraussetzungen, Lund 1933, S. 210 ff.

ihrem Tun und Denken erkennen lassen, habe ich in „Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens" (1934) besonders für die Satem-Indogermanen nachzuweisen versucht, denen bisher meistens bäuerliches Wesen überhaupt abgesprochen worden ist. Im gleichen Buche (S. 28 ff. und 97 ff.) bin ich auch der Anschauung entgegengetreten, die in der Pferdezucht der Schnurkeramiker und später der Indogermanen — entsprechend einer Steppenurheimat des Pferdes oder seiner Ahnen — einen Hinweis auf osteuropäisch-asiatische Herkunft erkennen wollte.

Wie im nördlichen Alpenvorlande aus einer schnurkeramischen Auswanderergruppe das Italikertum entstand, wie um die mittlere und obere Donau aus einer anderen schnurkeramischen Auswanderergruppe das Keltentum, ist oben beschrieben worden. Im Gebiete der mittleren und oberen Oder ist durch abgewanderte Schnurkeramiker, wahrscheinlich zusammen mit Teilen der Aunjetitzer (vgl. S. 13 f.), die Keimzelle zum Illyrertum entstanden, dem (nach Kossinna, Menghin, Seger, v. Richthofen und anderen) wahrscheinlich die sog. Lausitzer Kultur zugeschrieben werden muß,[1] die sich etwa von 1500 bis 500 verfolgen läßt und sich bis nach Polen, Schlesien, Böhmen und Sachsen verbreitet hat.

Die indogermanischen Illyrer haben sich von Ostmitteldeutschland gegen Westungarn und die Ostalpenländer ausgedehnt, nach ihren Gräbern bei Lengyel, Komitat Tolna, in Ungarn als eine Gruppe überwiegend nordischer Rasse.[2] Die gefundenen kräftigen Schädel zeigen die Längen-Breiten-Indizes 67,5 ; 68,8 ; 74,3 und 78,2.[3] Das den Illyrern zugeschriebene Gräberfeld von Glasinać (Glasinatz) bei Serajewo, ein Gräberfeld aus der Zeit um 500 v. Chr., also aus der frühen Eisenzeit, enthielt 29 % langförmige,

---

[1] Schwarz, Illyrier, Kelten und Germanen in Ostgermanien im Lichte der Orts- und Flußnamen, Volk und Rasse, 6. Jahrgang, 1931, S. 98 ff.

[2] v. Virchow, Exkursion nach Lengyel, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 22, 1890, S. [116] ff.; vgl. ferner Hubert Schmidt, Troja-Mykene-Ungarn, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 36, 1904, S. 636 f.

[3] Der Längen-Breiten-Index gibt das Verhältnis der größten Breite des Schädels zur größten Länge des Schädels an: man drückt das Maß der größten Breite in Prozenten des Maßes der größten Länge aus; die gefundene Zahl ist der genannte Index. Übertrifft der Längsdurchmesser eines Schädels (Ansicht von oben!) beträchtlich den Querdurchmesser, so wird die Berechnung einen niedrigeren „Index" ergeben; ist der Querdurchmesser nur wenig größer als der Längsdurchmesser, so wird man einen höheren Index erhalten. Man zählt Langschädel (langförmige, dolichokrane Schädel) bis Index 74,9 aufwärts, Mittelschädel (mittelkurzförmige, mesokrane Schädel) von 75 bis 79,9, Kurzschädel (kurzförmige, brachykrane Schädel) von Index 80 aufwärts.

37 % mittlere und 34 % kurzförmige Schädel, zeigt also die Vermischung einer langschädligen Rasse mit einer oder mehreren kurzschädligen an, eine Vermischung, die in diesem stark vorwiegend dinarischen Gebiete auf die Dauer nicht ausbleiben konnte. Zupanić, der den Befund von Glasinać mitteilt, hat aber die Illyrer schon als eine Gruppe ursprünglicher „nordischer Abkunft und xantho-dolichocephal [blond-langköpfig]" erkannt.[1] Skelettreste der Lausitzer Kultur sind nicht erhalten, da die Lausitzer, d. h. die Urillyrer, noch nicht bestatteten, sondern nach indogermanischer Sitte die Toten verbrannten. Die wenigen Gebeinfunde aus den Gebieten der Lausitzer Kultur, die übrigens überwiegend nordische Formen zeigen, mögen die Reste von spärlich unter den Lausitzern siedelnden Landfremden nachbarlicher Abstammung sein.[2]

Ein schnurkeramischer Vorstoß vom östlichen Mitteldeutschland gegen Nordosten, dessen Auswirkungen sich nach den Funden erst in Finnland verlieren, hat etwa im Gebiete Südlitauens und des südlich und östlich daran angrenzenden Polens den Anstoß gegeben zur Bildung der baltischen Gruppe des Indogermanentums, also der Altpreußen (Pruzzen), Litauer und Letten.[3]

Ein schnurkeramischer Vorstoß von Ostdeutschland gegen Osten nach den westlichen Bezirken des mittleren Rußlands hat etwa im Gebiete des mittleren und oberen Dnjeprs den Anstoß gegeben zur Bildung des indogermanischen Slawentums — das also gar nicht aus der Lausitzer Kultur abgeleitet werden kann, die heute von einigen polnischen Gelehrten aus irregehender Vaterlandsliebe als „urslawisch" erklärt wird.[4] Andere polnische und die tschechischen Vorgeschichtsforscher und Rassenforscher haben als Urheimat der Slawen etwa den oben bezeichneten Bezirk angegeben, auf den von ihrer Seite her auch die Sprachwissenschaft hinweist.

---

[1] Zupanić, Die Illyrier, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 37, 1907, S. [21] und [23]; vgl. auch Weisbach, Prähistorische Schädel aus Bosnien und der Herzegowina, Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, Bd. X, 1907, S. 549 ff., S. 585.

[2] Vgl. Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. VII, 1926, S. 256.

[3] Vgl. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1929, S. 62 f.; Ebert, Neue Beiträge zur Archäologie Lettlands, Elbinger Jahrbuch, Heft 4, 1924, S. 111 ff.; Rydbeck in der S. 11, Fußnote 2, angegebenen Arbeit, S. 4. Europäus-Äyräpää, Die relative Chronologie der steinzeitlichen Keramik in Finnland I, Acta Archaeologica, Bd. I, Kopenhagen 1930, S. 190.

[4] Kiekebusch, Der Streit um die Lausitzer Kultur, Rasse, 1. Jahrgang, Heft 6, 1934, S. 217 ff.

Mehrere schnurkeramische Vorstöße sind von Ostdeutschland über Schlesien und Galizien einerseits bis Südrußland gelangt, andererseits an die untere Donau. Dort im Gebiete der sog. Bemalten Keramik, einer Untergruppe der Bandkeramik, ist aus Überschichtungen der schnurkeramischen Zuwanderer und einer oder mehrerer Gruppen schnurkeramisch-megalithkeramischer Mischbevölkerungen über die dort einheimischen bandkeramischen Bevölkerungen das Indoiranertum (Inder, Perser und Verwandte) und das Sakentum (Skythen und Verwandte) entstanden, dessen Entfaltung, Ausbreitung und Rassengeschichte ich in „Die Nordische Rasse unter den Indogermanen Asiens" (1934) zu schildern bemüht war.

In das bandkeramische Gebiet zwischen Ostalpen, Siebenbürgen und die nördlichen Balkangegenden sind verschiedene Einbrüche von Schnurkeramikern und auch wieder von Mischstämmen aus Schnur- und Megalithkeramikern eingedrungen: dort entstanden aus Überschichtungen der Zugewanderten über die bandkeramische Bevölkerung die Volkstumskeime der indogermanischen Thraker, Phryger, Philister, Hellenen und Makedonen, von denen Hellenen und Makedonen ihren Wurzeln nach als ein Volk gelten müssen und von denen die Philister später als dünne Oberschicht eines Volkes semitischer Sprache, als dessen führende „Riesen", zu dessen semitischer Sprache übergegangen sind.[1]

So haben die Schnurkeramiker jeweils den Anstoß zur Bildung eines indogermanischen Volkstums gegeben, zu dessen Rassenkern sie jeweils geworden sind, und so müssen die Schnurkeramiker auch den Anstoß gegeben haben zur Bildung des bronzezeitlichen Germanentums in dem oben (S. 18) bezeichneten „Nordischen Kreise" Norwegens, Schwedens, Dänemarks und Nordwestdeutschlands.

Gegen Ende der Jungsteinzeit muß der Vorstoß einer schnurkeramischen Gruppe gegen Nordwesten von Mitteldeutschland aus erfolgt sein: ein Vorstoß mit der kennzeichnenden „gewaltigen Stoßkraft" (S. 18), der die schließliche Eroberung des späteren germanischen Urheimatgebietes einleitete. Die Einzelheiten

[1] Zur Ableitung des Hellenentums vgl. Schuchhardt, Die Indogermanisierung Griechenlands, Forschungen und Fortschritte, Jahrgang 9, 1933, S. 481/82; Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 1934, S. 98/99.

dieses nordwestlich und nördlich gerichteten Vorstoßes sind von der Vorgeschichtsforschung bisher nur wenig geklärt worden. Die (vollzogene) Durchdringung des megalithkeramischen Gebietes im Nordwesten Europas durch eine oder mehrere Wellen von Schnurkeramikern ergibt sich aus den Funden.[1] Für die Schnurkeramiker sind außer den Formen und Schnureindrücken der Gefäße künstlerisch vollkommen gestaltete Streitäxte aus Stein bezeichnend, die den Toten bei der Bestattung beigegeben wurden; die Bestattungen selbst sind gekennzeichnet durch Einzelgräber, einzeln bestattete Tote in Steinkisten oder Flachgräbern. Die Sitte der Leichenverbrennung hat sich unter den Indogermanen erst nach der Zeit der schnurkeramischen Wanderungen verbreitet. Die Megalithkeramiker Nordwesteuropas — Einzelheiten ihrer jungsteinzeitlichen Gesittung sollen weiter unten genannt werden — sind gekennzeichnet durch die Sippenbestattungen in den Megalithgräbern, den „Riesensteingräbern" oder „Hünengräbern", den Ganggräbern, deren älteste und einfachste Formen die Dolmen des mittelsteinzeitlichen (mesolithischen) Westeuropas sind. Das Ergebnis der Durchdringung des megalithkeramischen Gebiets durch Zuwanderer aus dem Bezirke der Schnurkeramiker schildert anschaulich Jacob-Friesen nach Funden auf niedersächsischem Boden: „Neben die urtümlichen Riesensteingräber, die ganz ausgesprochen Gemeinschaftsgräber sind, treten unvermittelt die ebenfalls noch steinzeitlichen Einzelgräber unter Erdhügeln mit einer ganz anderen Grabausstattung. Diese an sich so grundverschiedenen Beisetzungsarten: hier Steinbau und Gemeinschaftsgrab, dort Erdhügel und Einzelgrab, scheinen dann zu Beginn der Bronzezeit verschmolzen zu sein, denn jetzt finden wir zwar noch Grabkammern, die aus riesigen Steinen zusammengefügt sind, die aber nicht mehr für viele Tote, sondern nur für einen errichtet und auch vollständig von einem Erdhügel überdeckt wurden."[2] So ist also Nordwestdeutschland und dann Südskandinavien von Schnurkeramikern durchdrungen und, wie man schließen muß, der

[1] Schwantes, Die Germanen, Volk und Rasse, Heft 3, 1926, S. 162; Schuchhardt, Die steinzeitliche Einwanderung der Thüringer nach dem Norden, Forschungen und Fortschritte, Bd. 4, 1928, S. 85/86; Sprockhoff, Zur Megalithkultur Nordwestdeutschlands, Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Nr. 4, 1930, S. 1 ff.; Rydbeck, Ett Bidrag till Frågan om vårt Stenalderfolks Antropologi, Lunds Universitets Årsskrift, N. F., Abt. 2, Bd. 25, 1929, Nr. 13, S. 1, S. 17; Rydbeck in der S. 11, Fußnote 2, angegebenen Arbeit, S. 70, S. 86.

[2] Jacob-Friesen, Urgeschichte in der Schule, Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 24, 1934, S. 14.

Sprache nach indogermanisiert worden. So wäre also auch das Indogermanentum der Germanen auf die Schnurkeramiker zurückzuführen, wodurch diese auch durch das Beispiel des Germanentums als der Kern alles Indogermanentums nachzuweisen wären.

Es gibt noch eine andere Annahme über die jungsteinzeitliche Indogermanisierung Nordwesteuropas, des Gebietes der späteren, bronzezeitlichen Urheimat des Germanentums: sie ist vor längerer Zeit schon von dem dänischen Vorgeschichtsforscher Sophus Müller vorgetragen worden[1] und wird heute von Rydbeck, dem schwedischen Vorgeschichtsforscher, erwogen:[2] nicht erst den Schnurkeramikern, sondern schon den „Streitaxtleuten", dem Streitaxtvolk oder Einzelgrabvolk Jütlands — dem Bootaxtvolke, wie die schwedische Vorgeschichtsforschung diese Gruppe auch benennt — sei die Indogermanisierung Nordwesteuropas zuzuschreiben. Sophus Müller leitet aber das Einzelgrabvolk doch wieder von Mitteleuropa ab und Rydbeck vom sächsisch-thüringischen Gebiete Mitteldeutschlands, ja eigentlich unmittelbar von den Schnurkeramikern, wodurch ja auch von Sophus Müller wiederum auf das Gebiet der Schnurkeramiker verwiesen wird, nur eben auf eine Welle von Auswanderern aus Mitteleuropa vor der großen spätjungsteinzeitlichen Ausbreitung der sächsisch-thüringischen Schnurkeramiker.

Über das Einzelgrabvolk Jütlands, das in der späteren Jungsteinzeit die Höhenrücken im Innern und Teile des Westens der schleswig-holsteinisch-jütländischen Halbinsel besiedelte, ist schon viel gestritten worden. Einige halten diese „Streitaxtleute", wie sie nach ihren schönen Steinbeilen auch genannt werden, für eine Gruppe skandinavischer Herkunft, andere — wie der eben genannte Rydbeck und so auch Schwantes nach seiner S. 23 angeführten Arbeit (S. 165) — für eine Gruppe mitteldeutscher Herkunft, und zwar für eine frühe Abzweigung aus dem Gesittungskreise der Schnurkeramiker, von dem ja einzelne Gruppen zwischen 3000 und 2500 v. Chr. auch schon Südrußland erreicht hatten. Einzelgrabvolk und Schnurkeramiker gehören nämlich nach Töpferei und Waffengestaltung zusammen und stimmen ja auch in der Sitte der Einzelgräber überein. Wegen der gemeinsamen Züge wollte der schwedische Vorgeschichtsforscher Åberg auch die Schnurkeramiker für

[1] Sophus Müller, Sönderjyllands Stenalder, Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie, 3. Reihe, Bd. III, 1913, S. 315 ff.

[2] Rydbeck, The earliest Settling of Man in Scandinavia, Acta Archaeologica, Bd. I, Kopenhagen 1930, S. 70, S. 86.

ursprüngliche Nordwesteuropäer, Skandinavier, ansehen und Schnurkeramik und Megalithkeramik als Gesittungen, und zwar schon als germanische Gesittungen aus gleicher nordeuropäischer Wurzel auffassen.[1] Ich möchte mich der Auffassung anschließen, die in den Streitaxtleuten, dem Einzelgrabvolke, einen frühen Ausläufer des Schnurkeramikertums vermutet. Zu einem entscheidenden Beweise reichen die bisherigen Funde nicht aus, wiewohl dieser Beweis heute durch Forssander schon nahezu ausgesprochen worden ist.[2] Dennoch erscheinen mir die Streitaxtleute nicht als eine so starke Gruppe, daß schon ihnen (und nicht erst der späteren schnurkeramischen Eroberung im Zeitabschnitt der Wende der Jungsteinzeit in die Bronzezeit) die Indogermanisierung der ganzen nordwesteuropäischen Gebiete im Bereiche der bronzezeitlichen Urheimat des Germanentums zugeschrieben werden dürfte.

Gehören aber die Streitaxtleute selbst wieder zu den Schnurkeramikern, so wäre, auch wenn ihnen diese Indogermanisierung zuzuschreiben wäre, ihr Auftreten doch kein Einwand gegen die oben vorgetragene Anschauung, daß alles Indogermanentum, auch das der Germanen, auf schnurkeramische Herrenschichten zurückzuführen sei. Die Schnurkeramiker als Kern alles Indogermanentums: diese Erkenntnis ist von Seiten der Vorgeschichtsforschung auch schon durch Schuchhardt,[3] Childe,[4] Sprockhoff (vgl. S. 18) und Menghin vorbereitet worden.[5] Die Rassenforschung wird dieser Auffassung nicht widerstreiten können.[6]

Die Schnurkeramiker zeigen sich innerhalb der schon ziemlich rassengemischten Bevölkerungen des jungsteinzeitlichen Europas als eine nahezu rassenreine, unvermischt-einheitliche Menschengruppe: schlanke Menschen mit schmalen Gesichtern, schmalen Langköpfen mit Überaugenbögen, schmalen Nasen, zurückgeneigten

[1] Åberg, Das nordische Kulturgebiet während der jüngeren Steinzeit in Mitteleuropa, Arbeten utgivna med understöd av Ekmans Universitetsfond, Uppsala, Bd. 22, 1—2, 1918, S. 66, S. 181/82.

[2] Forssander, Die schwedische Bootaxtkultur und ihre kontinentaleuropäischen Voraussetzungen, Lund 1933, S. 145, S. 147, S. 201.

[3] Schuchhardt, Alteuropa, 2. Aufl. 1926; Schuchhardt, Troja-Mykene und Alteuropa, Forschungen und Fortschritte, 8. Jahrgang, 1927, S. 153/154.

[4] Childe, The Aryans, 1926.

[5] Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit, 1931, S. 412, 556; vgl. auch Schwantes in der S. 23 angeführten Arbeit S. 165/166; Nordman, Some Baltic Problems, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 52, 1922, S. 40 ff.

[6] Günther, Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes, 1933, S. 103 ff., 119 ff.

Stirnen und mit weit über den Nacken ausladenden Hinterhäuptern.[1]

Die Gebeinfunde lassen nicht erkennen, ob die Schnurkeramiker von Haut-, Haar- und Augenfarbe hell oder dunkel waren; aber die gleichen schmalgesichtig-langschädligen Formen finden sich wieder bei den Urhellenen, von denen sich glücklicherweise aus dem Zeitabschnitt vor Ausbreitung der indogermanischen Leichenverbrennung einige Schädel erhalten haben,[2] bei später wieder bestattenden Uritalikern, bei Urslawen und Slawen bis ins Mittelalter hinein, bei Urkelten und bei den Germanen der Reihengräber, sobald diese Stämme wieder zur Bestattung übergegangen waren. Zugleich läßt sich aber die Blondheit, Helläugigkeit und Hellhäutigkeit der homerischen Hellenen, der italischen Herrenschicht, der Urslawen, Urkelten und der Germanen nachweisen,[3] ebenso wie die ursprüngliche Blondheit, Helläugigkeit und Hellhäutigkeit der einzelnen Stämme der Satem-Indogermanen Asiens und der Tocharer Ostturkistans.[4] Rückschließend darf damit auch für die — zum Kern der einzelnen indogermanischen Volkstümer werdenden — sächsisch-thüringischen Schnurkeramiker Blondheit, Helläugigkeit und Hellhäutigkeit angenommen werden. Die Schnurkeramiker müssen als eine Menschengruppe nahezu reiner nordischer Rasse angesehen werden. Diese Rasse war als Einschlag auch bei den Bandkeramikern vertreten (vgl. S. 15), als stärkerer Einschlag auch bei den Megalithkeramikern; aber als das Kernvolk nordischer Rasse erscheinen in der Jungsteinzeit nur die Schnurkeramiker.

Ansätze zu der Erkenntnis, daß alle Völker indogermanischer Sprache einander durch das Vorwiegen eines bestimmten Menschenschlages der nordischen Rasse, ursprünglich nahezu rassengleich waren, finden sich im rassekundlichen Schrifttum seit

---

[1] Schliz, Der schnurkeramische Kulturkreis, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 38, 1906, S. 336 ff.; Schliz, Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. VII, 1909, S. 260 ff.; Bd. IX, 1910, S. 209 ff.; Schliz, Beiträge zur prähistorischen Ethnologie, Bd. IV, 1912, S. 41 f.; Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, 1924, S. 70.

[2] Fürst, Ett Bidrag till de förhistoriska Grekernas Antropologi, Ymer, Bd. 52, 1932, S. 165 ff.; Fürst, Zur Anthropologie der prähistorischen Griechen in Argolis, 1930.

[3] Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, 1929; Günther, Rassenkunde Europas, 1929.

[4] Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934.

Gobineau, Essai sur l'Inégalité des Races humaines, 1853—55, auch in den Äußerungen reiner Fachwissenschafter. Die ursprüngliche Rassengleichheit zwischen Germanen und Kelten hat der Anatom Schaaffhausen schon 1855 in der „Kölnischen Zeitung" vom 25. August (Nr. 235) ausgesprochen.[1] Die ursprüngliche Rassengleichheit der Kelten, Germanen und Slawen findet sich ausgesprochen in einer Arbeit des tschechischen Vorgeschichtsforschers Niederle vom Jahre 1890,[2] der diesen Stämmen des Indogermanentums ursprüngliche Blondheit und Langschädligkeit zuschreibt. Das nordrassische Wesen der Urslawen erkannte der russische Rassenforscher Zograf bei Untersuchung altrussischer Schädel.[3]

In den wissenschaftlichen Aussprachen der Anthropologischen Gesellschaft zu Paris ist nach deren Sitzungsberichten von den 60er bis in die 90er Jahre hinein die Herkunft der indogermanischen („arischen") Völker von einer hellen, langschädligen Herrenrasse öfters erörtert worden. Frau Royer trat seit 1872 mehrfach der Annahme einer Herkunft der nordrassischen Indogermanen („Arier") aus Asien entgegen und wies auf Europa als deren Urheimat hin.[4] Auch Lombard bezeichnete eine „arische Rasse", die wir heute (nach Deniker) die nordische Rasse nennen, als diejenige überlegene Rasse, der die Gründung der Völker indogermanischer Sprache zuzuschreiben sei. Ihre Urheimat (centre d'irradiation) sei Schweden.[5] Eine Zusammenfassung aus diesen Erörterungen stellt dar Zaborowski, Les Peuples Aryens d'Asie et d'Europe, 1908. Bei Zaborowski, wie vorher bei Lapouge, L'Aryen, son Rôle social, 1899, die klare Erkenntnis, daß alles Indogermanentum ursprünglich von einer hochgewachsenen, hellen, langköpfig-schmalgesichtigen Rasse ausgegangen ist. Aus welchem Gesittungskreise Alteuropas und von welcher vorgeschichtlichen Menschengruppe diese helle Rasse abzuleiten sei, das war nach dem früheren Stande der Vorgeschichtsforschung nicht zu

---

[1] Später hat dies v. Hölder betrachtet (Die Skelete des römischen Begräbnisplatzes in Regensburg, Archiv für Anthropologie, Bd. 13, Supplement, 1882, S. 49/50). Die Verwandtschaft der Kelten und Germanen in leiblicher wie in sittentümlicher Hinsicht erwähnt um den Beginn unserer Zeitrechnung schon Strabon in seiner „Geographie" (IV, 4).

[2] Niederle, Die Skelettgräber aus der letzten prähistorischen Zeit in Böhmen, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, Bd. 20, 1890, S. [104].

[3] Zograf, Über altrussische Schädel aus dem Kreml (Burg) von Moskau, Archiv für Anthropologie, Bd. 24, 1897, S. 63.

[4] Vgl. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. VI, 1874, S. [227/228].

[5] Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. 12, 1889, S. 478.

entscheiden. Für einen Lapouge und einen Zaborowski stand aber fest, daß die Entstehungsumwelt und Urheimat dieser hellen Rasse nicht Asien, sondern Europa gewesen sein müsse, am ehesten die Gebiete Mittel- bis Nordwesteuropas.

Dadurch, daß jeweils schnurkeramische Auswanderer den Kern indogermanischer Stämme gebildet haben, erklären sich nun auch die engeren Beziehungen zwischen Kelten- und Italikertum einerseits und Germanentum andererseits, obschon doch die Germanen der Bronzezeit niemals Nachbarn der Kelten und Italiker gewesen sind. Erst seit Beginn der Eisenzeit (800 v. Chr.) rücken ja die Germanen auf thüringischem Boden gegen die keltischen Siedlungsgebiete vor, die inzwischen von der keltischen Urheimat her in die Gebiete des mittleren Rheinlaufs und bis gegen den Harz hin vorgeschoben worden waren, und erst um 500 v. Chr. gehen umfassendere kriegerische Auseinandersetzungen vor sich zwischen den Kelten und den herandrängenden Germanen, swebischen Stämmen, so zunächst im Gebiete der nordthüringischen Höhen Hainleite, Finne und Schmücke.[1]

Zu einer nachbarlichen Berührung der Uritaliker mit den Urgermanen ist es überhaupt nie gekommen. So lassen sich die S. 16 ff. behandelten auffallenden Übereinstimmungen nur dadurch erklären, daß diejenigen schnurkeramischen Gruppen, die den Anstoß zur Bildung des Italiker-, Kelten- und Germanentums gegeben haben, in ihrer jungsteinzeitlichen mitteldeutschen Urheimat nächste Nachbarn gewesen sein müssen. Italikertum, Keltentum und Germanentum reichen mit ihren schnurkeramischen Wurzeln auf eine gemeinsame Gruppe innerhalb des Schnurkeramikertums zurück, auf eine Gruppe, aus der auch das Tocharertum abzuleiten sein wird.[2]

Das Heranrücken von Eroberern nordischer Rasse ist im schweizerischen Urheimatgebiet der Italiker erkennbar durch die Zunahme schmalgesichtiger Langschädel, die beim Übergang der Jungsteinzeit in die Bronzezeit im schweizerischen Gebiete, einem vorher (und nachher) überwiegend kurzschädlig besiedelten Gebiete, zuerst zunehmen und dann in der Bronzezeit sogar vorwiegen.[3] Die Übereinstimmung der Schädel germanischer Reihengräber mit

---

[1] Neumann, Weimar in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Das Thüringer Fähnlein, Jahrgang 3, Heft 2, 1934, S. 22.

[2] Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934, S. 209.

[3] Vgl. Studer und Bannwarth, Crania Helvetica Antiqua, 1894, S. 13/14; Schenk, La Suisse préhistorique, 1912, S. 544; Schwerz, Die Völkerschaften der Schweiz, 1915, S. 115, S. 119; Reinerth, Die jüngere Steinzeit der Schweiz, 1926, S. 133 ff.; S. 219 ff.; Reinerth und Bosch,

denen der (bestattenden) Italiker hat Sergi schon behandelt.[1] Das nordische Wesen des frühen Keltentums habe ich in der „Rassenkunde Europas" (1928) betrachtet.

Einen Rückschluß auf die Rassenmerkmale der Schnurkeramiker, auf deren schlanken, verhältnismäßig hohen Wuchs und deren

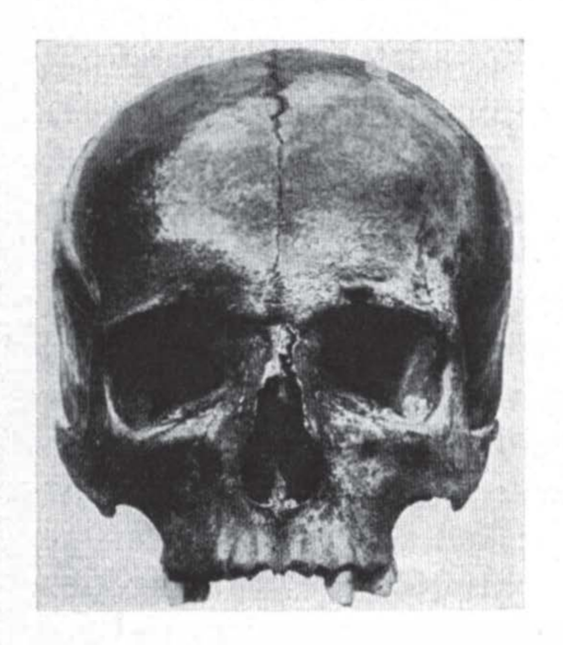
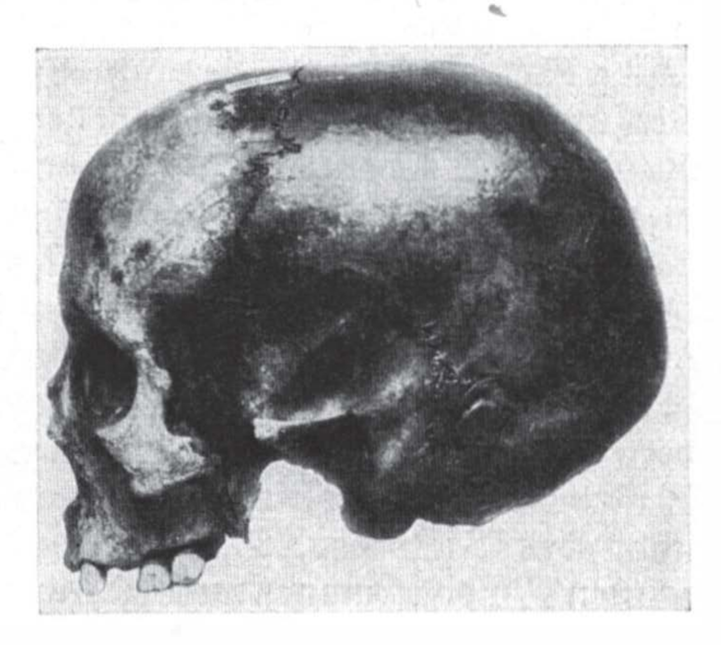
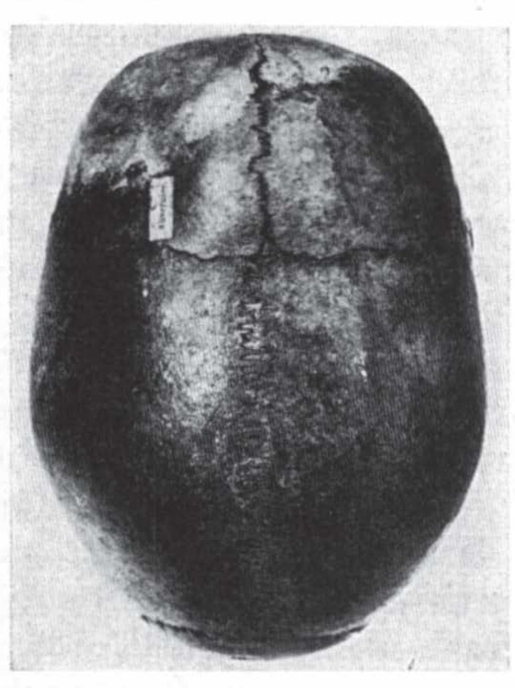
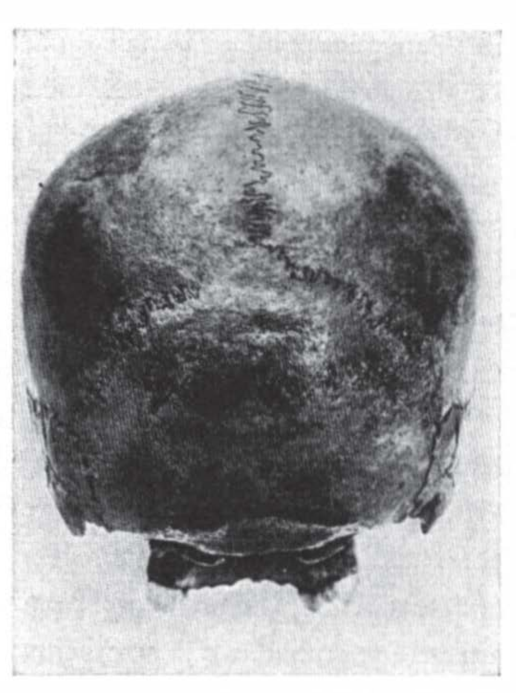





Abb. 4. Weiblicher Schädel nordischer oder vorwiegend nordischer Rasse aus der Bronzezeit, gefunden in Auvernier (Schweiz); Längen-Breiten-Index 72,1. (Nach Studer u. Bannwarth, Crania Helvetica Antiqua.)

helle Farben, läßt aber auch der heutige rassische Befund der gesamten Bevölkerungen indogermanischer Sprache zwischen Is-

Das Grabfeld von Sarmenstorf, Anzeiger für die Schweizerische Altertumskunde, N. F., Bd. 31, 1929, S. 4, S. 7.

[1] Sergi, Über den sog. Reihengräbertypus, Centralblatt für Anthropologie, Bd. III, 1898, S. 1—8.

land, Portugal und Indien zu: wieweit diese Völker, die heute nur nach der Sprache und einigen geistigen Überlieferungen noch zusammengehören, sich im Laufe von drei bis vier Jahrtausenden voneinander im Rassentümlichen entfernt haben mögen durch Kreuzungen mit den Rassen, die in den Gebieten ihrer vor- und frühgeschichtlichen Eroberungen einheimisch waren, ein Einschlag ist ihnen allen heute noch gemeinsam: der Einschlag einer schlanken, hochgewachsenen, hellen, schmalgesichtig-langköpfigen Rasse. Für das heutige indogermanische Sprachgebiet Asiens trifft dies auch für die Gegenwart noch zu, wofür ich Zeugnisse zusammengestellt habe in „Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens" (1934). Die heutigen Inder sind nicht nur die Spracherben derjenigen Inder, die sich gegenüber den dunklen Einwohnern Vorderasiens selbst als Hari „die Blonden" bezeichnet haben, sondern in einigen Stämmen und einigen Geschlechtern der höchsten Kasten auch noch Blutserben der hellen Inder aus dem Zeitalter des Rigwedas. Der gemeinsame helle Einschlag im gesamten Indogermanentum ist aber hauptsächlich auf die nordische Gruppe der Schnurkeramiker zurückzuführen, wenn auch — besonders für Kelten und Germanen — nicht übersehen werden darf, daß auch den Bandkeramikern ein nordischer Einschlag, den Megalithkeramikern sogar ein starker nordischer Einschlag eigen war. Die nordische Rasse ist, wie noch zu erwähnen sein wird, nicht erst durch die Schnurkeramiker und nicht erst gegen Ende der Jungsteinzeit durch Auswanderer verbreitet worden.

Die Bezeichnung „Nordische Rasse" für den hochgewachsenen, schlanken, hellen, schmalgesichtig-langköpfigen Menschenschlag, den der schwedische Naturforscher Linné schon als Homo europaeus beschrieben hatte, stammt von dem russischen Rassenforscher Deniker, der diese Bezeichnung um 1900 vorgeschlagen hat.[1] Deniker hat in französischer Sprache von race nordique gesprochen, weil er diese Rasse im heutigen Nordwesteuropa, Schweden, Norwegen, Dänemark, Nordwestdeutschland und Schottland am reinsten erhalten fand. Der gleiche Menschenschlag war aber schon öfters unter anderen Namen nach vorgeschichtlichen und geschichtlichen Gebeinfunden und nach seinem Vorkommen in heutigen Bevölkerungen beschrieben worden, so etwa als „Reihengräbertypus" (Ecker) oder als „Germanentypus" (A. Retzius) oder als Teutonic race (Ripley).

---

[1] Vgl. Deniker, Les Races et les Peuples de la Terre, 1. Aufl. 1900, 2. Aufl. 1926.

Man hat früher diese Rasse, die nordische, auch gerne von Nordeuropa, von Schweden und Norwegen, abgeleitet, wo sie heute in den Bevölkerungen (mit Ausnahme mancher Gebiete der norwegischen Westküste) noch stark überwiegt. Diese Ableitung vom steinzeitlichen Skandinavien läßt sich nicht aufrecht erhalten, zumal ja nicht nur Skandinavien, sondern große Teile Norddeutschlands in den Eiszeiten vom Eise der aus Skandinavien vorgeschobenen Gletscher bedeckt waren. Erst um 12000 v. Chr. wurde Südschweden eisfrei. Die Bezeichnung „Nordische Rasse" darf also nicht im Sinne einer Angabe der Entstehungsumwelt und steinzeitlichen Herkunft dieses Menschenschlags gebraucht werden. Die Nordische Rasse ist nicht im heutigen Norden Europas, sondern in Mitteleuropa entstanden, also im späteiszeitlichen und nacheiszeitlichen „Norden" des besiedelbaren Europas, am Rande des zurückweichenden Eises. Die altsteinzeitlichen Wurzeln der nordischen Rasse sollen weiter unten erörtert werden. In der Jungsteinzeit tritt dieser Menschenschlag nahezu rasserein hervor eben in den sächsisch-thüringischen Schnurkeramikern.

Diejenigen Schnurkeramiker, die in Nordwesteuropa den Anstoß zur Entstehung des Germanentums gegeben haben, sind aber in Nordwestdeutschland, in Dänemark, Schweden und Norwegen, nicht in menschenleere Landschaften eingerückt. Sie fanden vielmehr dort schon einheimische Bevölkerungen vor, die ebenso viel wie sie, wenn nicht mehr als sie, zum später, in der frühen Bronzezeit, entstehenden Germanentum beigetragen haben: die erwähnten Bevölkerungen der Megalithkeramiker. Daher im folgenden ein Überblick über die vorgeschichtlichen Gesittungskreise, aus deren Verschmelzung sich das Germanentum erklärt:

1. Die Schnurkeramiker Mitteldeutschlands mit den durch Schnureindrücke verzierten Gefäßen und den künstlerisch gestalteten Hammerbeilen, die zusammen mit der Pferdehaltung der Schnurkeramiker den Eindruck herrentümlichen Kriegertums erwecken, die eigentlich ausbreitungsfreudige Gruppe des jungsteinzeitlichen Alteuropas. Gerade die Tongefäße, die seit der mittleren Steinzeit (Mesolithikum) in Alteuropa auftraten, sind wertvolle Zeugen vorgeschichtlicher Wanderungen, denn bei ihrer Gebrechlichkeit (die viel größer war als die heutiger Ton- oder Steingutgefäße) verbreiteten sich solche Töpferwaren nur selten durch Handel und nie in entlegenere Gegenden, meistens nur durch Abwanderungen der sie herstellenden Menschengruppe, deren Frauen immer wieder neue Gefäße für zerbrochene fertigten. Die Frage der Ableitung der jungsteinzeitlichen Schnurkeramiker von einer mittel-



Abb. 5. Schnurkeramisches Grab (Steinkiste) aus Oberesperstedt (Kreis Mansfeld, Provinz Sachsen).

Aus der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle a. d. S.)

steinzeitlichen (mesolithischen) Menschengruppe Mitteleuropas soll weiter unten gestellt werden.

2. Die Megalithkeramiker des Nord- und Ostseekreises der Jungsteinzeit. Ihre Töpferei wird auch als „nordische Tiefstichkeramik" bezeichnet, weil die Zierformen der Gefäße durch Einstiche in die noch weiche Tonmasse mit spitzen Geräten hervorgebracht wurden. Megalithkeramiker heißen diese Bevölkerungen, weil sie die Schöpfer der „Riesensteingräber" (Megalithgräber; megas = groß, lithos = Stein) sind, die sich auf heutigem deutschem Gebiete in Schleswig-Holstein, Hannover, Oldenburg, Mecklenburg, Pommern und im Norden der Mark Brandenburg finden. Diese „Hünenbetten" als Sippengrabstätten leiten sich von den mittelsteinzeitlichen (mesolithischen) Dolmen Westeuropas ab. Auch in der Bearbeitung der Steingeräte der Megalithkeramiker zeigen sich Zusammenhänge mit den altsteinzeitlichen (paläolithischen) Formen Westeuropas und Nordwesteuropas. Die Sonderentwicklung der Tonwaren, Geräte und Gefäße läßt erkennen, daß die Megalithbevölkerung Nordwesteuropas in einer gewissen Abschließung vom übrigen Alteuropa eine auch künstlerisch hochstehende jungsteinzeitliche Gesittung geschaffen hat, deren uns erhaltene Reste auf einen hochstehenden Menschenschlag schließen lassen.

Zusammenhänge dieses Menschenschlags und seiner Gesittung mit den mittelsteinzeitlichen Bevölkerungen der Mullerup- oder Maglemose-Kultur Dänemarks und der kökkenmöddinge sind er-

kennbar, d. h. mit den besonders in Dänemark auftretenden Bevölkerungen von Muschelessern aus der Zeit vor und um 5000 v. Chr. (Die Küchenabfälle, dänisch kökkenmöddinger, dieser Menschen, darunter viele Muschelschalen, bilden da und dort große Anhäufungen, aus denen spärliche Funde von Geräten und einige Schädelbruchstücke geborgen worden sind). Die Megalithkeramiker waren vermutlich zum Teil Nachkommen dieser Muschelesser der mittleren Steinzeit (Mesolithikum), geologisch gesprochen: der Ancylus- und Litorinazeit, zum anderen Teil Nachkommen altsteinzeitlicher (paläolithischer) Bevölkerungen Westeuropas.

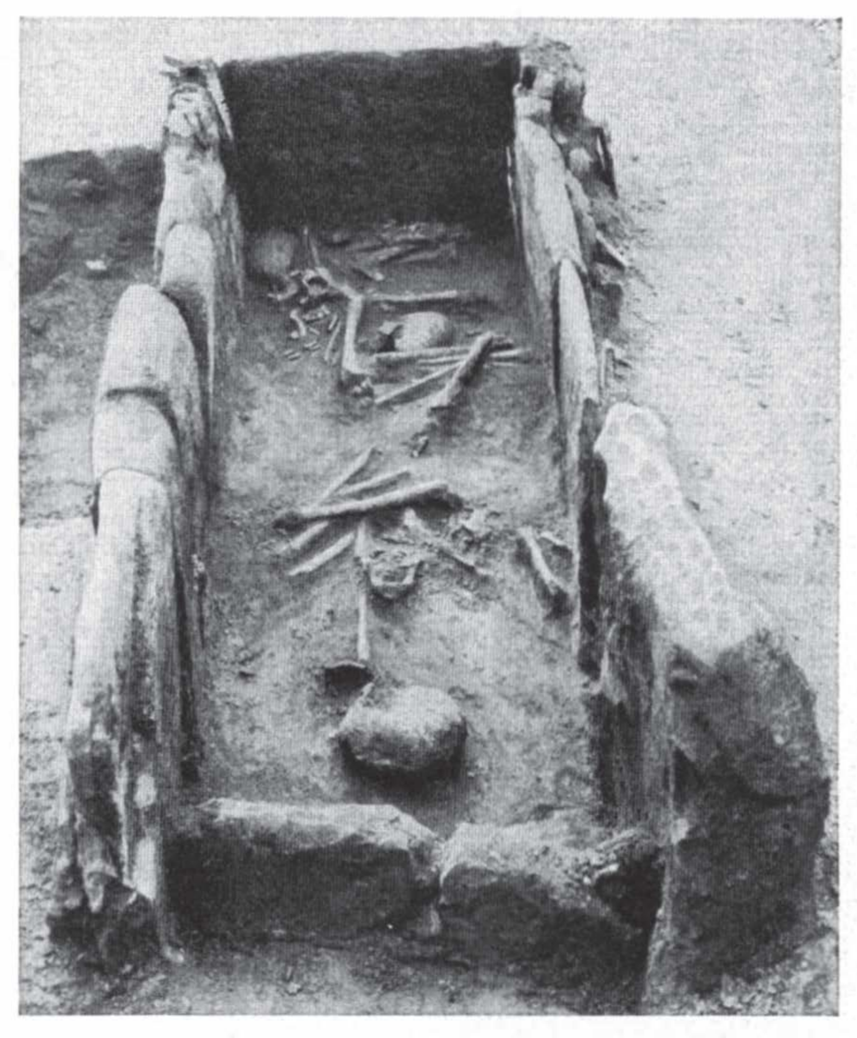


Abb. 6. Schnurkeramisches Grab (Steinkiste) aus Unteresperstedt (Kreis Mansfeld, Provinz Sachsen).
(Aus der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle a. d. S.)

Von den Bevölkerungen der Kökkenmöddinge und der sog. Mullerup- oder Maglemose-Kultur,[1] bezeugt durch die Funde bei den dänischen Ortschaften Fannerup, Holbaek, Svaerdborg, Mullerup (Maglemose) usw., sind Gebeine in zu geringer Zahl und in zu schlechter Beschaffenheit erhalten, als daß sich ein sicheres Urteil über ihre rassische Eigenart aussprechen ließe. In Maglemose kamen ein Schenkelknochen, ein Fingerglied und ein kindlicher Unterkiefer zutage; bei Svaerdborg Bruchstücke eines Schädels, von Rippen, von einem Ober- und Unterarm, von einem Schenkel und Schienbein und von Handknochen. Diese

[1] Sarauw, Maglemose, ein steinzeitlicher Wohnplatz im Moore bei Mullerup auf Seeland, verglichen mit verwandten Funden, Prähistorische Zeitschrift, Bd. III, 1911, S. 52 ff.; Bd. VI, 1914, S. 1 ff.

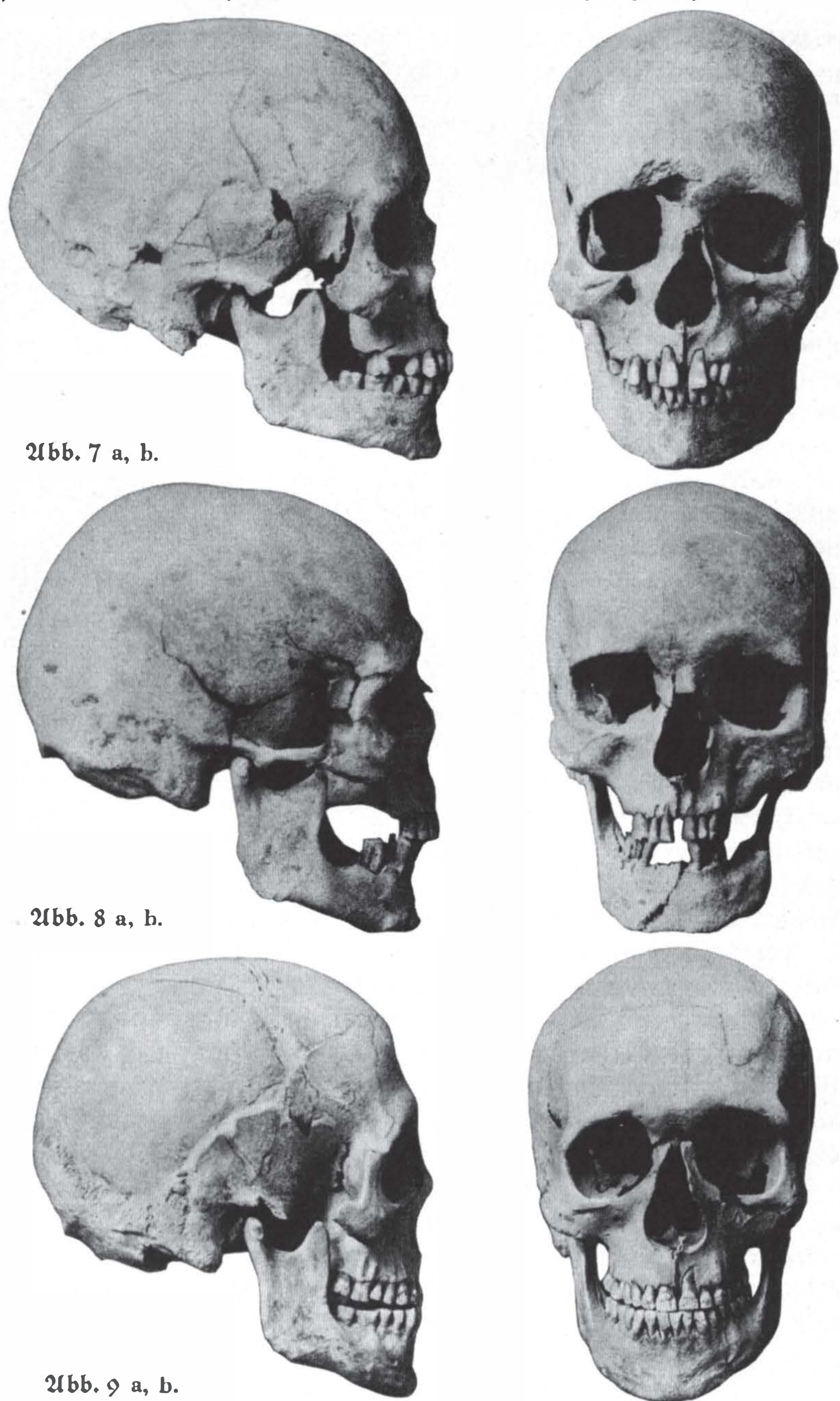


Abb. 7 a, b.

Abb. 8 a, b.

Abb. 9 a, b.

Abb. 7—9. Schädel aus Rössen. (Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin.)

Gebeinreste schließen sich am ehesten an Formen der nordischen und der fälischen Rasse an.[1]

Zwischen den Gebieten der Megalithkeramiker einerseits und denen der Schnurkeramiker andererseits haben sich im Gebiete der mittleren Elbe einige Mischgesittungen ausgebildet aus megalith-band- und schnurkeramischen Einflüssen, so die Gesittungen von Walternienburg (bei Magdeburg), von Bernburg und von Rössen (Kreis Merseburg).[2] Die Bevölkerungen dieser Gebiete sind zum Teil abgewandert und haben im Süden Mitteleuropas zur Entstehung des Hellenen-, Kelten- und Italikertums beigetragen; zum anderen Teil sind sie später im Megalith- und Schnurkeramikertum aufgegangen bzw. in dem aus beiden jungsteinzeitlichen Gruppen entstehenden Germanentum der früheren Bronzezeit.



Abb. 10. Hockergrab aus Rössen (Kreis Merseburg).
(Aufn.: Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin.)

Ihrer rassischen Eigenart nach stehen diese Mischgruppen nach ihren Gebeinresten, wie zu erwarten ist, den Megalith- und Schnurkeramikern nahe, auch den überwiegend nordischen Gruppen der ostmitteldeutschen Bandkeramiker. Ein leichter Einschlag einer kurzschädligen Rasse ist bei den Rössenern bemerkbar.[3]

3. Die Streitaxtleute, das jütländische Einzelgrabvolk, dessen Herkunft, wie S. 24 berichtet worden ist, noch umstritten wird und von dem auf schleswig-holsteinisch-jütländischem Boden bisher Gebeinreste nicht ge-

---

[1] Vgl. Nielsen, Fund i Svaerdborg og Mullerup Moser af Skeletdele af Mennesker fra den ældste Stenalder, Aarböger for nordisk Oldkyndighed og Historie, III. Reihe, Bd. 3, 1921, S. 205 ff.; Reche, Die Schädel aus der Ancyluszeit vom Pritzerber See und ihre Beziehungen zu den steinzeitlichen Rassen Europas, Archiv für Anthropologie, Bd. 49, 1928, S. 170 ff.

[2] Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland, 2. Aufl., 1934, S. 81—98; Kiekebusch, Deutsche Vor- und Frühgeschichte, 1934, S. 36 ff.

[3] Schliz, Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den einzelnen Kulturkreisen der Urgeschichte, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. VII, 1909, S. 258 f.; Bd. IX, 1910, S. 211 f., 219; Schliz, Beiträge zur prähistorischen Ethnologie, Prähistorische Zeitschrift,

funden worden sind. Über einige Funde, darunter auch zeitlich nicht sicher einzuordnende Schädelfunde auf schwedischem Gebiete, die den Streitaxtleuten zugeschrieben werden, wird weiter unten berichtet.

Aus diesen drei Gruppen und durch deren Verschmelzung in der frühesten Bronzezeit ist das Germanentum der Bronzezeit entstanden. Die indogermanische Mundart dieses Germanentums, sowie die kennzeichnend indogermanischen Züge der germanischen Gesittung, hat dieses so entstandene Germanentum einem schnurkeramischen Erobererstamme zu danken. Eine der von Mitteleuropa abgewanderten schnurkeramischen Gruppen hat im Zeitabschnitt des Übergangs der Stein- in die Bronzezeit Nordwesteuropa indogermanisiert.

Aus dem sprachlichen Vorgang dieser Indogermanisierung erklären sich vielleicht bestimmte Wörter des See- und Küstenlebens, zu denen sich in den übrigen indogermanischen Sprachen keine Entsprechungen finden. Solche Wörter sind See, Damm, Schiff, Boot, Segel, Steuer, Bord, Brise, Hafen, Ebbe, Klippe, Strand, Geest, Au (= Insel), Netz und andere. Daß diese Wörter in den anderen indogermanischen Sprachen nicht vorkommen, ist noch kein Beweis, daß sie nicht indogermanisch sind, daß sie einem anderen alteuropäischen Sprachstamme, der ausgestorben ist, entnommen sind; denn die anderen indogermanischen Sprachen könnten eben diese Wortstämme verloren und durch andere ersetzt haben. Aber die Anzahl dieser Wörter, die alle dem gleichen Lebensgebiete zugehören, fällt doch auf und läßt vermuten, daß es sich um Wörter der seegewohnten Megalithbevölkerung nicht-indogermanischen Sprachstamms handle, die von einer indogermanischen und indogermanisierenden Gruppe der Schnurkeramiker binnenländischer Herkunft übernommen worden sind. Die Indogermanen sind nach ihrem ursprünglichen Wortschatze durchaus als eine binnenländische Stämmegruppe zu erkennen: ihnen fehlt ein gemeinsames Wort für „Meer", gemeinsame Wörter, die größere Seen bezeichnen und gemeinsame Fischnamen. Nach dem Bericht des Pytheas von Massilia sollen zu Pytheas' Zeit, d. h. im 4. vorchristlichen Jahrhundert, an der Nordsee noch nicht-germanische Stämme, anscheinend sogar nicht-indogermanische Stämme, gewohnt haben. Bojunga vermutet, daß aus deren Sprachstamm solche Wörter entnommen seien wie Ziefer,

Bd. IV, 1912, S. 42, S. 46; Schliz, Die Vorstufen der nordisch-europäischen Schädelbildung, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. XIII, 1915, S. 88 ff.; Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, 1924, S. 39, S. 45.

treffen, treiben, töten, schneiden, rösten, Blut, Fleisch, Bein, Zauber, Los und einige andere — alles Wörter, die sich auf Tieropfer beziehen lassen.[1] Soll man der Erzählung des Marseiller Griechen Pytheas vertrauen und soll man annehmen, es hätten sich bis in seine Zeit in Nordwestdeutschland Reste vorindogermanischer Stämme gehalten?

Auch die Durchbrechung der indogermanischen Zehnerrechnung (Dezimalsystem) durch eine Zwanzigerrechnung (vigesimales System), die sich besonders auf keltischem Gebiete zeigt, könnte einer Einwirkung ursprünglich nicht-indogermanischer Nordwesteuropäer zuzuschreiben sein. Spuren einer mutterrechtlichen Einwirkung auf das vaterrechtliche Germanentum sind vermutet worden nach Berichten bei Tacitus (Germania 20; Annalen XII, 29), die außer dem Familienvater, dem kennzeichnend indogermanischen pater familias, dem die Familie, ursprünglich die Großfamilie[2] gehorchte, auch dem Mutterbruder innerhalb der Sippe eine gewisse herrschende Stellung zuschreiben. Das ganze Indogermanentum besitzt eine kennzeichnend vaterrechtliche Familienordnung; für die Megalithkeramiker der Jungsteinzeit wollte Paudler, der auch auf die Einwirkung einer Zwanzigerrechnung und andere vielleicht zu erwägende Züge einer vorgermanischen Gesittungsvermischung hingewiesen hat,[3] eine mutterrechtliche Familienordnung annehmen.[4]

Die vielumstrittene und noch nicht befriedigend erklärte Germanische Lautverschiebung (oder Erste Lautverschiebung, der in frühmittelalterlicher Zeit die Zweite, die Hochdeutsche Lautverschiebung innerhalb des Deutschen gefolgt ist), eine lautgesetzlich einheitliche Abwandlung bestimmter ursprünglich gemein-indogermanischer Laute zu anderen Lauten, die nun eben für das Germanische bezeichnend wurden, diese Lautverschiebung ist von Paudler und anderen ebenfalls als eine Auswirkung der Indogermanisierung nordwesteuropäischer Bevölkerungen durch indogermanische Eroberer gedeutet worden: im Munde der ihre Sprache aufgebenden Nicht-Indogermanen hätten die indogerma-

---

[1] Bojunga, Werden und Wesen der deutschen Sprache in alter Zeit, bei Nollau, Germanische Wiedererstehung, 1926, S. 492.

[2] Hermann, Die Eheformen der Indogermanen, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-Histor. Klasse, Fachgruppe III, N. F., Bd. I, 1934, S. 36 ff.

[3] Paudler, Die hellfarbigen Rassen und ihre Sprachstämme, Kulturen und Urheimaten, 1924.

[4] Über Mutterrecht und Vaterrecht vgl. Westermarck, A History of Human Marriage, 1926; Westermarck, A Short History of Human Marriage, 1925.

nischen Laute eine bestimmte Abwandlung erfahren, die schließlich für die Sprechweise aller germanischen Stämme kennzeichnend geworden sei.[1] Ich vermag nicht, mich dieser Erklärung anzuschließen, denn die Germanische Lautverschiebung fällt in die Zeit um 500 v. Chr., während die Durchdringung des megalithkeramischen Gebiets in Nordwesteuropa durch indogermanische Schnurkeramiker schon gegen Ende der Steinzeit, um die Wende vom 3. in das 2. Jahrtausend erfolgt war. Ein solcher Lautwandel hätte sich doch nach Verschmelzung der Einheimischen mit den Zuwanderern innerhalb einiger Geschlechterfolgen durchgesetzt — zumal die Sprache ja nicht durch eine Schrift befestigt war. Daß man die Germanische Lautverschiebung auch ohne die angeführte „Substrat-Theorie", und zwar als einen „innersprachlichen Vorgang" erklären kann, möchte Kretschmer zeigen.[2]

Alle diejenigen Züge oder doch viele derjenigen Züge des frühen Germanentums, welche dieses in seiner Gesittung und in seinem seelischen Wesen von Gesittung und Wesen der anderen indogermanischen Volkstümer unterscheiden, dürfen — soweit es sich nicht deutlich um Züge handelt, die allein durch die Umwelt des Gebiets und der äußeren geschichtlichen Ereignisse zu erklären sind — hauptsächlich dem rassenseelischen Erbe der Megalithbevölkerung zugeschrieben werden: so eine gewisse seelische Schwere und Wucht, eine gewisse trotzige Verschlossenheit, welche die Germanen besonders von den ihnen sonst so verwandt erscheinenden homerischen Hellenen unterscheidet, den Hellenen, die allerdings in ihrer Landschaft und bei ihrer Stellung als Herren über zahlreichen Unterworfenen besonders umwelt-entlastet sich entfalten konnten.[3] Vieles von dem Unterschied, der bei aller nahen ursprünglichen Verwandtschaft zwischen Germanen und Hellenen zu erkennen ist, läßt sich durch die rassische Zusammensetzung des

[1] Die Indogermanisierung einer vorgermanischen oder, wie er es auffaßt, einer germanischen Bevölkerung hat zuerst Chavée angenommen (Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 2. Reihe, Bd. IX, 1874, S. 621). Er vertrat dabei die zuletzt durch Kretschmer widerlegte Ansicht, die germanischen Sprachen seien „verdorbene und abgewandelte Formen der schönen indogermanischen Grundsprache" (des formes gâtées et altérées de la belle forme aryenne).

[2] Kretschmer, Die Urgeschichte der Germanen und die germanische Lautverschiebung, Wiener Prähistorische Zeitschrift, Bd. IX, 1932, S. 269 ff.

[3] Wie nahe die ursprüngliche — durch gemeinsame Herkunft von schnurkeramischen Auswanderergruppen gegebene — Verwandtschaft zwischen Germanentum und Hellenentum dennoch ist, stellt überzeugend dar Melzer, Griechen und Germanen, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Bd. 29, 1912, S. 385 ff.

Germanentums erklären, das mit dem frühen Hellenentum das Vorwiegen der nordischen Rasse gemein hat, das sich aber durch einen fälischen Einschlag vom Hellenentum unterscheidet.

Diese rassische Zusammensetzung des Germanentums soll jetzt noch einmal im Zusammenhang betrachtet werden, nachdem bisher mehr die Gesittungskreise gekennzeichnet worden sind, aus deren Verschmelzung das Germanentum entstanden ist:

Von den Streitaxtleuten Schleswig-Holsteins und Jütlands sind bisher Gebeinreste nicht gefunden worden. Sie waren wahrscheinlich mit den Schnurkeramikern nicht nur der Gesittung nach verwandt, sondern auch der Rasse nach und dürften dann als ein nahezu reinrassig nordischer Stamm angesehen werden. In Schonen (Südschweden) haben sich Gebeinreste gefunden, die von Rydbeck den Streitaxtleuten zugeschrieben werden. Zwei Skelette sind aber zeitlich nicht sicher einzuordnen; der Längen-Breiten-Index des Schädels beträgt beim einen 78,1; der Schädel selbst erinnert an den von Borreby, einen vereinzelten Schädel aus Seeland (Dänemark) und vom Ende der Jungsteinzeit, den man wohl als fälisch-dinarisch mit groben urtümlichen Zügen auffassen darf. Der andere, zeitlich nicht sicher einzuordnende Schädel wird als langförmig an der Grenze zur Mittelkurzschädligkeit (Mesokranie) beschrieben. Zwei weitere Schädel gehören wahrscheinlich einem späteren Zeitabschnitt, nicht dem der Ausbreitung der Streitaxtleute, an: der eine, der eines 1,72 m großen Mannes, hat den Längen-Breiten-Index 79,3 ergeben; der andere, der einer 1,65 m großen Frau, den Index 86,1. Mit größerer Bestimmtheit gehören zur Gruppe der südschwedischen Streitaxtleute einige nicht mehr meßbare Kinderschädel, ein langförmiger Schädel mit dem Längen-Breiten-Index 69,9, den Rydbeck zur nordischen Rasse zählen möchte, ein nahezu langförmiger männlicher Schädel mit dem Index 76,3, den Rydbeck ebenfalls der nordischen Rasse nahestehend findet, ferner ein mäßig kurzförmiger männlicher Schädel mit Index 80, der eines 1,66 m großen Mannes, und ein mäßig kurzförmiger Schädel mit Index 80,1, der einer 1,55 m großen Frau. Auch diese Schädel, deren „aristokratische" Züge und deren betontes Kinn er erwähnt, findet Rydbeck der nordischen Rasse nahestehend,[1] höchstens daß die Form der Augenhöhlen an die Crô-

[1] Obschon die nordische Rasse als langschädlig bzw. langköpfig bezeichnet werden muß, wird man einzelne Schädel mit Längen-Breiten-Indizes über



Abb. 11. Schnurkeramisches Grab aus Erfurt (junger Mann).

Abb. 12. Schnurkeramisches Grab aus Gispersleben bei Erfurt (erwachsener Mann).

(Aufn.: Studienrat Ernst Lehmann, Merseburg.)

Magnon-Rasse erinnere.[1] Demnach würde die südschwedische Gruppe der Streitaxtleute als eine in Wuchs und Schädelformen uneinheitliche Bevölkerung erscheinen, am ehesten als überwiegend nordisch mit Einschlägen einer oder mehrerer Kurzschädelrassen, wie sie ja im jungsteinzeitlichen Schweden vertreten waren und vielleicht die älteste Rassenschicht Schwedens und Norwegens ausmachen, älter als Megalith- und Schnurkeramiker bzw. Streitaxtleute (vgl. S. 46.)

75, falls ihre sonstigen Formen, besonders die ausladende Form des Hinterhaupts, die der nordischen Rasse sind, allein wegen dieses höheren Längen-Breiten-Indexes noch nicht für mindernordisch ansehen. Man wird in einzelnen Fällen solche Schädel auch bis zum Index 78 oder 79 noch als nordisch ansprechen dürfen, mindestens als der nordischen Rasse ganz nahestehend.

[1] Rydbeck, Ett Bidrag till Frågan om vårt Stenalderfolks Antropologi, Lunds Universitets Årsskrift, N. F., Abt. 2, Bd. 25, 1929, Nr. 13, S. 7—15.

Die Schnurkeramiker sind als nahezu reinrassig nordisch beschrieben worden (S. 25 f. und 29 f.), als das nordische Kernvolk des jungsteinzeitlichen Alteuropas. Nach ihrer Körperhöhe, im Durchschnitt 163,8 cm,[1] haben sie den höheren Wuchs der nordischen Rasse noch nicht erreicht, was wahrscheinlich zum großen Teil als ein erscheinungsbildlicher (phänotypischer) Zug, nicht als ein erbbildlicher (genotypischer, idiotypischer) zu deuten ist: ein

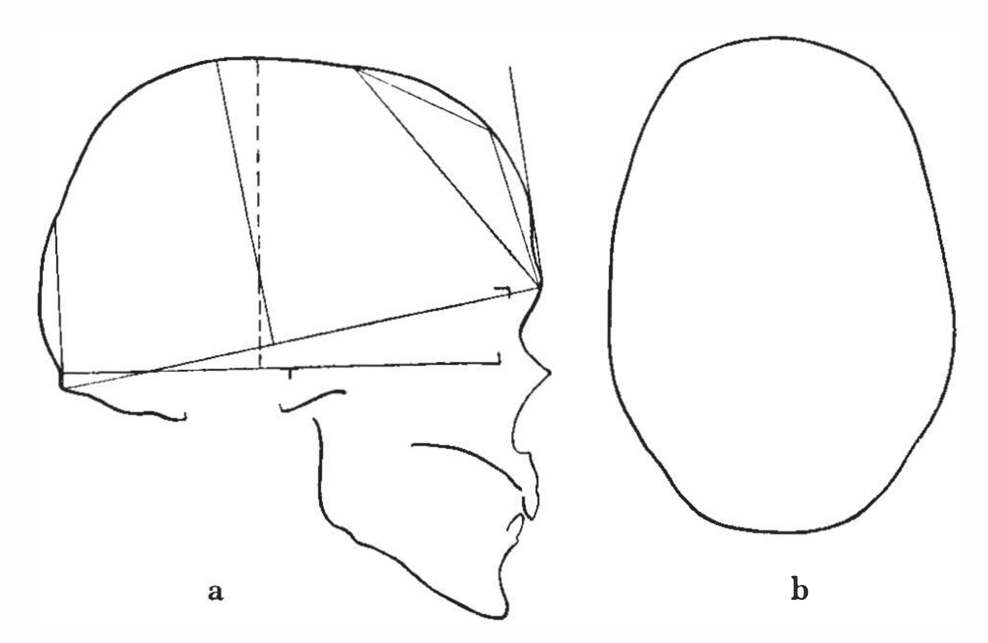


Abb. 13 a, b. Schädel eines Schnurkeramikers aus Marschwitz (Schlesien) nach Schliz.
(Aus Archiv für Anthropologie, Bd. IX, 1910.)

Zurückbleiben hinter den erbbildlichen Möglichkeiten als Folge noch stärker lastender Umweltverhältnisse. In der Bronzezeit setzte gegenüber der Steinzeit, soviel sich erkennen läßt, eine Hebung des Wuchses der mittel-, west- und nordeuropäischen Bevölkerungen ein, die sich bis zur merowingisch-fränkischen Zeit verfolgen läßt.[2] Von den mitteleuropäischen Gruppen erscheinen aber die Schnurkeramiker schon in der Jungsteinzeit als die höher gewachsenen; die Bandkeramiker sind durchschnittlich nur 153,1 cm hoch.[1]

Auch die nach Süddeutschland abgewanderten Schnurkeramiker erscheinen als eine nahezu rein nordrassische Menschengruppe.

Bei den Megalithkeramikern lassen sich drei Schädelformen unterscheiden: 1. eine Gruppe von Langschädeln, 2. eine

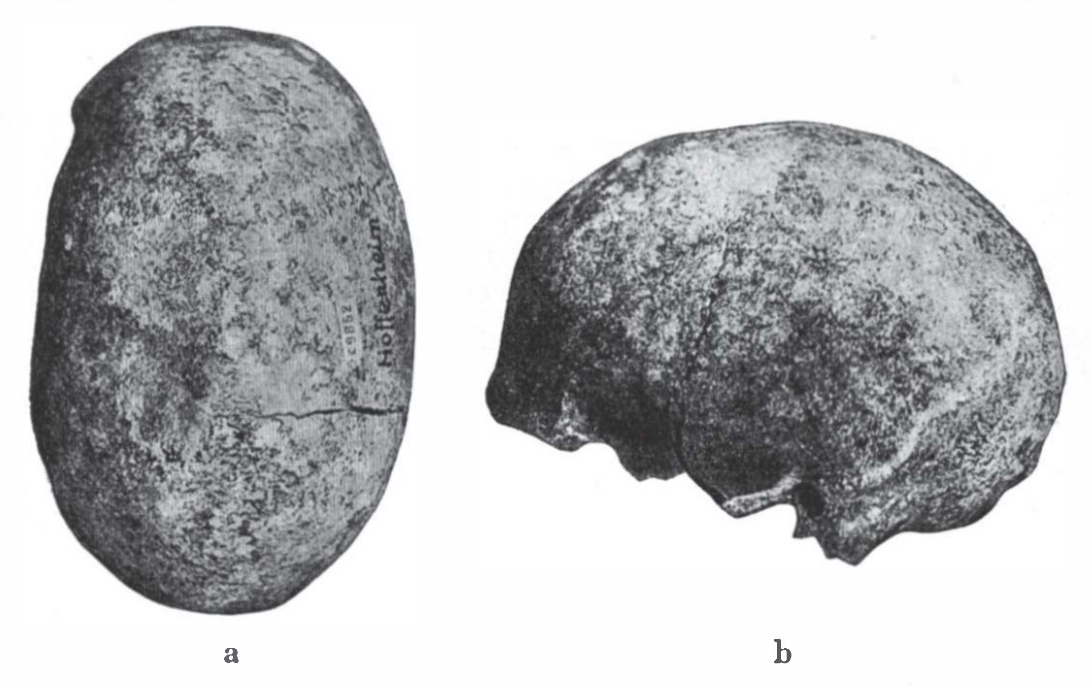
---

[1] Reche, Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen, Archiv für Anthropologie, Bd. VII, 1909, S. 320.

[2] Matiegka, Über den Körperwuchs der prähistorischen Bevölkerung Böhmens und Mährens, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 3. Folge, Bd. 11, 1911, S. 354, 357, 362.

Gruppe von Kurzschädeln, und 3. eine Übergangsform zwischen den beiden anderen, die wahrscheinlich durch Kreuzung der anderen entstanden ist.

Die Langschädel sind nach den Durchschnittsmaßen, die an ihnen genommen worden sind, niedrig gebaut, von oben gesehen (Scheitelansicht) länglich-elliptisch bis länglich-eirund, mit mittelhohem, mittelbreitem Gesicht, mittelbreiter Nase, kräftigen Überaugenbögen und über den Nacken ausladendem Hinterhaupt.[1]



a b

Abb. 14 a, b. Schädel eines Schnurkeramikers aus Hoffenheim (Baden).
(Aus Archiv für Anthropologie, 1910.)

Dieser Kennzeichnung liegen die Durchschnittswerte zugrunde; die Langschädelgruppe ist jedoch nicht einheitlich, sondern aus zwei Langschädelrassen zusammengesetzt: einer schmalgesichtigen und einer breit- oder niedriggesichtigen, deren eine als die nordische, deren andere als die fälische Rasse zu erkennen ist.[2] Damit ist erwiesen, daß die nordische Rasse als ein Einschlag schon vor der Zuwanderung der Streitaxtleute und der Schnurkeramiker bei den Bevölkerungen Nordwestdeutschlands und Südskandinaviens

[1] Schliz, Die vorgeschichtlichen Schädeltypen der deutschen Länder in ihrer Beziehung zu den Kulturkreisen der Urgeschichte, N. F., Bd. VII, 1909, S. 259 ff.; Schliz, Die Vorstufen der nordisch-europäischen Schädelbildung, Archiv für Anthropologie, Bd. 41, 1915, S. 184 ff.; Schliz, Beiträge zur prähistorischen Ethnologie, Prähistorische Zeitschrift IV, 1912, S. 42, S. 45; Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, 1924, S. 8 ff., 24 ff., 29 ff., 69 f.

[2] Über die leiblichen und seelischen Züge dieser Rassen vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes; Günther, Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes.

vertreten war. Tatsächlich zeigt der Schädel von Stångenäs (Bohuslän, Schweden) aus der Zeit um 6000 v. Chr. schon nordische Formen.

Die andere Langschädelrasse im Rassengemisch der Megalithkeramiker ist die fälische Rasse, wie ich die jungsteinzeitliche Fortsetzung der spät-altsteinzeitlichen (jungpaläolithischen) Rasse von Crô-Magnon nach dem westfälischen Gebiete, in dem sie

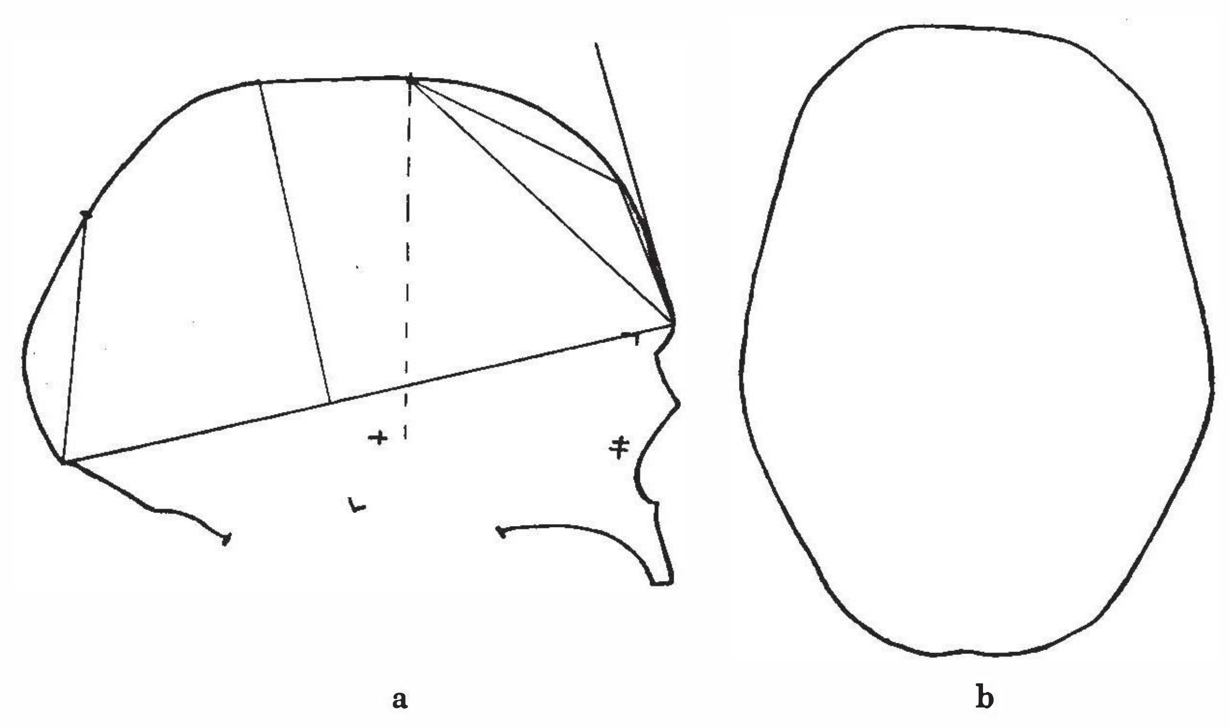


Abb. 15 a, b. Kennzeichnender Schädel aus der megalith-keramischen Bevölkerung Nordwesteuropas nach Schliz.
(Aus Prähistorische Zeitschrift, IV, 1902.)

heute noch verhältnismäßig stark vertreten erscheint, zu benennen vorgeschlagen habe.[1] Auch die fälische Rasse ist hellhäutig, hellhaarig und helläugig, auch sie ist hochgewachsen, sogar sehr hochgewachsen, dabei aber nicht schlank, sondern breit-hoch. Auch diese helle Rasse muß als Ergebnis eines Auslesevorgangs während nacheiszeitlicher Jahrtausende in europäischer Umwelt aufgefaßt werden, eines Auslesevorgangs, der zugleich eine Aufhellung (Depigmentierung) der Haut, des Haares und der Regenbogenhaut des Auges bewirkte. Ob man sich die spät-altsteinzeitliche Rasse von Crô-Magnon schon hell vorstellen darf, wird sich nicht entscheiden lassen. Ihre Fortsetzung in der Jungsteinzeit,

[1] Die fälische Rasse findet sich (nach Paudler) auch als dalische Rasse bezeichnet oder (nach Bory de St. Vincent und Lenz) als atlantische oder (Lenz) schwere blonde Rasse, oder früher (nach His und Rütimeyer) als Siontypus.

die fälische Rasse, mag schon hell geworden sein. Dafür gibt es einen Hinweis: die Guanchen der Kanarischen Inseln, fälische Menschen, als eine hochgewachsene, blonde Bevölkerung von den Spaniern des Entdeckungszeitalters (15./16. Jahrhundert) beschrieben, von den Entdeckern zugleich aber auch als ein Volk mit Steinwerkzeugen geschildert. Guanchen sind im 16. Jahrhundert in größerer Zahl in die spanischen Neusiedlungen Südamerikas ausgewandert. Die von der spanischen Regierung damals schon vorgeschriebenen Reisepässe beschreiben diese Auswanderer von den Kanarischen Inseln häufig als sehr groß und blond.[1] Auch nach den Berichten über die heutigen Reste der Guanchenbevölkerung auf Teneriffa erscheinen die seelischen Züge dieser Blonden weniger als Züge der nordischen denn als Züge der fälischen Rasse.[2] Eine Gruppe der alteuropäischen Crô-Magnon-Rasse muß also noch in der Steinzeit von Westeuropa aus (über Nordwestafrika) nach den Kanarischen Inseln ausgewandert sein, eine Gruppe, die sicherlich nicht in dieser Umwelt und innerhalb dieser verhältnismäßig kurzen Zeit hellhäutig, hellhaarig und helläugig geworden ist. Damit ist die Blondheit der fälischen Rasse für die Jungsteinzeit erwiesen. Ein anderer Beweis für fälische Blondheit ist die Angabe römischer Schriftsteller über die Blondheit der Germanenstämme, von denen einzelne doch einen stärkeren fälischen Einschlag hatten.

Die mittleren und die kurzförmigen Schädel aus Gräbern der megalithkeramischen Bevölkerungen lassen sich durch den Einschlag einer oder mehrerer Kurzkopfrassen Alteuropas erklären. Die S. 42 angeführte Übergangsform, eine Kreuzungsform in verschiedenen Einzelgestaltungen, im ganzen mit mehr Neigung zu den Langschädelgruppen, ist gegenüber der Gruppe langförmiger Schädel kürzer und breiter gebildet, auch höher und seltener schmalgesichtig. Die eigentlichen Kurzschädel der Megalithkeramiker sind rund, breit und hoch, mit flachem rundem Hinter-

---

[1] Fischer, Zur Frage nach der Urbevölkerung der Canarischen Inseln, Tagungsberichte der Deutschen Anthropol. Gesellschaft, Augsburg 1926, S. 87; Günther, Rassenkunde Europas, 1929, S. 142; Fischer, Sind die alten Kanarier ausgestorben?, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 62, 1930/31, S. 358 ff.; Wölfel, Sind die Ureinwohner der Kanaren ausgestorben? Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 62, 1930/31, S. 283 ff.; Wölfel, La Curia Romana y la Corona de España en la Defensa de los Aborígines Canarios, Anthropos, Bd. 25, 1930, S. 1011 ff.

[2] Vgl. Berthelot, Mémoires sur les Guanches, Mémoires de la Société d'Ethnologie, Bd. I, 1841, S. 132, S. 142/43, S. 149/50; H. Meyer, Die Insel Tenerife, 1896, S. 201.

haupt, mit breitem und niedrigem Gesicht und niederer breiter Nase. Es wird sich um die ostbaltische oder die ostische (alpine) Rasse handeln oder um Einschläge beider breitgesichtigen Kurzkopfrassen Europas.[1] Scheidt gibt an, die Kurzschädel aus den megalithkeramischen Bestattungen fänden sich häufiger in Flachgräbern, seltener in den Sippenbestattungen der Stein- und Ganggräber,[2] die wahrscheinlich die Gräber der führenden Bauerngeschlechter darstellen. Nach Fürsts Darstellung der schwedischen Steinzeitschädel[3] könnte man auch den Eindruck einer solchen Verteilung erhalten, mindestens findet Fürst die nordische Rasse in dem Rassengemisch der jungsteinzeitlichen Bevölkerung Schwedens besonders häufig in den sorgfältigeren Bestattungen der Ganggräber, weniger in den Flachgräbern. Genauere Untersuchungen und weitere Funde werden vielleicht die Annahme erlauben, daß die Kurzschädel der skandinavischen Megalithbevölkerung aus derjenigen andersrassigen Schicht stammen, die später, bei den Germanen, als die Schicht der unfreien Knechte erscheint.

Nicht-nordische und nicht-fälische Einschläge innerhalb der nordwesteuropäischen Megalithbevölkerungen zeigen sich am stärksten in Dänemark. Für Schweden und Dänemark ergibt sich nach der eben angeführten Arbeit von Fürst (S. 45—47) und nach Arbeiten von Nielsen,[4] sowie nach einer späteren Zusammenstellung von Fürst, die weitere Funde berücksichtigt,[5] folgende Verteilung der steinzeitlichen Schädelformen unter 77 schwedischen und 210 dänischen Schädeln.

	langschädlig	mittelschädlig	kurzschädlig
Schweden	51%	40%	9%
Schweden ohne Schonen (Südschw.)	56,7%	36,7%	6,6%
Dänemark	30%	46%	24%

[1] Über die leiblichen und seelischen Züge der ostischen (alpinen) und der ostbaltischen Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes; Günther, Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes; Günther, Rassenkunde Europas.

[2] Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, 1924, S. 69.

[3] Fürst, Zur Kraniologie der schwedischen Steinzeit, Kgl. Svenska Vetenskapsakademiens Handlingar, Bd. 49, 1912, S. 64.

[4] Nielsen, Yderlige Bidrag til Danmarks Stenalderfolks Anthropologi, Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie; III. Reihe, Bd. 1, 1911, S. 81 ff.; Nielsen, Fortsatte Bidrag til vort Oldtidsfolks Anthropologi, Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie, III. Reihe, Bd. 5, 1915, S. 275 ff.

[5] Fürst, När de Döda vittna, 1920, S. 12 ff.

Man sieht, daß der Einschlag einer oder mehrerer Kurzschädelrassen in Dänemark und in dem Dänemark benachbarten Teile Schwedens, in Schonen, stärker ist als in Schweden, zumal in Schweden ohne Schonen. In Schweden (103 Schädel) und Dänemark (83 Schädel) ist aber für die Eisenzeit (seit 500 v. Chr.) eine Zunahme der Langschädel festgestellt worden:

	langschädlig	mittelschädlig	kurzschädlig
Schweden	66%	29%	5%
Dänemark	82%	16%	2%

Fürst, der diese Zahlen mitteilt, nimmt eine Einwanderung der langschädligen Bevölkerungen während der Steinzeit an; diese hätten dort schon kurzschädlige Bevölkerungen angetroffen, sich aber dann während der Bronzezeit und Eisenzeit stark ausgebreitet und die Kurzschädligen so verdrängt.[1] Da in der Bronzezeit die indogermanische Leichenverbrennung auch in Schweden vorherrscht, sind aus diesem Zeitabschnitt nur 21 Schädel erhalten, 14 langförmige, 4 mittelförmige, 3 kurzförmige,[2] aus deren geringer Anzahl kein bestimmteres Bild gewonnen werden kann.

Den verhältnismäßig geringen Rückgang langförmiger Köpfe in Schweden, das mit den meisten Teilen Norwegens (nicht westnorwegischen Küstengebieten) zusammen das heutige Gebiet stärksten Vorwiegens der nordischen Rasse darstellt, gibt folgende Übersicht nach Fürst[3] an:

	langschädlig bzw. langköpfig	kurzschädlig bzw. kurzköpfig
Steinzeit	51%	9%
Ältere Eisenzeit	61%	3%
Jüngere Eisenzeit	71%	7%
Mittelalter	45%	7%
Wehrpflichtige der Jahrgänge 1897 und 1898 ...	30%	13%

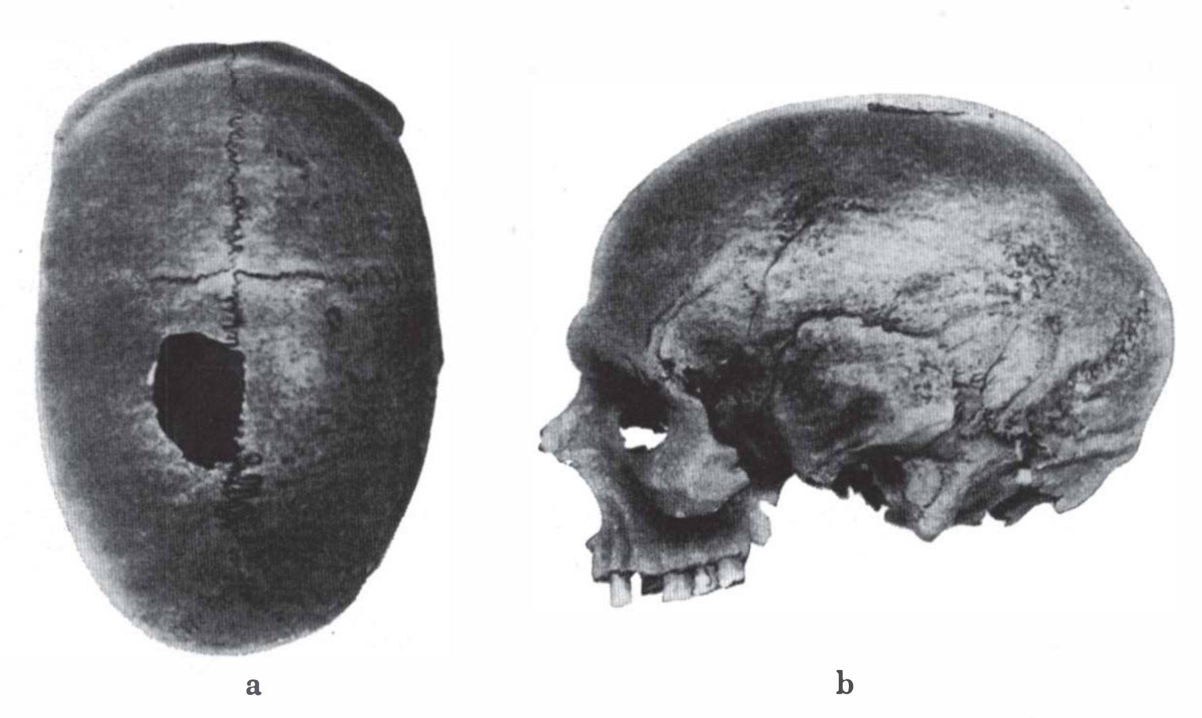
Die Untersuchungen an schwedischen Wehrpflichtigen der Jahre 1922 und 1923 ergaben 30,2 % Langköpfige und 14,1 % Kurz-

[1] Fürst, Stenålderskelett från Hvellinge i Skåne och något om våra fornkranier, Fornvännen, Bd. V, 1910, S. 23, S. 26.

[2] G. Retzius, Crania Suecica Antiqua, 1900, S. 127 ff., S. 169 ff.

[3] Fürst, Zur Kraniologie der schwedischen Steinzeit, Kgl. Svenska Vetenskapakademiens Handlingar, Bd. 49, 1912, S. 48; Fürst, När de Döda vittna, 1920, S. 14.

köpfige.[1] Das heutige Dänemark zeigt sich minder nordisch: nach Sören Hansens Untersuchungen zählt man dort 7,3 % Langköpfe gegenüber 44,4 % Kurzköpfen.[2]



a b

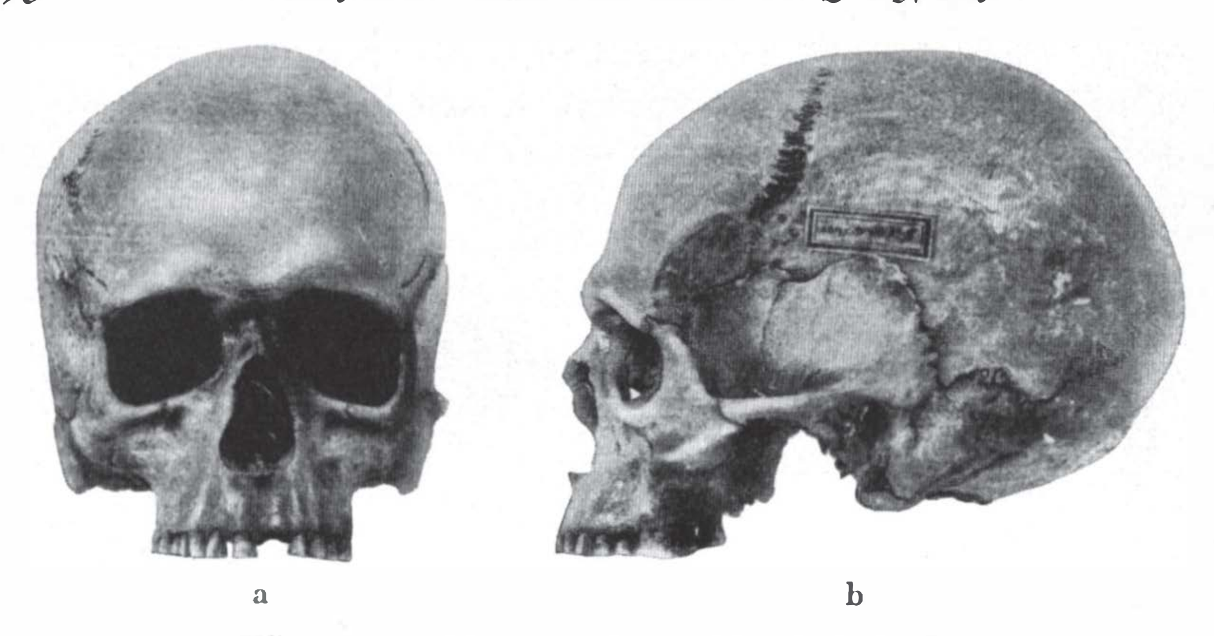
Abb. 16 a, b. Schädel aus einem jungsteinzeitlichen Ganggrab der Megalithbevölkerung aus Luttra Knaggegården in der Landschaft Västergötland (Schweden). Nordische Rasse.
(Aus Gustaf Retzius, Crania Suecica Antiqua, 1900.)

Aus dem Vorstehenden ergibt sich folgendes Bild der rassischen Zusammensetzung des Germanentums: Die Megalithkeramiker wird man als fälisch-nordisch ansehen müssen, in manchen ihrer Gebiete mag allerdings die nordische Rasse auch schon vor Zuwanderung schnurkeramischer Stämme vorherrschend gewesen sein, denn Fürst findet[3] unter den schwedischen langförmigen Steinzeitschädeln vorherrschend eine Form mit Schmalgesicht, Überaugenbögen, hoher, schmaler Nase und betontem Kinn, also eben nicht die Form der Crô-Magnon-Schädel, wie er (S. 59) besonders betont, sondern diejenige Form, die er allein als „nordische Rasse" bezeichnen will. Nielsen, der dänische Rassenforscher, hatte ja die steinzeitlichen Schädel Skandinaviens an die Crô-Magnon-Rasse anschließen wollen. Kennzeichnend ist aber eben für die Megalithkeramiker das fälisch-nordische oder

[1] Lundborg-Linders, The Racial Characters of the Swedish Nation, 1926, S. 161.

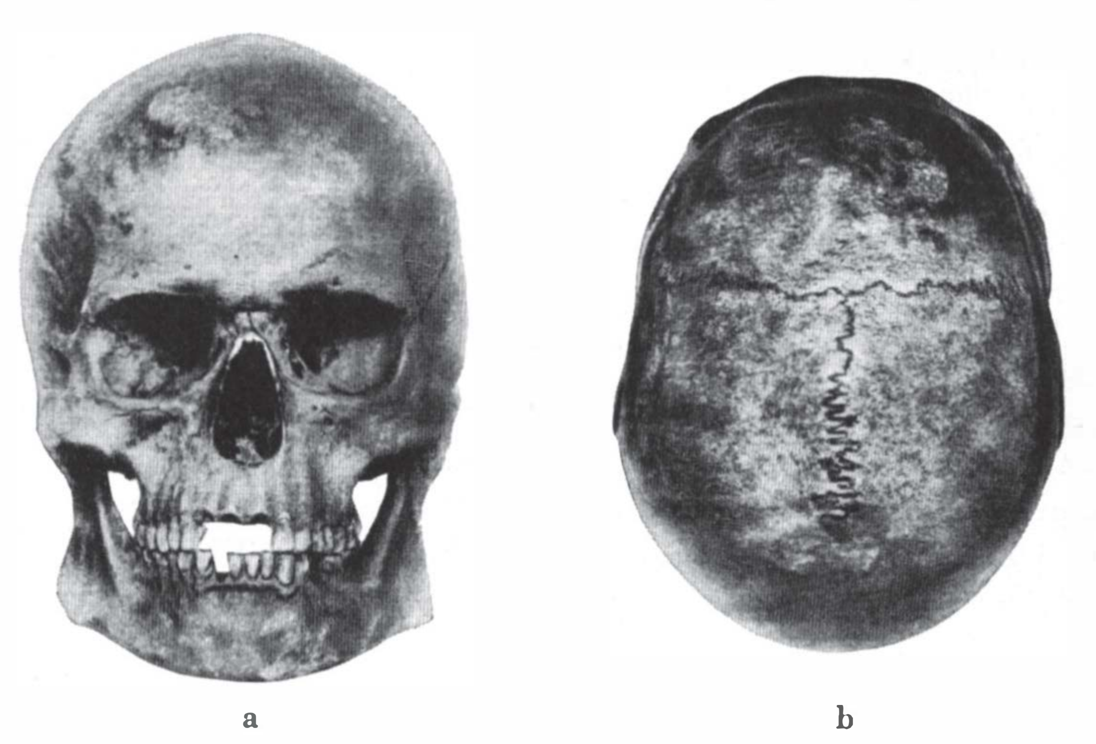
[2] S. Hansen, Om Hovedets Breddeindeks hos Danske, Medelelser om Danmarks Antropologi, Bd. I, 2. Abteilung, 1908, S. 223 ff.

[3] Nach seiner angegebenen Arbeit von 1912, S. 55, 59 und 60.



a b

Abb. 17 a, b. Nordisch oder vorwiegend nordisch.
(Aus Luttra Knaggegården in der Landschaft Västergötland, Schweden.)



a b

Abb. 18 a, b. Vorwiegend fälisch mit Einschlag einer kurzschädligen Rasse.
(Aus Fjelkinge, Schonen, Südschweden.)

Abb. 17 u. 18. Schädel aus jungsteinzeitlichen Ganggräbern der schwedischen Megalithbevölkerung.
(Aus Gustaf Retzius, Crania Suecica Antiqua, 1900.)

nordisch-fälische Rassengemisch[1] mit Einschlägen einer oder mehrerer breitgesichtiger Kurzkopfrassen, die vermutlich mehr der Knechteschicht angehört haben. Dieses Rassengemisch erhielt durch die Streitaxtleute (vgl. S. 24 ff. und 39 f.) wahrscheinlich einen

[1] Saller, Die Entstehung der „nordischen Rasse", Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. 83, 1927, S. 559, findet die Gesamtgruppe

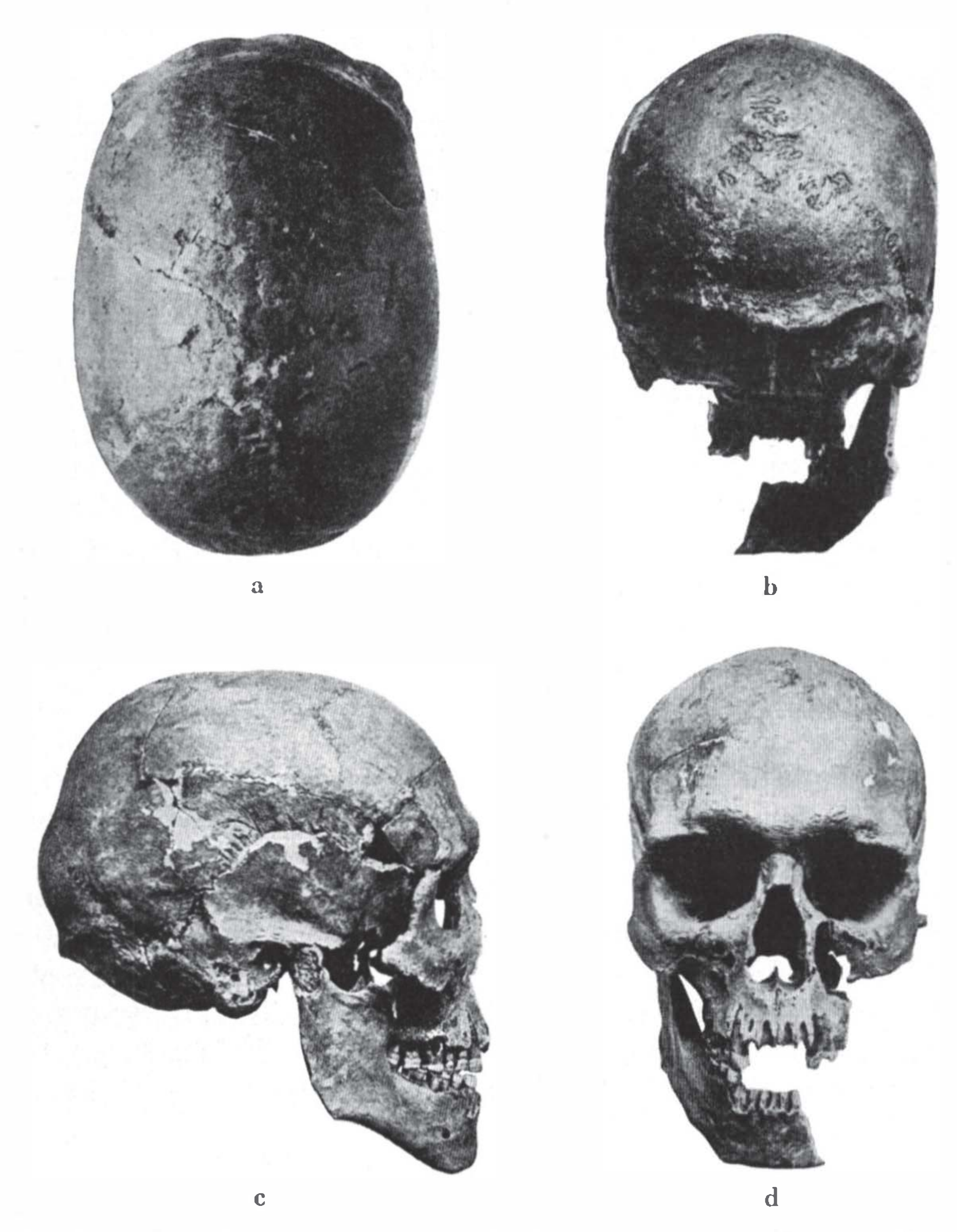


Abb. 19 a–d. Schädel der jungsteinzeitlichen Megalithbevölkerung Schwedens von der Insel Gotland. Nordische Rasse.
(Aus Kgl. Svenska Vetenskapsakademiens Handlingar, Bd. 49, 1912.)

weiteren nordischen Einschlag und endlich durch die **Schnurkeramiker** gegen Ende der Jungsteinzeit eine solche Verstärkung des nordischen Rasseneinschlags, daß nunmehr die nordwesteuropäischen Bevölkerungen, aus deren Verschmelzung sich das bronzezeitliche Germanentum erhob, zu einem **nordisch-fälischen**

---

der dänischen und schwedischen Steinzeitschädel den altsteinzeitlichen Formen der Crô-Magnon-Rasse am nächsten stehend.

Rassengemisch mit geringen Einschlägen breitgesichtig-kurzschädliger Formen geworden sein müssen, jedenfalls zu einem überwiegend nordischen Menschenschlag. Die Einschläge breitgesichtig-kurzschädliger Formen scheinen außerhalb Dänemarks ursprünglich sehr gering gewesen zu sein.

Der fälische Einschlag, dieser Einschlag aus dem Rassenerbe der spät-altsteinzeitlichen (jungpaläolithischen) Rasse von Crô-Magnon erklärt nun auch die S. 32f. erwähnten Rückbeziehungen der Gesittung der Muschelhaufen (Kökkenmöddinge, vgl. S. 33) und der Steinbearbeitung und Grabformen der Megalithkeramiker zu den Gesittungsformen des altsteinzeitlichen Westeuropas. Die Crô-Magnon-Rasse ist ja die Hauptrasse im spät-altsteinzeitlichen Westeuropa gewesen. Von Bevölkerungen aus ihrem Rassenerbe sind die großen Steinsetzungen West-, Süd- und Nordwesteuropas ausgegangen, aus deren Überlieferung von den Dolmen Westeuropas her sich auch die Ganggräber erklären, nach denen die Megalithkeramiker benannt worden sind (vgl. S. 32).

Der nordische Einschlag, der in Nordwesteuropa also schon vor Eindringen der Schnurkeramiker erkennbar ist und schon für die Zeit um 6000 v. Chr. durch den ältesten Schädel Skandinaviens, den Schädel von Stångenäs (Bohuslän, Schweden), bezeugt ist, einen Schädel also aus der sog. Ancyluszeit (etwa 7500—5000),[1] den Fürst beschrieben hat,[2] einen Fund, der zeitlich also vor den Muschelhaufen (Kökkenmöddingen) einzureihen ist — dieser so frühzeitig erscheinende nordische Einschlag spricht für eine schon mittelsteinzeitliche (mesolithische) Ausbreitung von Bevölkerungen nordischer Rasse, so daß also die Wanderungen der Schnurkeramiker eine Fortsetzung noch älterer Wanderungen nordrassischer Gruppen wären. Für diese Annahme läßt sich anführen, daß um 6000 v. Chr. die nordische Rasse in Negade in Ägypten in einer kleinen Gruppe auftaucht und dann wieder um 3500 v. Chr. in Abusir el Meleq in Ägypten.[3] Von einer „gewal-

[1] Hägg, Stångenäskraniets Skalbank, Geologiska Föreningens i Stockholm Förhandlingar, Bd. 46, 1924, S. 443 ff.

[2] Fürst, Stångenäskraniets Renässans, Fornvännen, Bd. 20, 1925, S. 274 ff.; Frédéric, Das Schädelfragment von Stångenäs in Schweden, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. XI, 1908, S. 317 ff.

[3] Fawcett, A second Study of the Variation and Correlation of the Human Skull with special Reference to the Nagada Crania, Biometrika, Bd. I, 1902, S. 408 ff.; Müller, Das vorgeschichtliche Gräberfeld von Abusir el Meleq, Wissenschaftliche Veröffentlichungen der deutschen Orientgesellschaft, Bd. 27, 1915, S. 305 ff.; vgl. ferner Globus, Bd. 96, 1909, S. 295 ff., und Penka, Die vorhellenische Bevölkerung Griechenlands, Politisch-Anthropologische Revue, Bd. X, 1911/12, S. 143/44.

tigen Stoßkraft" (Sprockhoff) überwiegend nordrassischer Gruppen wäre also nicht erst gegenüber den spätjungsteinzeitlichen Schnurkeramikern zu sprechen.

Zum Germanentum haben jungsteinzeitliche Stämme von ungewöhnlicher Begabung und umwelt-überwindender Kühnheit, einer vordenklich überlegenden, besonnenen Kühnheit, beigetragen. Schon über die Megalithkeramiker — die man aber noch nicht, wie es hier geschieht, als Germanen bezeichnen darf, da sie nur einen Teil der Ahnen des bronzezeitlichen Germanentums ausmachen — urteilt Hoernes-Behn, Urgeschichte der Menschheit, 1926, S. 66: „Die vollneolithische Kultur Skandinaviens, deren Dauer man etwa bis 2000 v. Chr. ansetzen kann, ist in jeder Hinsicht ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie weit es eine intelligente Gruppe der Menschheit — hier dürfen wir schon die Germanen nennen — noch ohne alle Kenntnis der Metalle im Ausbau einer eigenartigen und mustergiltigen Lebensführung bringen kann." — Wird man auch die Megalithkeramiker höher achten, als daß man sie mit dem auf gewisse Großstädter anwendbaren Worte „intelligent" kennzeichnet, und ist in ihnen, wie betont, nur ein Teil der Vorfahren des Germanentums zu erblicken, so ergibt sich aus der angeführten Schilderung doch, wie hoch die Vorgeschichtsforschung die Gesittung schon der Megalithkeramiker einschätzt. Zu ihnen stößt das durch Waffenschönheit auffallende Herrenvolk der Schnurkeramiker, und durch die Verschmelzung dieser Gruppen und der Streitaxtleute entsteht das bronzezeitliche Germanentum, das wiederum der Vorgeschichtsforschung auffällt durch seine reichen schöpferischen Kräfte, durch eine Gesittung, die eben in den letzten Jahren mehrfach zugleich kundige und begeisternde Kennzeichnungen erfahren hat.[1]

Die Töpferei mit ihren künstlerischen Äußerungen tritt in der Bronzezeit des Germanentums zurück gegenüber der künstlerischen Fülle des Bronzegusses, der mindestens ebenso reich und künstlerisch großartig erscheint wie die Bronzekunst der nach Südeuropa ausgewanderten Indogermanen. Dabei ist aber die bronzezeitliche Kunst des Germanentums nicht nur Erzeugnis und Besitz einer durch Herrenstellung und milde landschaftliche Umwelt entlasteten Oberschicht wie die etwa gleichzeitige Gesittung der Achaier, der zweiten, gegen Griechenland vorgedrungenen Welle des Hellenentums, sondern Gemeinbesitz des Volkes, das aus den bäuerlichen Vorfahren der später auch geschichtlich auftauchenden Germanen

---

[1] Z. B. Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild, 1934.

besteht. Ein „Herrenstil" hat sich innerhalb der vor- und frühgeschichtlichen Kunst der Germanen bezeichnenderweise erst bei den Franken der merowingischen Zeit (5. bis 8. Jahrhundert) ausgebildet, bei demjenigen germanischen Stamme, der durch seine Eroberungen in Gallien zur herrschenden Schicht (wie auch die Achaier) über einer an Zahl überwiegenden Schicht von unfreien und halbfreien Unterworfenen geworden war.[1]

Die Bronzezeit des „Nordischen Kreises" (vgl. S. 18) der Vorgeschichte ist zugleich die Zeit der Felseinritzungen, der hällristningar, wie sie schwedisch bezeichnet werden; es ist die Zeit der germanischen Luren, die ein besonders beredtes Zeugnis sind sowohl für die Vollendung des Bronzegusses der Germanen — es ist bis heute nicht gelungen, sie so vollkommen, wie sie gefertigt sind, nachzugießen — wie für die Höhe der germanischen Tonkunst und die Sicherheit, mit der bronzezeitliche Germanen mathematische Formeln zum Gusse aufeinander abgestimmter Luren beherrschten: Luren sind ja öfters paarweise gefunden worden und haben sich dann harmonisch aufeinander abgestimmt erwiesen. So reichen die Grundlagen der harmonischen Tonkunst, wie sie sich gegen fremde Einflüsse seit etwa 1200 im Abendlande durchgesetzt hat, auf die germanische Tonkunst der Vorzeit zurück. Die anderen Völker indogermanischer Sprache haben in ihrer Frühgeschichte nicht die Höhe der zu erschließenden vorgeschichtlichen germanischen Tonkunst erreicht.[2]

Im gesamten Indogermanentum und vor allem auch im Germanentum läßt sich die Schöpferkraft hochbegabter Menschengruppen Alteuropas erkennen, lassen sich Auswirkungen eines „deutlich erkennbaren Vorsprungs des Nordens" (Quiring), eines während der letzten Vereisung durch Auslese erworbenen Züchtungsvorsprungs des steinzeitlichen Mittel- und Nordeuropas erkennen, der sich seit den Zeitabschnitten des Solutréens und Magdaléniens verfolgen läßt.[3] Auch Olbricht, Klima und Entwicklung, 1923, faßt die Ausbreitung der Indogermanen auf als den „Schlußakt eines großartigen Entwicklungsvorganges, den wir seit dem Alttertiär verfolgen können, als die ersten höheren Säuger entstanden" (S. 38). Dabei schreibt aber Olbricht den

[1] Hoernes-Menghin, Urgeschichte der bildenden Kunst, 1925, S. 109/10.

[2] Vgl. Hubert Schmidt, Die Luren von Daberkow, Kreis Demmin; Prähistorische Zeitschrift, Bd. VII, 1915, S. 85 ff.; Eichenauer, Musik und Rasse, 1932, S. 76 ff.

[3] Quiring, Die zeitlichen Beziehungen der Flußterrassen Europas und Nordafrikas zu den Menschheitskulturen, 1930, S. 20.

Vorsprung der Steinzeitbevölkerung Mittel- und Nordeuropas hauptsächlich dem an Wetterwechsel besonders reichen Klima Europas zu, das die geistige Kraft dieser Alteuropäer dauernd zu einem Anpassungsvorgang gezwungen habe, wodurch diese Kraft gesteigert worden sei. Olbricht rechnet also (in lamarckistischer Weise) mit einer „Vererbung erworbener Eigenschaften“ und kann daher auf die Vorstellung verfallen, das Abendland könne eben wegen seines Klimas nicht untergehen, d. h. die durch dieses Klima bewirkte geistige und sittliche Kraft seiner Bewohner könne nicht abnehmen. — Solchen Anschauungen gegenüber wird man den seit der späteren Altsteinzeit merklichen Leistungsvorsprung der mittel- und nordeuropäischen Bevölkerungen (in oben dargelegter darwinistischer Weise) als einen Züchtungsvorsprung auffassen, als das Ergebnis von Auslesevorgängen, besonders von ausmerzenden Vorgängen der späteiszeitlichen und nacheiszeitlichen Jahrtausende, derjenigen Jahrtausende also, die für den Mittel- und Nordeuropäer verschärfte Auslesebedingungen bedeutet haben müssen. Gerade die beiden durch nacheiszeitliche Aufhellung (Depigmentierung) blond werdenden hochgewachsenen Langschädelrassen Alteuropas, die fälische und die nordische, lassen sich als das Ergebnis besonders eingreifender Auslesevorgänge auffassen. Sie haben jahrtausendelang in den Randlandschaften des nach Norden zurückweichenden Eises gelebt und solche Umwelten durch Erbhäufungen von Anlagen seelischer Kraft und überlegenen Vorausdenkens überwunden. Hauptsächlich von der so gesammelten rassischen Kraft zehrt heute noch Europa und Nordamerika; doch lassen sich Anzeichen dafür finden, daß diese rassische Kraft wenigstens seit dem 19. Jahrhundert beschleunigt dahinschwindet, übrigens bei gleichbleibender Klimabeschaffenheit, durch die nach Olbricht diese geistige Kraft sich immer wieder neu bilden müßte.

Läßt sich die eine der beiden Grundrassen des Germanentums an die altsteinzeitliche Rasse von Crô-Magnon als deren Fortsetzung anschließen,[1] so bietet die Frage nach der Herkunft der nordischen Rasse größere Schwierigkeiten. Von welcher altsteinzeitlichen Rassenform oder welchen Rassenformen ist die nordische Rasse abzuleiten?

---

[1] Über die altsteinzeitliche Crô-Magnon-Rasse vgl. auch Weinert, Menschen der Vorzeit, 1930, S. 103 ff.

Man könnte versuchen, einer Beantwortung dieser Frage näherzukommen durch eine Untersuchung über etwaige mittelsteinzeitliche (mesolithische) Wurzeln des jungsteinzeitlichen (neolithischen) Schnurkeramikertums, das sich ja als diejenige alteuropäische Gruppe darstellt, bei der die nordische Rasse am stärksten hervortritt. Aber die Vorgeschichtsforschung kann nach bisherigen Funden darüber noch kaum etwas aussagen. Nowothnig möchte Ursprungsformen der kennzeichnenden Streitäxte der Schnurkeramiker in bestimmten mittelsteinzeitlichen Formen von Steinhämmern Mitteleuropas sehen.[1] In seinen Schlußfolgerungen schließt sich Nowothnig einer Arbeit Bickers an, die gleich zu erwähnen ist.

Im Anschluß an Nowothnig hat Quiring einen Mitteldeutschland und das südliche Norddeutschland umfassenden Bezirk anzugeben versucht, in dem sich geschabte Streithämmer, aus denen sich die Äxte der Schnurkeramiker ableiteten, bis in die Maglemose-Zeit, die Zeit um 7000 oder 8000 v. Chr., zurückverfolgen ließen.[2] Erweist sich diese Annahme als richtig, so ist hierdurch ein weiterer Einwand ausgesprochen gegen eine vermutete Zuwanderung der Schnurkeramiker aus Osteuropa und Westasien (vgl. S. 11), und dieser Einwand wird verstärkt durch Funde, über die Bicker berichtet hat.[3] Nach den von ihm gehobenen und bearbeiteten Funden darf Bicker mit Recht die Frage aufwerfen: „Das mitteldeutsche Mesolithikum eine Hauptwurzel der Schnurkeramik?" — Mittelsteinzeitliche Wurzeln für die jungsteinzeitliche Schnurkeramik, und zwar Wurzeln in mitteldeutschem Boden, hatte auch Engel schon vermutet.[4] Lassen sich Bickers Anschauungen bestätigen, so ist damit, wie er selbst erkannt hat, für die Frage nach der Urheimat der Kerngruppe aller Völker indogermanischer Sprache, der nordrassischen Schnurkeramiker, außerordentlich viel gewonnen.

---

[1] Nowothnig, Die Spitzhauen vom vogtländischen Typus, Mannus, Bd. 25, 1933, S. 270 ff.

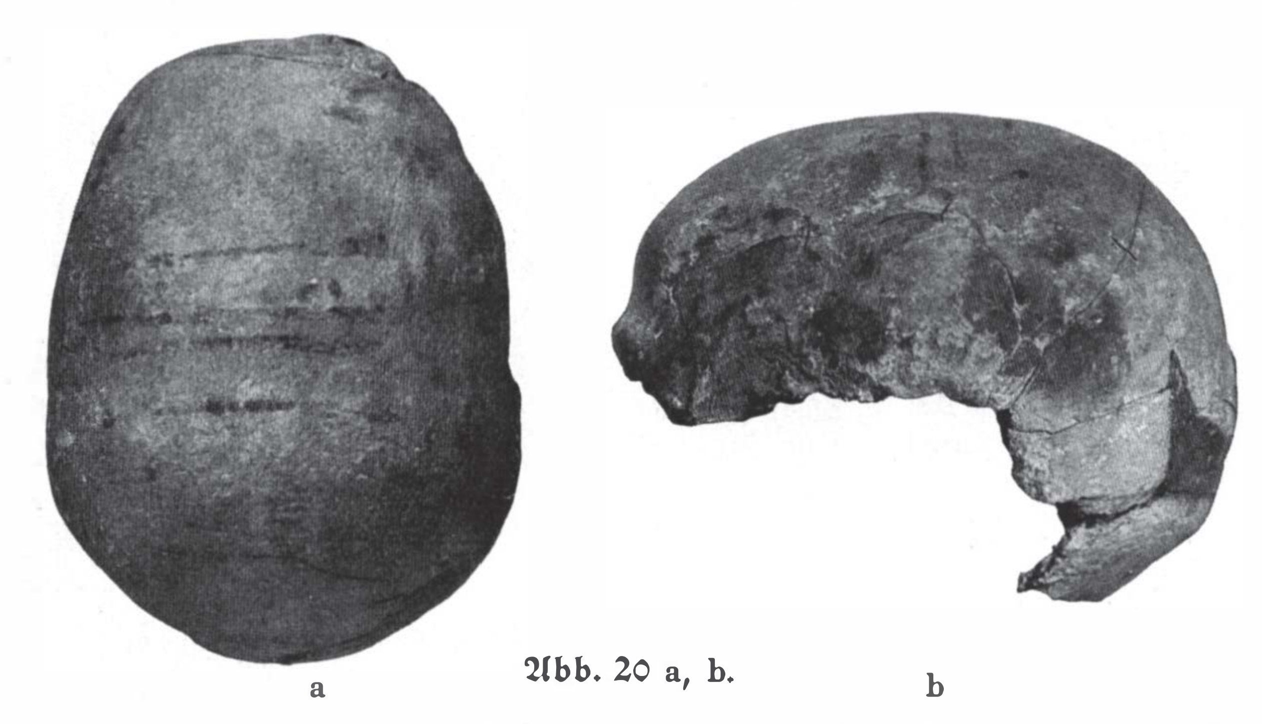
[2] Quiring, Thors Hammer, Forschungen und Fortschritte, Jahrgang X, Nr. 11, 1934, S. 142 ff.

[3] Bicker, Mesolithisch-neolithische Kulturverbindungen in Mitteldeutschland, Mannus, Bd. 25, Heft 3, 1933, S. 249 ff.; Bicker, Dünenmesolithikum aus dem Fiener Bruch, Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder, Bd. 22, 1934; Bicker, Neue Gesichtspunkte in der Urierforschung, Montagsblatt, Magdeburg, 76. Jahrgang, Nr. 6 vom 5. 2. 34, S. 46 ff.

[4] Engel, Jungsteinzeitliche Wohnplätze an der Mittelelbe, Bericht über die 50. Allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Hamburg, 1929, S. 84—86.

Weiter zurück als die bisherigen, sicher gedeuteten vorgeschichtlichen Funde führt eine rein rassenkundliche Betrachtung: die Frage nach denjenigen mittel- und altsteinzeitlichen Gebeinfunden, von deren Rassenmerkmalen sich das Merkmalbild der nordischen Rasse ableiten läßt.

In den letzten Abschnitten der Altsteinzeit treten Schädelformen, die denen der nordischen Rasse gleichen oder ähneln, im



a Abb. 20 a, b. b

Das Schädelbruchstück von Stångenäs, Landschaft Bohuslän (Schweden). Längen-Breiten-Index (nach Frédéric): 71,94.

östlichen Mitteleuropa auf, im „Quellgebiet der deutschen Ströme", also der Weichsel, Oder und Elbe, wie Saller sich ausgedrückt hat.[1]

In der Mittelsteinzeit (Mesolithikum), erdgeschichtlich gesprochen: in der Nacheiszeit, im Zeitalter des allmählichen Rückzugs des Eises gegen das mittlere Skandinavien, tauchen nordische Schädelformen an verschiedenen Stellen Mitteleuropas auf.

Vielleicht noch aus dem letzten Abschnitt der Altsteinzeit, dem Magdalénien, stammen Schädel, die in den Pollauer Bergen in Südmähren bei der Ortschaft Unter-Wisternitz (Dolni Vistonice) gefunden worden sind[2] und die nach Reche, der noch infolge eines Mißverständnisses als Fundort die Backofen-Höhle (Pekárna) bei

[1] Saller, Die Entstehung der „nordischen Rasse", Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. 83, 1927, S. 562.

[2] Absolon, Une nouvelle et importante Station aurignacienne en Moravie, Revue anthropologique, Bd. 27, 1927, S. 75 ff; Keith, A palaeolithic „Pompeii", The Illustrated London News, 1929, S. 852 ff.; Absolon, An amazing palaeolithic „Pompeii" in Moravia, The Illustrated London News, 1929, S. 890 ff., S. 934 ff, S. 1036 ff.

Mokrau in Mähren angegeben hatte, in ihrer Mehrzahl der nordischen Rasse sehr nahestehen oder gleichkommen.[1]

Der Schädel von Stångenäs aus dem Zeitabschnitt um 6000 v. Chr., dieser Fund aus der Landschaft Bohuslän, Schweden, ist

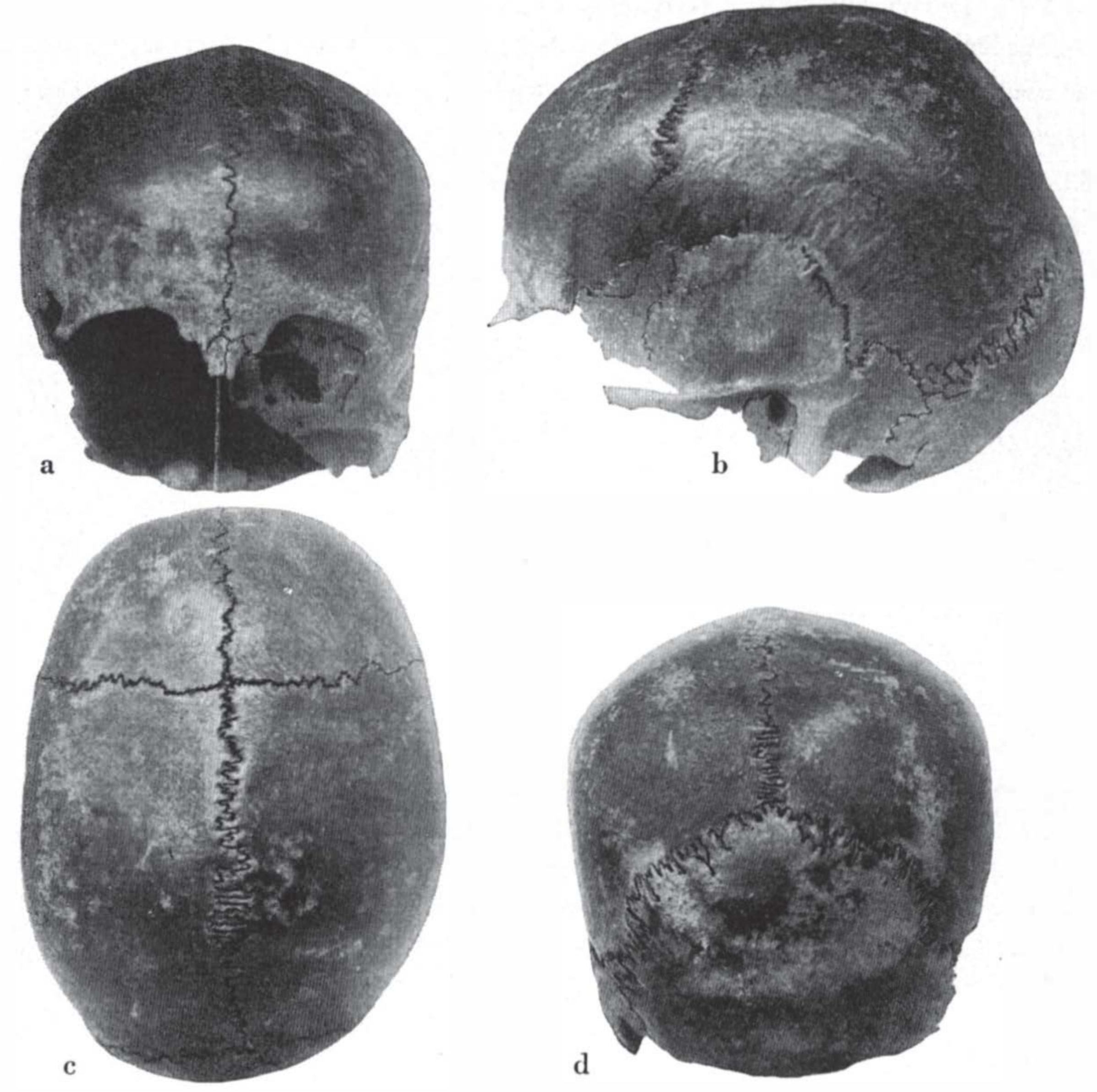


Abb. 21 a—d. Der Schädel von Oberhausen im Rheinlande.
(Aufn.: Prof. H. Virchow, Berlin.)

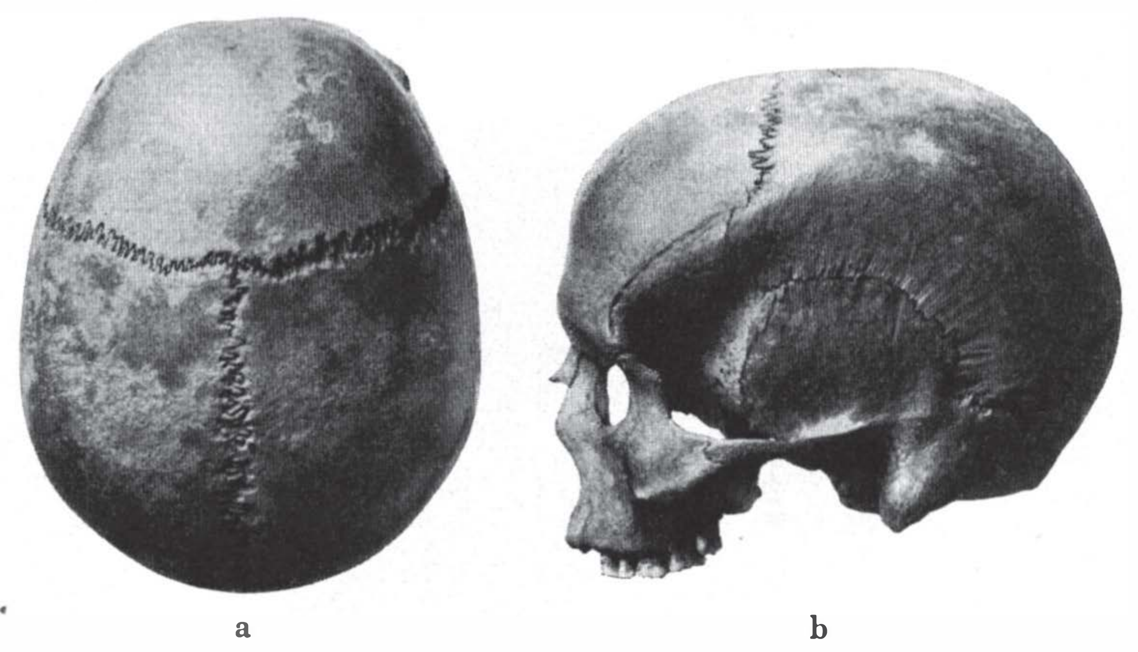
schon S. 43 und 50 erwähnt worden, und zwar als ein Schädel mit nordischen Formen (vgl. Abb. 20, S. 55) und mit dem Index 71,94.

Aus einem älteren Abschnitt der sog. Ancylus-Zeit,[2] einem jüngeren der Lyngby-Zeit der Vorgeschichtsforschung (etwa 8000—

[1] Reche, Die Urbevölkerung Nordwestdeutschlands, Veröffentlichungen der „Väterkunde", Bremen, Bd. I, 1933, S. 30.

[2] In diesem Zeitabschnitt hob sich, vom Eisdruck befreit, das Land um die Ostsee; die Ostsee wurde ein Binnensee mit einer Süßwasserschnecke ancylus fluviatilis. Den Küstenlandschaften gab hauptsächlich die Kiefer die wesentlichen Züge; Ancyluszeit = Kieferzeit. Dieser Zeit folgte eine Senkung des Landes, wodurch die Ostsee wieder mit der Nordsee verbunden, ihr Wasser

4000), einem Abschnitt also der Mittelsteinzeit (Mesolithikum), stammen die Gebeinreste vom Pritzerber See in der Mark Brandenburg: Überreste von 6 Menschen, darunter zwei wahrscheinlich weibliche Gehirnschädel mit Obergesicht, vier einzelne Unterkiefer.[1] Es sind schmale langförmige Schädel, hoch gebaut und geräumig, mit zurückgeneigten Stirnen, die Überaugenbögen zeigen, mit klargeschnittenen Gesichtern und Nasenformen annähernd wie „griechische Nasen". Die Unterkiefer zeigen ein betontes Kinn. Auffallend ist die Einheitlichkeit dieser Schädel auch in Einzelheiten ihrer Form. Diese Schädel müssen als Schädel nordischer



a b

Abb. 22 a, b. Der Schädel von Hochlarmark bei Recklinghausen-Süd.
(Aufn. Prof. H. Virchow, Berlin.)

Rasse bezeichnet werden, die also in dem bezeichneten Zeitabschnitt schon so weit in Norddeutschland vorgedrungen gewesen wäre.

Vielleicht in die gleiche Zeit und wiederum im ganzen zum Menschenschlage der nordischen Rasse gehören ein Schädel von Oberhausen im Rheinlande[2] und einer von Hochlarmark bei Recklinghausen-Süd im Rheinlande.[3] Der Schädel von Hoch-

nach und nach salzig wurde: die Litorinazeit, so benannt nach der Litorinamuschel im Salzwasser. Der Litorinazeit entspricht eine Vorherrschaft der Eiche im Landschaftsbilde. In diesen beiden Zeitabschnitten rückt der Mensch gegen Nordeuropa vor, die Lyngby-Kultur entsteht etwa um 8000 v. Chr.

[1] Reche, Die Schädel aus der Ancyluszeit vom Pritzerber See und ihre Beziehungen zu den steinzeitlichen Rassen Europas, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. 21, Heft 3/4, 1928, S. 122 ff.

[2] H. Virchow, Über einen menschlichen Schädel von Oberhausen im Rheinland, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 43, 1911, S. 622 ff.

[3] H. Virchow, Vorlage eines Schädeldaches vom Emscher Kanal, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 52, 1920/21, S. 482/83.

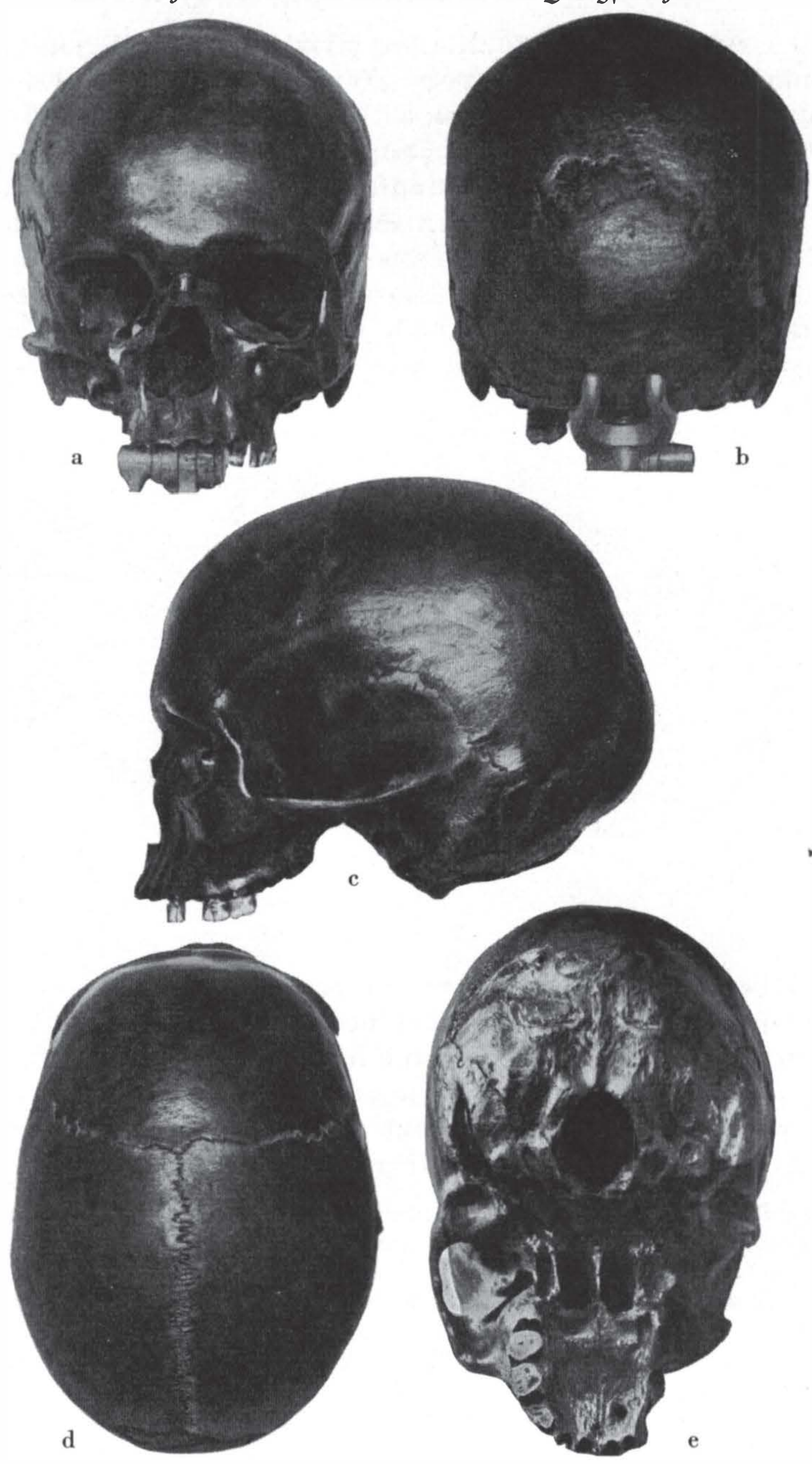


Abb. 23 a—e. Schädel I vom Pritzerber See (Mark Brandenburg).
(Nach O. Reche, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. 21, 1928.)

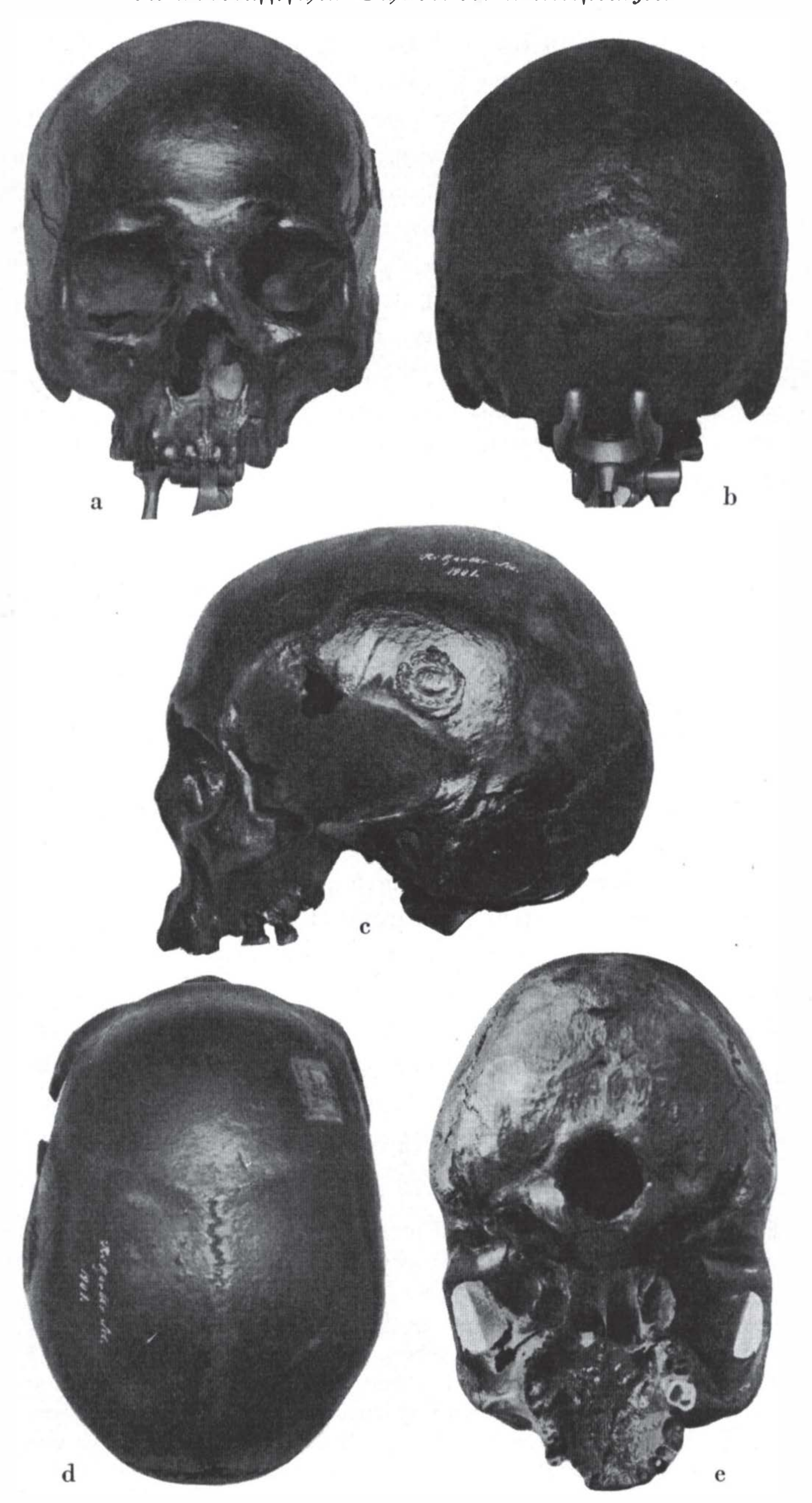


Abb. 24 a—e. Schädel II vom Pritzerber See (Mark Brandenburg).
(Nach O. Reche, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. 21, 1928.)

larmark ist minder länglich gebaut als der von Oberhausen, aber keinesfalls kurzförmig. Der Schädel von Oberhausen, der eines eben dem erwachsenen Alter angehörigen Menschen, hat einen Längen-Breiten-Index von 71,8 ergeben; der Schädel von Hochlarmark ist — durch einen geringen nicht-nordischen Einschlag? — breiter und hat einen Index von 77,8 ergeben. Im ganzen stehen beide Schädel einander und den Pritzerbern nahe und der aus Oberhausen ist gänzlich zur nordischen Rasse zu rechnen (vgl. Abb. 21 und 22).

Auch ein Stirnbein aus Leipzig (Parthe), das vielleicht aus der mittleren Steinzeit stammt, stimmt gänzlich überein mit den Stirnformen der Pritzerber; nur daß bei dem Leipziger Funde dem männlichen Geschlecht entsprechend stärkere Überaugenbögen auftreten als bei den wahrscheinlich weiblichen Pritzerbern.[1]

Der Litorinazeit (vgl. Fußnote 2, S. 58), die von etwa 5500 v. Chr. bis gegen Ende der mittleren Steinzeit gerechnet wird, entstammen einige menschliche Stirnbeine, die im Sande eines versunkenen Küstenstreifens bei Ellerbek (Kiel) gefunden worden sind. Sie schließen sich nach Reche an die Stirnformen der Pritzerber und überhaupt der nordischen Rasse an.[2]

Ein mittelsteinzeitlicher (mesolithischer) Schädel von Petersburg-Poppenbrügge bei Kiel, der eine Zeitlang als Homo Kiliensis umstritten war,[3] dem aber eine solche Gattungs- bzw. Artbezeichnung gar nicht zukommt, ist seiner Rassenform nach bei dem kindlichen Alter, das er vertritt — höchstens das Alter eines elfjährigen Kindes —, nicht genügend zu bestimmen. Reche möchte den Fund am ehesten zur Crô-Magnon-Rasse (fälischen Rasse) zählen.[4]

Zur mittleren Steinzeit, und zwar in das Ende der mittleren Ancyluszeit,[5] gehört der Skelettfund aus der Felshöhle Svarthåla

---

[1] Reche, Die menschlichen Reste aus den vorzeitlichen Fundstätten des Freistaats Sachsen, in Frenzel-Radig-Reche, Grundriß der Vorgeschichte Sachsens, 1934, S. 166/67.

[2] Reche, Die Schädel aus der Ancyluszeit vom Pritzerber See und ihre Beziehungen zu den steinzeitlichen Rassen Europas, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. 21, 1928, S. 168 ff.

[3] Radner, Homo Kiliensis, Mannus, Bd. 17, 1926, S. 257 ff.; Kossinna, Zu den frühneolithischen Skelettfunden, Mannus, Bd. 18, 1926, S. 103 ff.; Aichel, Kritische Bemerkungen über den sogenannten Homo Kiliensis, Verhandlungen der Deutschen Gesellschaft für Physische Anthropologie, Bd. I, 1926, S. 2 ff.

[4] Reche, a. a. O., S. 176.

[5] Holst, Postglaciala Tidsbestämningar, Sveriges geologiska Undersökning, Ser. C., Nr. 216, Stockholm 1909, S. 38/39.

(Schwarzhöhle) beim Bauernhof Viste im Norden der südwestnorwegischen Halbinsel Jäderen. Es handelt sich um das Skelett eines auffällig kleinen, wahrscheinlich aber durch eine krankhafte Hemmung klein gebliebenen, etwa 123 cm großen Jugendlichen wahrscheinlich männlichen Geschlechts von etwa 15 Jahren mit überaus langförmigem Schädel (Längen-Breiten-Index 67,1), der aber Kahnschädelbildung (Skaphokephalie) und Vorkiefrigkeit (Prognathie) aufweist, beide Züge wahrscheinlich wieder als Ergebnis krankhafter Entwicklung. Soweit diese auffallenden Einzelheiten noch eine Vermutung auf die gesunde Rassenform zulassen, wird man auch den Viste-Fund, so wie er beschrieben und abgebildet wird, am ehesten zur nordischen Rasse rechnen,[1] die ja durch den Schädel von Stångenäs schon für das Skandinavien der mittleren Steinzeit angezeigt ist.

Aus der Zeit des Übergangs der mittleren in die jüngere Steinzeit (des Mesolithikums in das Neolithikum) stammt der Fund von Groß-Tinz in Schlesien, dessen Formen die der nordischen Rasse sind und dessen Schädel den Pritzerber Schädeln sehr nahe steht.[2]

Als Einschlag innerhalb eines Rassengemischs ist vielleicht die nordische Rasse schon in der frühen Jungsteinzeit bei Schädeln aus einer Siedlung bei Altenburg, Bezirksamt Waldshut (Baden), zu vermuten, falls nicht aus der geringen Körperhöhe, die sich bei einem männlichen Skelett noch berechnen ließ, auf einen Einschlag der kleinwüchsig-langschädligen westischen (mediterranen) Rasse geschlossen werden muß. In Altenburg sind 3 männliche und 3 weibliche Schädel gefunden worden, von denen ein besser erhaltener männlicher Schädel den Längen-Breiten-Index 65 aufweist, zwei minder gut erhaltene männliche Schädel einen Index von etwa 70. Die Indizes der weiblichen Schädel sind 71; 76,6 und 77. Die Gesichter der Schädel sind mittelbreit, die Kiefer mehr oder weniger vorstehend. Die männlichen sind also ausgesprochen langförmig und zeigen ein ausladendes Hinterhaupt, die weiblichen neigen — stärker als der übliche Geschlechtsunterschied zuläßt? — zur Mittelkurzschädligkeit (Mesokranie), und ihnen fehlt das ausladende Hinterhaupt. Handelt es sich um die weibliche Ausprägung des Menschenschlags, den die männlichen Schädel

---

[1] Vgl. Brøgger, En kjökkenmödding fra ældre stenalder i Norge, Ymer, Bd. 28, Heft 2, 1908; Fürst, Das Skelett von Viste auf Jäderen, ein Fall von Skaphokephalie aus der älteren skandinavischen Steinzeit, Videnskabs-Selskabets Skrifter I. Mathem.-Naturw. Klasse, Nr. 1, Christiana 1909.

[2] Reche und Nestler, Das frühneolithische Skelett von Groß-Tinz in Schlesien, Veröffentlichungen des Staatlichen Sächsischen Forschungsinstituts für Völkerkunde in Leipzig, Bd. I, 1933, S. 14, S. 55.

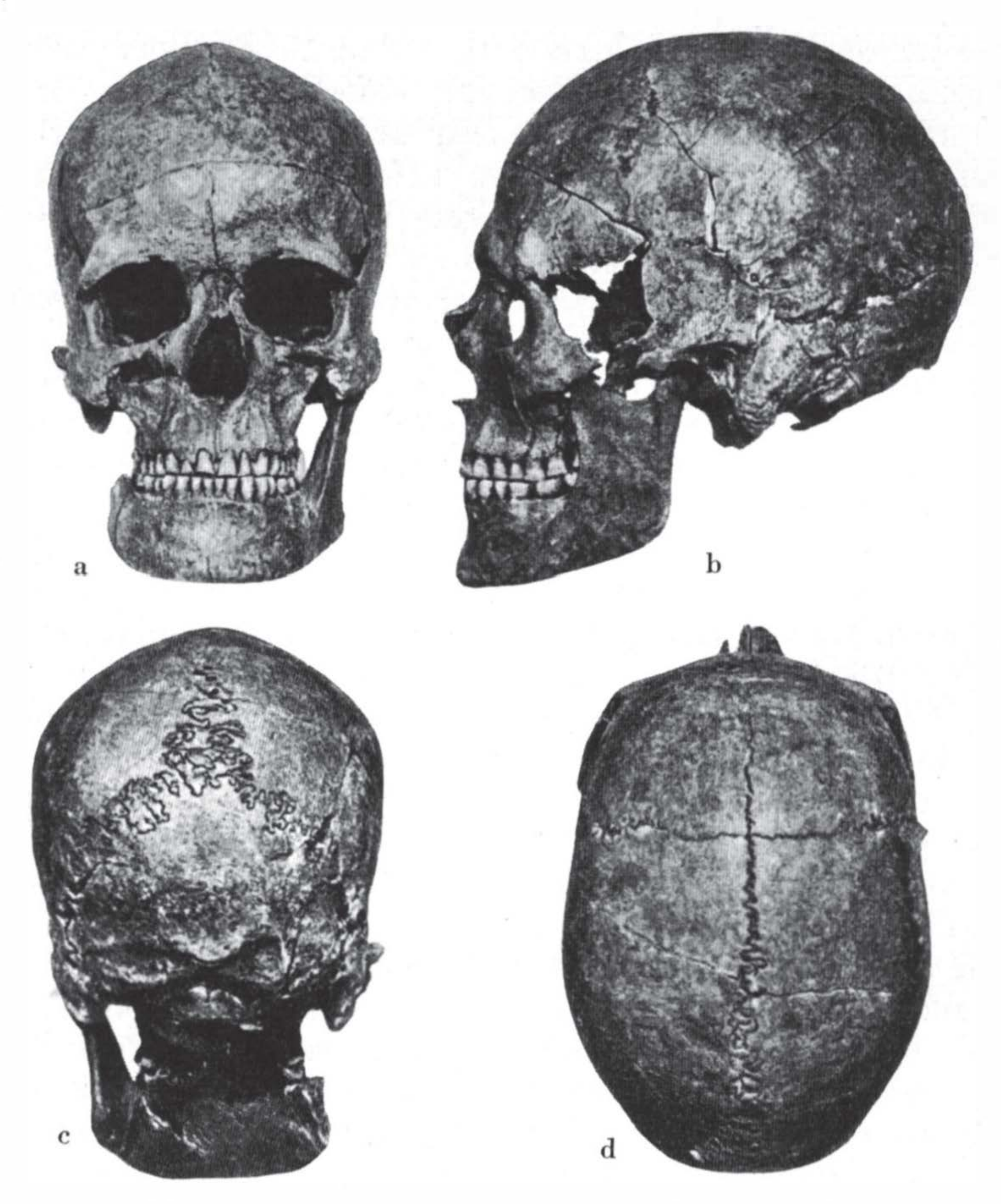


Abb. 25 a—d. Der Schädel von Groß-Tinz in Schlesien.
(Aus Reche-Nestler, Das frühneolithische Skelett von Groß-Tinz, 1933.)

andeuten, oder haben die Männer sich Frauen einer rassisch etwas anders zusammengesetzten Bevölkerung gewählt? — Die Zahl der Schädel ist zu einer Entscheidung solcher Fragen zu gering, auch zu einer Entscheidung über die Rassenzusammensetzung der Gruppe. Vielleicht darf man an ein nordisch-fälisches — oder westisch-fälisches? — Rassengemisch mit geringem Einschlag einer kleinwüchsigen breitgesichtig-kurzköpfigen Rasse denken.[1]

[1] Mühlmann, Die Schädel aus einer neolithischen Siedlung bei Altenburg in Baden, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 28, 1930, S. 244 ff.; Kraft, Der Sinkelosebuck bei Altenburg, Amt Waldshut; Badische Fundberichte, Bd. II, Heft 4, 1930, S. 129 ff.

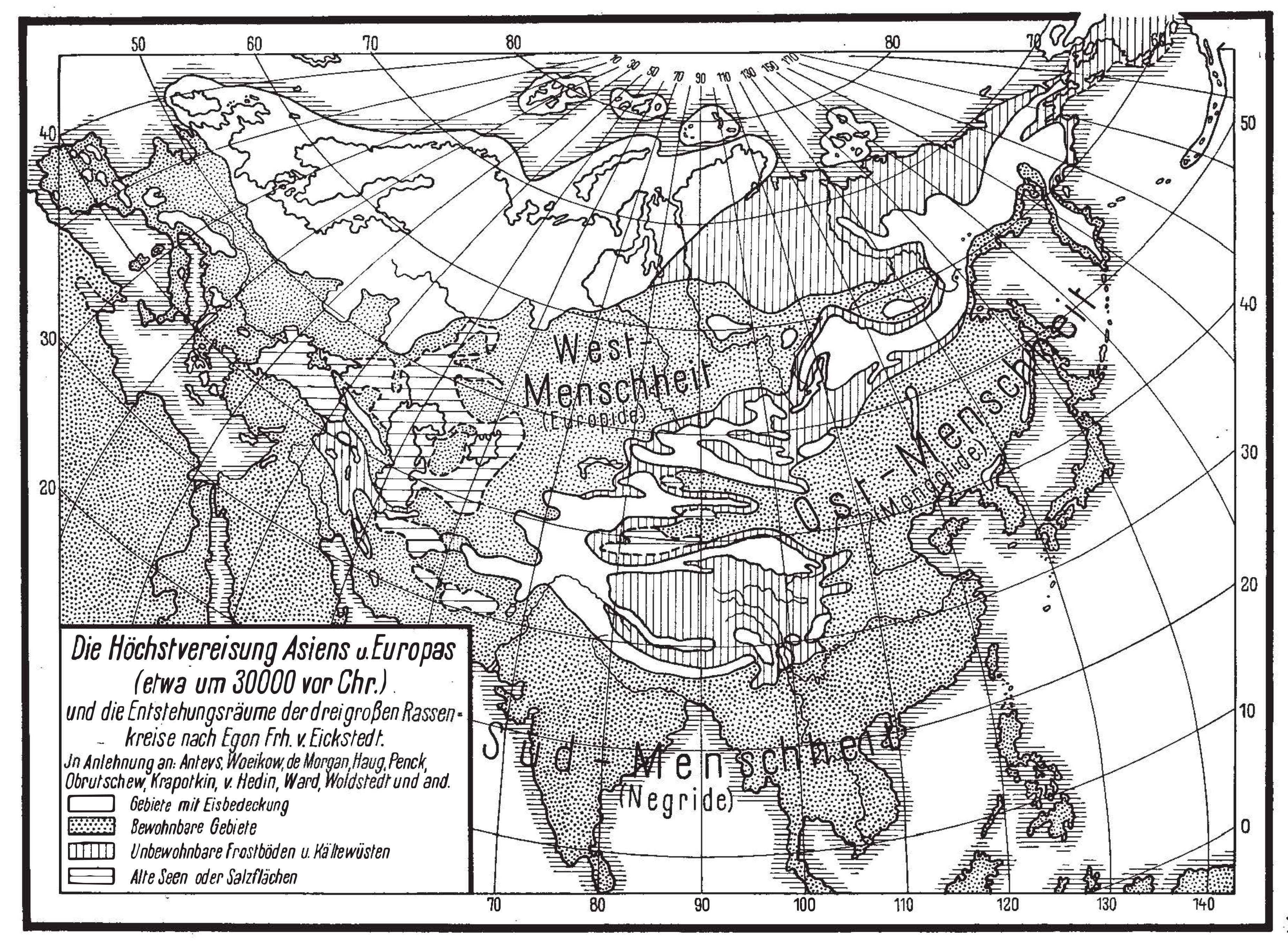
Die oben angeführten Funde alle zusammen bezeugen, daß die nordische Rasse schon in der mittleren Steinzeit in Mitteleuropa und im südlichen Norwegen und Schweden vertreten war, während die Funde von Negade (vgl. S. 50) eine Auswanderung nordischer Menschengruppen schon für die mittlere Steinzeit erweisen.

In der Jungsteinzeit (Neolithikum) ist dann die nordische Rasse als Einschlag bei verschiedenen mitteleuropäischen Gruppen vertreten, überwiegend, und zwar bis zu annähernder Rassenreinheit, bei den Schnurkeramikern. Mit diesen breitet sich die nordische Rasse weithin aus, noch in der Jungsteinzeit nach Westdeutschland, nach Böhmen und Schlesien, nach Polen und Rußland und in die Niederlande. Die Gefäßformen der Schnurkeramiker tauchen in Südrußland schon um 3000 oder im Zeitraum zwischen 3000 und 2500 auf.

Mit einer solchen mittelsteinzeitlichen Ausbreitung der nordischen Rasse ließen sich die Annahmen verbinden, die von Bicker und Nowothnig ausgesprochen worden sind (vgl. S. 54), Annahmen über die Zurückführung der Schnurkeramiker auf mittelsteinzeitliche Bevölkerungen Mitteldeutschlands und des südlichen Norddeutschlands.

Durch die angeführten Gebeinfunde ließe sich zwar die nordische Rasse der späteren Jungsteinzeit, wie sie besonders in den Schnurkeramikern hervortritt, von mittelsteinzeitlichen Rassenformen ableiten; ein Anschluß an die altsteinzeitlichen (paläolithischen) Menschenrassen Europas ist damit aber noch nicht gefunden. Nach den bisherigen Funden können auch nur Vermutungen und allgemeinere Erwägungen weiter zurückleiten. Aus allgemeinen Erwägungen im Zusammenhang mit einer ungewöhnlich anregenden Betrachtung über die wahrscheinlichen Entstehungsumwelten der großen Rassengruppen der Gattung Mensch im Gebiete Altasiens und Alteuropas („Eurasiens") möchte Frh. v. Eickstedt der „Westmenschheit", darunter den Vorfahrenformen der Nordischen Rasse, im Zeitalter der Höchstvereisung „Eurasiens", um 30000 v. Chr., „Turan", etwa Gebiete von Westturkistan bis Sibirien, als älteste erfaßbare Entstehungsumwelt zuschreiben. Er nimmt dann eine Zuwanderung von — der Brünn-Rasse (Aurignac-Rasse) verwandten — Vorfahrenformen der Crô-Magnon-Rasse (fälischen Rasse) und der nordischen Rasse aus Osteuropa in den folgenden Jahrtausenden an.[1]

[1] Frh. v. Eickstedt, Die rassischen Grundlagen des deutschen Volkstums, 1934, S. 34—41; Frh. v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 1934.


Die Höchstvereisung Asiens u. Europas
(etwa um 30000 vor Chr.)
und die Entstehungsräume der drei großen Rassen-
kreise nach Egon Frh. v. Eickstedt.
Jn Anlehnung an: Antevs, Woeikow, de Morgan, Haug, Penck,
Obrutschew, Krapotkin, v. Hedin, Ward, Woldstedt und and.
Gebiete mit Eisbedeckung
Bewohnbare Gebiete
Unbewohnbare Frostböden u. Kältewüsten
Alte Seen oder Salzflächen
West-Menschheit
(Europide)
Ost-Menschheit
(Mongolide)
Süd-Menschheit
(Negride)

Karte II.

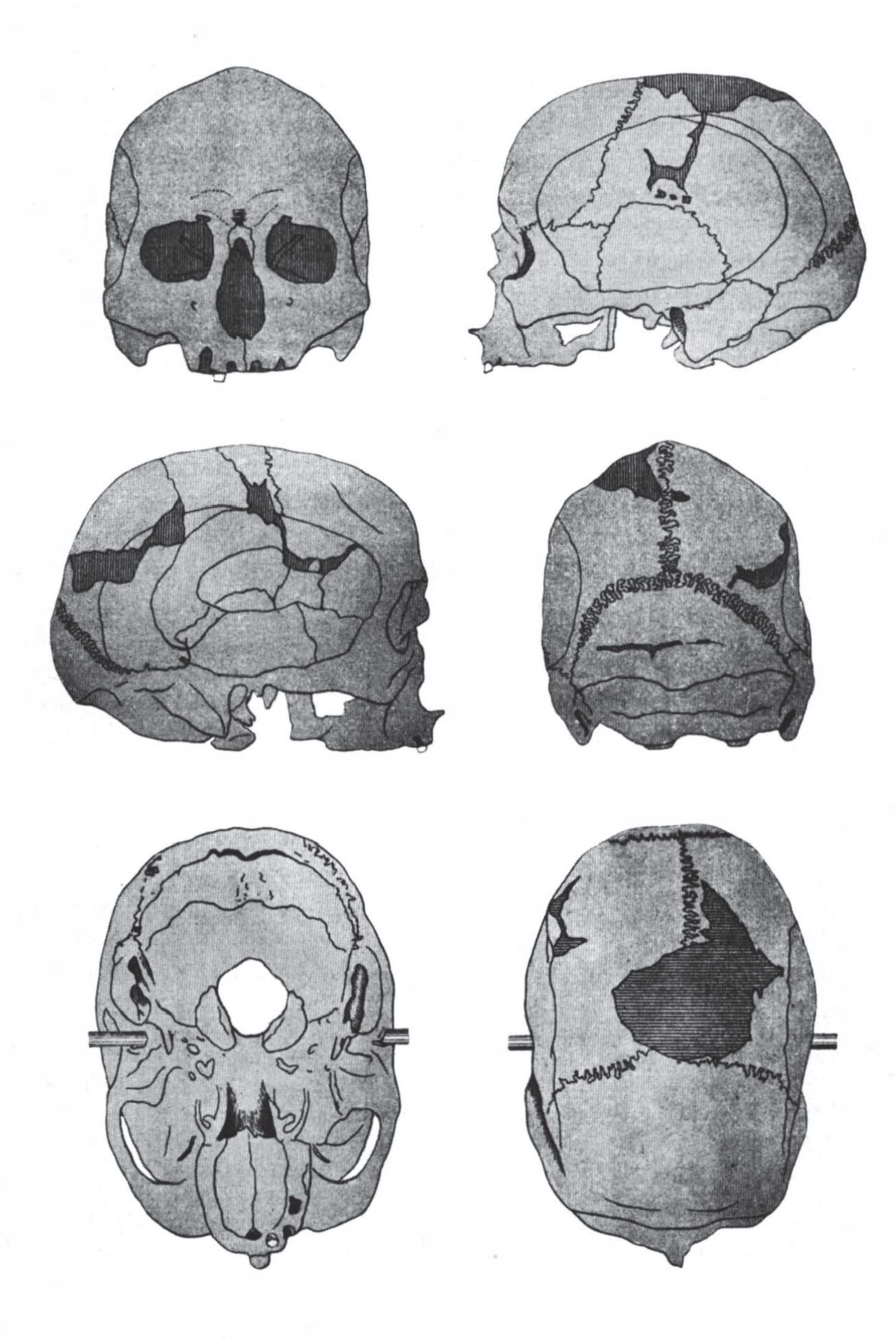


Abb. 26. Das Schädelbruchstück von Chancelade (Dordogne, Südfrankreich). Nach Testut, 1889.

Ich möchte in der nordischen Rasse, deren Vorfahrenformen ich in der Form von Chancelade oder deren anzunehmenden verwandten Formen und in der Brünn-Rasse (Aurignac-Rasse)[1] gesucht habe,[2] eine Rassenbildung der Nacheiszeit im mittleren Alteuropa selbst erblicken. Aus einem in den Formen unter sich wenig verschiedenen Rassengemisch (Chancelade und Brünn) sei unter den besonderen Auslesebedingungen der Nacheiszeit Mitteleuropas die Form der nordischen Rasse herausgezüchtet worden.[3] Über die weiter zurückleitende Verknüpfung von Vorfahrenformen der nordischen Rasse an die großen Rassengruppen der Gattung Mensch habe ich in Vorlesungen Auffassungen vorgetragen, die denen des Frh. v. Eickstedt nahe kommen.

Reche nimmt als Ahnenform der nordischen Rasse allein die Form von Chancelade (Abb. 26) an, ein nicht gut erhaltenes Skelett der Altsteinzeit aus Südfrankreich, wahrscheinlich eine durch einen besonderen Auslesevorgang entstandene Abart der Crô-Magnon-Rasse. So wäre also eine abgesonderte Gruppe der Crô-Magnon-Rasse unter Umbildungsvorgängen — sich umbildend zu schlankerem Wuchs, schmälerem Gesicht, höheren Augenhöhlen und anderen Zügen — von Westeuropa nach Mitteleuropa abgewandert und hätte in der mittleren Steinzeit schließlich Norddeutschland und dann Skandinavien erreicht.[4]

Man sieht, daß die Rückführung der nordischen Rasse auf eine altsteinzeitliche Rasse noch umstritten ist, während die Rückführung der fälischen Rasse auf die von Crô-Magnon kaum bestritten werden kann. Da aber die Bedeutung der nordischen Rasse nicht nur für das Germanentum, sondern für das ganze Indogermanentum groß ist und diese Rasse in der Weltgeschichte eine besondere Rolle gespielt hat, wird es die Forschung immer wieder reizen, den Ursprung dieser Rasse zu erkunden.

---

[1] Über diese Rassen vgl. Weinert, Menschen der Vorzeit, 1930, S. 95, 97, 104; Frh. v. Eickstedt, Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit, 1934, S. 427.

[2] Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 1930, S. 321 ff.

[3] Daß die Schnurkeramiker, also diese nahezu reinrassig nordische Gruppe der Jungsteinzeit, durch ihre Schädelmaße an die Formen der Brünn-Rasse und des Fundes von Chancelade erinnern (und ferner an eine „Rasse" von Barma-Grande, die er als einen besonderen Menschenschlag der Altsteinzeit aufstellen will), zeigt auch Saller, Frühneolithische Skelettfunde aus Thüringen, Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. 90, 1929, S. 357. (Die im Hauptteile dieses Aufsatzes behandelten Funde entstammen aber erst dem Mittelalter.)

[4] Reche, Die Urbevölkerung Nordwestdeutschlands, Die Sonne, Jahrgang 9, 1932, S. 445—48.

Zweiter Abschnitt

Die leiblichen Merkmale der Germanen

Das geschlossene Siedlungsgebiet der Germanen zu Beginn der Bronzezeit geht aus Karte I, S. 17, hervor. Nordwestdeutsche Auswanderer der vorgermanischen Megalithbevölkerung sind aber schon um 2500 v. Chr. gegen Ostdeutschland vorgestoßen und — schon als Germanen? — um 2000 die Weichsel aufwärts und über die Ostsee nach Finnland. Ein Vorrücken schon der Megalithkeramiker gegen Süden geht auch aus dem Bestehen der gemischten Gesittungsbezirke um die mittlere bis untere Elbe (vgl. S. 35) hervor. Nach Eindringen der eroberungsfreudigen Schnurkeramiker in Nordwesteuropa drängt das nunmehr entstandene Germanentum weiter über die Grenzen seines geschlossenen Siedlungsgebietes vor. Um 1000 v. Chr. reicht es bis zum Bodetal im Harz, im 8. und 7. Jahrhundert besiedelt es die Landschaften des linken Saale-Ufers, um 500 geht die lange dauernde Auseinandersetzung mit den Kelten vor sich, deren Anfänge wohl schon für die Zeit um 700 angenommen werden müssen: die Germanen, swebische Stämme, rücken von Nordthüringen gegen den Thüringer Wald vor (vgl. S. 28); andere Stämme rücken um 400 in die Gegend von Dresden ein; um 100 ist die Mainlinie erreicht.

Die Kelten müssen von einer Höhenburg, die sie als Grenzschutz angelegt hatten, zur anderen weichen, d. h. die keltischen Freien ziehen sich zurück oder werden, wenn sie nicht im Verteidigungskampfe fallen, Kriegsgefangene der Germanen. Die unfreien Knechte des Keltentums mögen zum Teil in die Knechteschicht der Germanenstämme übergegangen sein. Die Kelten, ursprünglich ebenso überwiegend nordisch wie die Germanen und wie sie als Volk um einen Kern schnurkeramischer Herrengeschlechter erwachsen, haben in den ausgedehnten Gebieten ihrer Herrschaft durch allmähliche Vermischung mit unterworfenen Schichten immer mehr nicht-nordische Rasse aufgenommen. Ihre Knechteschicht bestand wahrscheinlich überwiegend aus dunklen kurzköpfigen Menschen, im südlichen Gallien aus den kleinen dunklen langköpfigen Menschen der westischen (mediterranen) Rasse. Es ist aber falsch, die untersetzten, dunklen, kurzköpfigen Bevölkerungen mancher mittel- und süddeutschen Gebirgsgegenden auf die Kelten zurückzuführen, so wie man solche Bevölkerungen gelegentlich als „Wälderkelten" bezeichnet hören kann. Auch in Frankreich wurden und werden dunkle kurzköpfige Be-

völkerungen öfters als Nachkommen von Kelten angesehen. Die freien Kelten der Bronzezeit und frühen Eisenzeit waren aber den Germanen nahezu rassengleich, wie schon Schaaffhausen erkannt hatte (vgl. S. 27). Sind Teile von Bevölkerungen der den Kelten entrissenen Gebiete zu den Germanen übergegangen, so waren dies wahrscheinlich weniger die keltischen Freien als die unfreien Knechte des Keltentums, die damit in die germanische Knechteschicht übergingen. Nur mit dieser Einschränkung darf man in mittelalterlichen deutschen Bevölkerungen Reste des Keltentums vermuten. (Ähnlich mögen die Verhältnisse beim Zurückweichen der Slawen in Ostdeutschland in den Jahrhunderten der Rückgewinnung germanischen Siedlungslandes östlich der Elbe gewesen sein: die überwiegend nordische Herrenschicht des indogermanischen Slawentums fiel oder zog sich zurück, die ostbaltisch-nordische Knechteschicht der Slawen ging in die Unterschicht der mittelalterlichen Bevölkerung Ostdeutschlands über.[1]

Nach Erreichen der Mainlinie um 100 v. Chr. rüsteten sich die Germanen zum Durchbruch gegen Süden und nach Gallien hinein. Sie drangen über den Main vor, um 72 v. Chr. in die Pfalz und das Elsaß; vom östlichen Mitteldeutschland aus um 9 v. Chr. nach Böhmen, nachdem losgelöste Scharen schon um 20 v. Chr. in Ungarn eingedrungen waren, die Bastarnen sich schon um 178 v. Chr. im Gebiete der unteren Donau anzusiedeln begannen. Die weiteste Ausdehnung brachte die nun schon geschichtlich erhellte Völkerwanderungszeit, auf die hier nicht eingegangen werden soll.[2] Diese Völkerwanderung würde am besten als „letzte indogermanische Wanderung" bezeichnet werden, denn sie stellt die germanische Völkerwelle dar, der schon viele andere Völkerwellen indogermanischer Völker vorausgegangen waren.

Die Unruhe des Wanderns der Indogermanen und so auch der Germanen ist nicht, wie Jacob Grimm (1785–1863) sich vorstellte, und wie einzelne heute wieder anzunehmen versuchen, ein Anzeichen dafür, daß sich im Indogermanentum und Germanentum das Rassenerbe eines Hirtenkriegertums (Nomadentums) ausgewirkt habe; vielmehr sind diese Wanderungen hauptsächlich durch Übervölkerungen zu erklären, die eine Stammesjugend, ein ver sacrum, nach dem anderen zur Eroberung neuen Ackerbodens zwangen. Um Suche nach Ackerland handelt es sich bei jeder Landnahme eines Stammes indogermanischer Sprache.

---

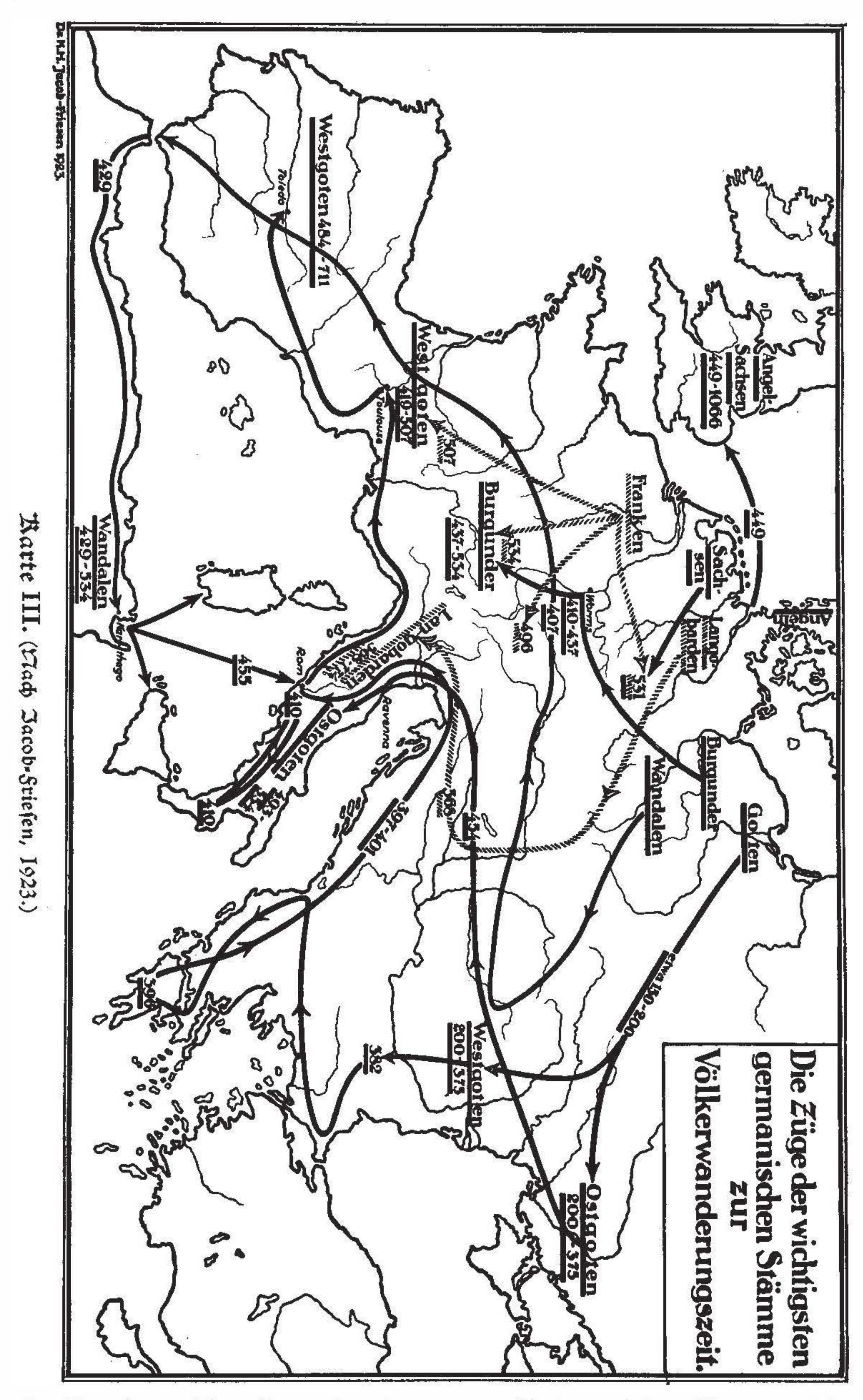
[1] Vgl. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 1930, S. 397ff.

[2] Als kürzere Darstellung vgl. Ludwig Schmidt, Die germanischen Reiche der Völkerwanderung, 1918.

Aus der Landsuche von Bauernkriegern erklären sich die meisten Wanderungen indogermanischer Stämme. Das zeigt bei den Germanen schon das Verhalten des ersten gegen Süden abgewanderten Stammes, der Kimbern, die wahrscheinlich durch Meeresüberflutungen ihrer Heimat — lag sie in der dänischen Landschaft Himmerland? Das anlautende h dieses Wortes muß ja vor der Germanischen Lautverschiebung ein k gewesen sein — zur Auswanderung gezwungen worden waren. Die Kimbern wünschten durch ihre Abgesandten den Frieden mit dem Römischen Reiche, an dessen Grenzen sie um 113 v. Chr. erschienen waren, da es ihnen nur auf eine geordnete Überlassung von Ackerland ankomme (vgl. Livius, Periochae 65; Lucius Annaeus Florus, Epitome III, 3),[1] wofür dann Rom über ihre Arme und Waffen verfügen könne. Welche bauernkriegerischen Kräfte ihnen und den sich ihnen anschließenden germanischen Teutonen eigen waren, haben Kimbern und Teutonen auch im Untergange noch bewiesen: die Teutonen im Jahre 102 v. Chr. bei Aquae Sextiae (Aix in der Provence), die Kimbern bei Vercellae (zwischen Turin und Mailand) im Jahre darauf.

Frühere Geschichtschreibung hat das Kriegertum der Germanen öfters zu einseitig betont, so daß das Bild eines germanischen Nur-Kriegertums entstanden ist. Die Germanen waren freiheitliebende wehrhafte Bauern, als solche gleichsam immer in Waffen; aber nicht Krieg erfüllte ihre Wünsche, sondern — wie es im Nordgermanischen sprichwörtlich-kennzeichnend ausgedrückt wurde — „gutes Jahr (d. h. Erntejahr) und Frieden" (ár och friđr). Ein so geartetes Bauernkriegertum habe ich durch „Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens" (1934) als gemein-indogermanisch zu erweisen versucht. Die gleichen Züge betont Neckel für die Germanen und ihre Wanderungen: „Der Eindruck ist ... der ruheloser Bewegung. In Wirklichkeit haben die Ruhepausen zwischen den Wanderungen viel mehr Zeit ausgefüllt als diese selbst. Die Goten z. B. haben jahrhundertelang an der unteren Donau geackert und ihre Kühe gemolken, ehe sie von dort weiterzogen nach Südrußland. Dann wurden sie allerdings durch die Lockungen der Städte in einen längeren Kriegszustand hineingezogen. Aber kaum war Italien erobert, so trat wieder Friede ein."[2] Die germanischen Ortsnamen auf „-leben" (nordgermanisch „-lev") oder die auf Sippensiedlungen deutenden auf „-ingen" weisen auf die Erbhöfe, das Ererbte

[1] Florus, Abriß der römischen Geschichte, übersetzt von Pahl, 1834, S. 171.
[2] Neckel, Altgermanische Kultur, 1925, S. 31.



Karte III. (Nach Jacob-Friesen, 1923.)

und Stetige, hin. Der Landhunger kinderreicher Bauernstämme machte aber immer wieder kriegerische Landnahme nötig. Was jedoch kennzeichnend ist, das ist die Ackerverteilung, die jeder indo-

germanischen und germanischen Landnahme folgt. Auch Tacitus, Annalen XIII, 54, zeigt, wie Landnahme, Aussaat und Hausbau bei den Germanen einander unmittelbar folgen. Die angelsächsischen Annalen vom Jahre 876 berichten (nach Neckel a. a. O., S. 51) von einer Landnahme der Dänen auf den Britischen Inseln, in Northumberland, daß der Herzog gleich nach Besetzung des Landes den Ackerboden verteilt habe und daß dann sogleich mit dem Pflügen begonnen worden sei.

Auch von den als besonders kriegerisch bekannten Isländern und ihren Wikingsfahrten berichtet ein Kenner wie Andreas Heusler: „Unsere Sagahelden sind samt und sonders Waffenkundige, die auf eigenen und fürstlichen Kriegsfahrten ihren Mann stehen; den größten Teil ihres Lebens aber erfüllt die Besorgung ihrer Güter."[1] Solche Züge des Bauernkriegertums erhalten sich bei den Germanen bis in das frühe Mittelalter und werden erst bei den Franken durch deren Herrenstellung über einer zahlreichen nicht-fränkischen Bevölkerung gallisch-römischer Herkunft abgewandelt zu einem Kriegertum der großen Landbesitzer, das dann gelegentlich schon als Nur-Kriegertum erscheint. Eben bei diesen merowingischen Franken ist auch in Geräten, Gefäßen und Waffen der „Bauernstil" des Germanentums zum ersten Male einem „Herrenstil" gewichen (vgl. S. 51/52).

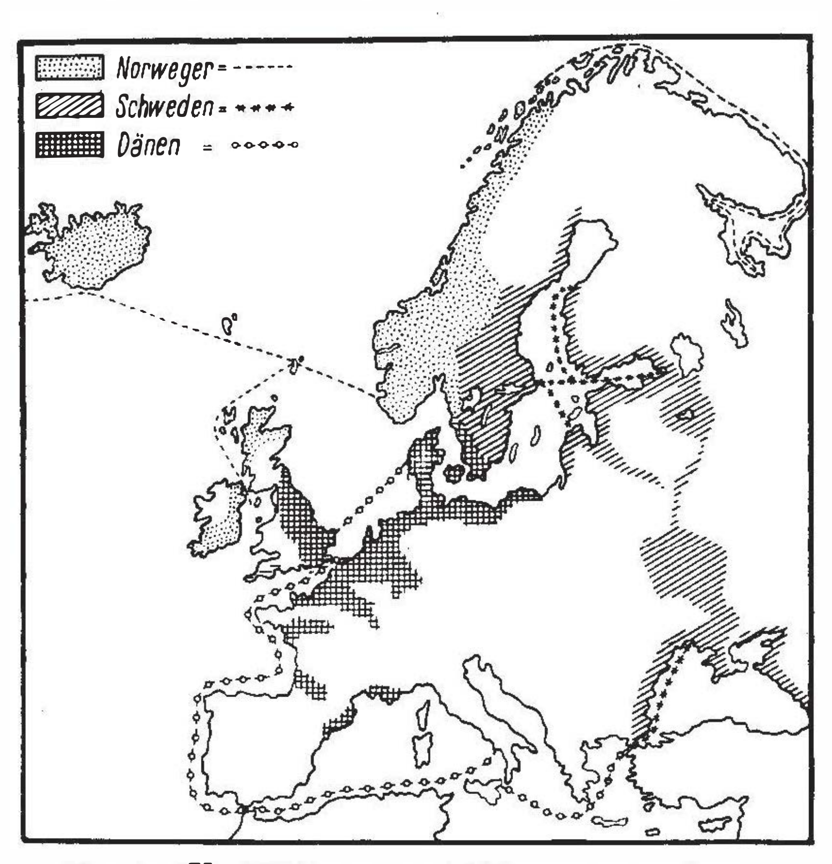
Nach dem Eindringen der Germanen in den Bereich der hellenistisch-römischen Mittelmeerwelt und ihrer Ränder sind diese Germanen nun oft nach leiblichen und seelischen Zügen von hellenischen und römischen Schriftstellern beschrieben und später auch von römischen Bildhauern durch Bildwerke dargestellt worden, so daß von jetzt ab solche Zeugnisse die vor- und frühgeschichtlichen Zeugnisse der Gräberfunde ergänzen können. Die ersten Germanen, deren römische Heere ansichtig wurden, die Kimbern und Teutonen, finden sich bei Plutarchos in dessen „Marius" (XI) beschrieben als Menschen hohen Wuchses mit blondem Haar und blauen Augen. Die Völkerwanderung verbreitet dann diesen Menschenschlag des Germanentums über ganz Mittel-, West- und Südeuropa bis nach Nordwestafrika, so daß jetzt die Südländer um so lebhafter Schilderungen dieses Schlags niederschrieben, je fremder und einzigartiger er ihnen erschienen sein muß.

Man kann die germanische Völkerwanderung vom Auftreten der

[1] Heusler, Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit, bei Nollau, Germanische Wiedererstehung, 1926, S. 177.

Kimbern im Jahre 120 v. Chr. bis etwa um 600 rechnen. Im zerfallenden Römerreiche wurden schon ganze Germanenstämme an den Grenzen des Reichs angesiedelt, die sich verpflichteten, gegen die Überlassung von Ackerland ihre junge Mannschaft den römischen Heeren zuzuführen.

Eine weitere Welle des Germanentums stellen die Wikingszüge dar, die einen Zeitraum zwischen 700 und 1100 erfüllen und zu denen die glänzende Erscheinung des Normannentums gehört: diese Unternehmungen besonders tatkräftiger Nordgermanen, Norweger, Dänen und Schweden. Als schwächere Nachfolge der stärkeren germanischen Völkerwellen kann man die Kriegszüge der Schweden unter Gustav Adolf und unter Karl XII. auffassen — wobei nur nicht zu übersehen ist, daß die „schwedischen" Heere des Dreißigjährigen Krieges nur zu Beginn dieser vielen Kriegsjahre überwiegend aus Schweden bestanden haben. Die Schweden unter den genannten Königen mögen etwa von gleicher rassischer Zusammensetzung gewesen sein wie die frühgermanischen Stämme Schwedens.[1]



Karte IV. Wikings- und Normannenzüge.
(Nach Odhner-Westman, Lärobok i Fäderneslandets Historia, 1924.)

Aus dem Zeitalter der germanischen Wanderungen sind außer den Schilderungen der leiblichen Merkmale germanischer Stämme auch wieder die unmittelbaren Zeugnisse der Gräberfunde erhalten: die Gebeinreste der germanischen Reihen-

[1] Als eine sehr starke Völkerwelle des Germanentums kann man auch die Besiedlung Nordamerikas vom 17. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts ansehen, zahlenmäßig genommen wohl als die stärkste Welle. Diese Besiedlung ist ihrer Rassenzusammensetzung nach durchaus noch eine überwiegend nordische Völkerwelle: vgl. Burr, America's Race Heritage, 1922; Grant, The Conquest of a Continent, 1933. Seit Ausgang der Segelschiffszeit und seitdem, daß die Überfahrt und Ansiedlung nicht mehr ein besonderes Wagnis aus-

gräber. Seit etwa 1400 v. Chr., in Norddeutschland seit etwa 1200 v. Chr., hatten die Germanen ihre Toten verbrannt, und gleiche Sitte herrschte seit der frühen Bronzezeit auch bei den anderen indogermanischen Stämmen. Darum fehlen die Gebeinfunde in dem Zeitabschnitt zwischen dem Abschluß der schnurkeramischen Ausbreitung und der römischen Kaiserzeit. In dieser Zeit ging das Germanentum wie vorher schon Teile des Keltentums von der indogermanischen Verbrennung zu der in diesem Zeitabschnitt vom Morgenlande her sich ausbreitenden Bestattung über.

Von den in diesem frühgeschichtlichen Zeitabschnitt gebotenen Zeugnissen über die dem Germanentum eigenen Rassenmerkmale sollen nun zuerst die Berichte von Schriftstellern verwendet werden. Dabei sollen im allgemeinen die Belegstellen nicht genauer mitgeteilt werden, sondern nur die Namen der meist hellenischen und römischen Schilderer, weil die Belegstellen über die leiblichen Züge der Germanen schon öfters ausführlich zusammengestellt worden sind.[1]

Die beträchtliche Körperhöhe der Germanen wird betont, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß die Schilderer meistens als Vertreter kleiner-gewachsener südeuropäischer Bevölkerungen urteilen. Die Germanen selbst haben aber hohen Wuchs geschätzt. Den hohen Wuchs aller Germanen erwähnt Tacitus und später der byzantische Geschichtsschreiber Prokopios (Wandalenkrieg I, 2, 2), den hohen Wuchs der Sweben erwähnt Caesar, den der Bastarnen Livius, den der Alemannen Ammianus Marcellinus. Sidonius Apollinaris erwähnt die 7 Fuß hohen (septipes) Burgunder.[2] Den

machten und aufkommende Städte minder harte Lebensbedingungen boten als die zu rodenden Urwälder, hat sich die Einwanderung in ihrer rassischen Zusammensetzung geändert, so vor allem seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Die Besiedlung Nordamerikas gehört aber mehr zur Rassengeschichte der Einzelvölker germanischer Sprache als zu der des ursprünglichen Germanentums und wird von mir in ihrer Rassengeschichte in einer späteren Arbeit für sich betrachtet werden.

[1] Vgl. Barth, Teutschlands Urgeschichte, Bd. II, 1820, S. 237 ff.; Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechtes, Bd. III, 1842, S. 441; Lindenschmit, Handbuch der deutschen Altertumskunde, Bd. I, 1880—89, S. 143; Dictionnaire des Sciences Médicales, 4. Reihe, Bd. 4, 1881, S. 723 ff.; Gummere, Germanic Origins, 1892, S. 57 ff.; Schultheiß, Geschichte des deutschen Nationalgefühls, Bd. I, 1893, S. 15 ff.; Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Bd. IV, 1900, S. 142 ff.; Bremer, Ethnographie, Pauls Grundriß der germanischen Philologie, Bd. 3, 1900, S. 764; Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, 3. Supplementband, 1918, S. 562; Zeuß, Die Deutschen und ihre Nachbarvölker, 1837, Neudruck 1925, S. 49 ff.

[2] Monumenta Germaniae historica, auctores antiquissimi, Bd. VIII, 1887, S. 136.

hohen Wuchs schon der Knaben und Jünglinge führt Tacitus von den Batavern an. Der hohe Wuchs der Kimbern ist S. 71 nach Plutarchos erwähnt worden. Die Einleitung zu dem Salischen Gesetz der Franken, wahrscheinlich im 6. Jahrhundert verfaßt, nennt die Franken hochgewachsen.[1] Dieser hohe Wuchs wird auch von den mittelalterlichen deutschen Nachkommen der Germanen aus der Zeit der Schlacht von Tours und Poitiers (732) berichtet: den Ostfranken (Austrasiern: gens Austriae) schreibt Roderich (Rodericus) in seiner „Geschichte der Araber" (XIV) kraftvollen Körperbau zu (membrorum praeeminentia valida), die Deutschen (gens Germana) ragten hervor durch Herzhaftigkeit und Gestalt (corde et corpore praestantissima).[2] Die hohe Gestalt der Deutschen und der niederfränkischen Flamen erwähnt auch noch der aus dem 14. Jahrhundert stammende provenzalische Elucidari de las proprietatz de totas res naturals.[3]

Die hellen Augen der Germanen, meist als blaue Augen beschrieben, erwähnen Tacitus und andere Schriftsteller. Die lateinischen Eigenschaftswörter zu ihrer Kennzeichnung sind meistens caesius und caeruleus; das griechische Wort glaukós. Sidonius Apollinaris vergleicht die Augen der germanischen Heruler in seinem Briefe aus Burdigala (VIII, 9, 5) mit der Farbe tief wurzelnden Seegrases (algoso prope concolor profundo).[4] Diese hellen Augen der Germanen waren gefürchtet wegen ihrer Schärfe (acies oculorum bei Caesar, Gallischer Krieg I, 39): die römischen Soldaten mußten an diese scharfblickenden Augen erst gewöhnt werden. Auch Tacitus, Germania 4, spricht von den drohenden Augen der Germanen (truces oculi). Hiermit ist der „schreckliche Blick" gemeint, der innerhalb der nordischen Rasse manchen Menschen eigen ist und den die „Rassenkunde des deutschen Volkes" zu kennzeichnen versucht hat. Wesentlich ist dabei der Gegensatz der dunklen Sehöffnung (Pupille) gegenüber deren heller Umgebung. Bei dunklen Rassen wirkt die Augenmitte, Sehöffnung und Regenbogenhaut (Iris) als eine dunkle Kreisfläche und hat darum weniger Ausdruckskraft. In der Erregung, wenn die nordischen Augen, denen der „schreckliche Blick" eigen ist, ihr Gegenüber scharf anblicken, mag sich die Sehöffnung öfters er-

---

[1] Lex Salica, herausgegeben von Geffcken, 1898, S. 95.

[2] Rodericus Toletanus, Historia Arabum, 1625, S. 27. Roderich folgt dabei älteren Berichten; vgl. Jahrbücher der Deutschen Geschichte: Breysig, Die Zeit Karl Martells, 1869, S. 68.

[3] Bartsch, Chrestomatie Provençale, 1868, S. 362; Appel, Der provenzalische Lucidarius, Zeitschrift für romanische Philologie, Bd. 13, 1889, S. 241.

[4] Monumenta Germaniae historica, auctores antiquissimi, Bd. VIII, 1887, S. 136.

weitern und sich nun um so mehr scharf abgegrenzt und dunkel gegen die helle, blaue oder graue Umgebung abheben. So entsteht die acies oculorum, auch in der milderen Form der „strahlenden Augen" beschrieben, die aber nicht nur von den Germanen berichtet wird, sondern gelegentlich von Menschen, vor allem führenden Männern, aus den Frühzeiten aller Völker indogermanischer Sprache, so auch noch aus der Spätzeit Roms von dem blonden, blauäugigen (nach seiner Kopfform vorwiegend nordischen) Octavianus Augustus, dem Kaiser. Die frühen Perser schätzten „scharfblickende" Augen.

Die acies oculorum ist auch von den Germanen selbst bemerkt worden und wurde von den Nordgermanen als orm i auga, die „Schlange im Auge", bezeichnet. Daher die Kennzeichnung des Helden in Richard Wagners „Walküre": „Der gleißende Wurm glänzt auch ihm aus dem Auge." — Es gab einen Dänenkönig Sigurd mit dem Beinamen orm i auga. Der Jarl (Herzog) wird im „Merkgedicht von Rig" in der Edda nach seinem Blick gekennzeichnet: „blitzeschleudernd wie Schlangenaugen". Von Sigurd (Siegfried) wird berichtet, er habe so scharf blicken können, daß niemand wagte, unter seine Brauen zu sehen.[1] Die nordgermanischen Bezeichnungen für diesen Blick waren otoll und hvoss. Vor Swanhilds Blick scheuten nach der Sage die Pferde, die sie zerreißen sollten, so daß man ihr einen Sack über die Augen warf.[2] Auch der mittelalterliche dänische Schriftsteller Saxo Grammaticus, der Erzählungen aus der frühgermanischen Welt gesammelt hat, erwähnt wieder den „schrecklichen Blick" (acritas visus) hervorragender Männer.[3]

Die hellen Haare der Germanen werden als flavus oder rutilus bezeichnet, wobei flavus eine helleres, rutilus ein mehr rötliches Blond andeuten mag; hellenische Schriftsteller gebrauchen die Wörter xanthós und pyrrhós, deren Farbwerte sich ungefähr ebenso zueinander verhalten wie flavus zu rutilus.[4] Die so bezeugte Blondheit der Germanen ist aber nicht so aufzufassen, als ob es unter ihnen gar keine Dunklen gegeben hätte.

---

[1] Völsunga Saga, Abschnitt 22; vgl. auch Þidreks Saga, die Sage von Dietrich von Bern, Abschnitt 185 (übersetzt in Sammlung Thule, Bd. 22, S. 233) und in der Edda Helgakviþa Hundingsbana I, 6.

[2] Völsunga Saga, 40.

[3] Saxonis Grammatici Historia Danica, herausgegeben von Müller und Velchow, Bd. I, I, 1839, S. 70.

[4] Vgl. de Mortillet, Formation de la Nation Française, 1897, S. 117; Günther, Rassengeschichte des hellenischen und des römischen Volkes, 1929, S. 22f.; S. 90ff.

Daß es unter den Unfreien viele Dunkle gab, geht aus dem häufigen Auftreten des Namens Svartr (schwarz) bei unfreien Knechten[1] hervor und vor allem aus der kennzeichnenden Schilderung der Stände in der Rigsþula, dem „Merkgedicht von Rig" in der Edda. Aber die Unfreien zählten nicht zum Volke. Gelegentlich muß auch dunkle oder dunklere, etwa stärker dunkelblonde Haarfarbe bei germanischen Freien vorgekommen sein; Belege hierfür hat Roehne zusammengestellt.[2] Allerdings ist bei solchen Angaben zu bedenken, daß helle Völker dazu neigen, einen Menschen mit einer Haarfarbe von dunklerem Blond oder mittlerem Braun schon „schwarz" zu nennen, ebenso wie dunkle Völker den gleichen Menschen schon „blond" zu nennen geneigt sind. Im ganzen sind die Berichte über die germanische Blondheit etwa so zu werten, wie Berichte heutiger Süddeutscher aus den dunkleren Gebieten Süddeutschlands über die Blondheit nordwestdeutscher Bevölkerungen oder Berichte von Franzosen oder Italienern über eine einheitliche Blondheit der Schweden. Der Berichtende geht in seiner Erinnerung dabei in der Regel über das seltenere Vorkommen von Dunklen in diesen Bevölkerungen hinweg. Andererseits darf die Aussage eines Tacitus (Germania, 4) über die „reine und nur sich selbst gleiche" Artung der Germanen auch nicht übersehen werden. Dunkle, ja schon bräunliche Haarfarbe muß unter den Freien aufgefallen sein, denn sie wird öfters besonders erwähnt und gilt ja auch bis etwa um 1600 bei allen Völkern germanischer Sprache als häßlich.[3] Bezeichnend ist die nach verschiedenen Seiten des germanischen Wesens zielende Bedeutung des englischen Wortes fair, das sowohl „blond" wie „schön" wie „ehrenhaft" bedeutet, und bezeichnend, daß der sehr hochgewachsene dunkelhaarige deutsche Kaiser Heinrich III., zubenannt der Schwarze, von dem Geschichtsschreiber Lampert von Hersfeld als „zwar dunkel, aber doch schön" geschildert wird.[4]

Die Weichheit des hellen Haares wurde besonders geschätzt. Den Germanen war eine besondere Haarpflege eigen, aus der die Erfindung der Haarbürste und der Seife hervorgegangen ist: die

[1] Weinhold, Altnordisches Leben, 1856, S. 31 ff.; vgl. Eyrbyggjasaga, 26; Njalssaga, 36; Havarđarsaga, 17; Reykdölasaga, 11; Fljotsdölasaga, 37; Finnbogasaga, 32; Landnamabok II, 24.

[2] Roehne, Zur Haarfarbe der Bewohner Deutschlands in der germanischen Urzeit, Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Bd. XX, 1928, S. 433 ff.

[3] Léon Gautier, La Chevalerie, 1883, S. 205 ff., S. 375 ff.; Günther, Adel und Rasse, 1927, S. 51 f., S. 55 f., S. 63 f.

[4] Lamperti monachi Hersfeldensis opera, herausgegeben von Holder-Egger, 1894, S. 351.

romanischen Wörter für diese Dinge sind germanischer Herkunft (brozza, brosse zum Worte „Borste“, von dem sich Bürste ableitet; savon über ein lateinisches sapo von einem germanischen Worte saipōn[1]). Der Sinn der nordischen Rasse für leibliche Reinlichkeit äußert sich auch in der Haarpflege der Germanen. In der Saga von den Jomswikingen bittet der zur Hinrichtung geführte Wiking Swein, den Schwerthieb so zu führen, daß sein Haar nicht befleckt werde, das er sein Leben lang gepflegt habe. Dabei wird sein seidenweiches Haar beschrieben. Zur germanischen Vorstellung vom edlen und schönen Menschen gehörte langes, blondes Haar. Lang getragenes Haar gehörte bei den Indogermanen zum Anblick des edelgeborenen Freien; Perser, Hellenen, Kelten und Germanen haben diese Sitte am längsten bewahrt. Die Unfreien trugen im frühen Mittelalter kurzgeschnittenes Haar (woher sich das bayerische Schimpfwort „G'scherter“ ableitet).

Zum Kampfe färbten anscheinend gerne einige keltische und germanische Stämme das Haar rot, wahrscheinlich um die schreckenerregende Fremdartigkeit für dunkle südeuropäische Gegner zu verstärken. Ammianus Marcellinus (27, 2, 3) schildert badende Germanen, Alemannen, die ihr Haar vor einem Kampfe rot färben.

Die Blondheit der Germanen wird auch durch Funde von Moorleichen wieder erwiesen, die meist blonde und rötliche Haarfarbe zeigen.[2]

Die **helle Haut** der Germanen gehört zum Merkmalbilde eines blonden, helläugigen Menschenschlags. Sie wird aber besonders erwähnt von dem römischen Naturforscher Plinius dem Jüngeren, der die Nordeuropäer (historia naturalis II, 80) blond und hellhäutig (candida cute) nennt, ferner von dem Kirchenvater Hieronymos (etwa 340–420) in dessen Vita Hilarionis (22): dort wird die Hellhäutigkeit (candor corporis) der Germanen betont[3], und endlich von dem byzantinischen Geschichtsschreiber Prokopios in dessen „Wandalenkrieg“ (I, 2, 2) im 6. Jahrhundert.[4] Die Einleitung

---

[1] Kluges Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 11. Aufl., herausgegeben von Goetze, 1934, S. 556.

[2] Mestorf, Moorleichen, 42. Bericht des Schleswig-Holsteinischen Museums vaterländischer Altertümer bei der Universität Kiel, 1900, S. 10 ff.; 44. Bericht, 1907, S. 14 ff.; Aichel, Über Moorleichen, nebst Mitteilung eines neuen Falles, Verhandlungen der Gesellschaft für Physische Anthropologie, Bd. II, 1927, S. 63.

[3] Sancti Eusebii Hieronymi opera omnia, herausgegeben von Migne, Bd. II, 1845, Sp. 39.

[4] Prokop, Vandalenkrieg, übersetzt von Coste, S. 1.

zum Salischen Gesetz der Franken (Lex Salica) aus dem 6. Jahrhundert hebt auch die Hellhäutigkeit (candor) der Franken hervor.

Die Germanen schätzten ihre helle Haut hoch, besonders beim weiblichen Geschlecht. In der Edda wird Gerd beschrieben, die Riesentochter, deren „weiße Arme See und Land erleuchten". Die „schneeweißen" Arme germanischer Frauen werden in Dichtungen öfters gepriesen, ein Zug, der auch in der Frühzeit, ja noch in späteren Zeitabschnitten anderer Völker indogermanischer Sprache wiederkehrt, so auch bei Persern, Hellenen und Italikern. Den Südländern fiel besonders die leuchtende Rosigkeit der Haut auf, der Zug, der mit „Milch und Blut" gekennzeichnet wird, ferner das Durchschimmern des Blutes und der Adern der bläulichen Venen durch die Haut, ein Zug, der auch die Bezeichnung vom „blauen Blut" des Adels bewirkt hat: der gotische Adel des mittelalterlichen Spaniens fiel den dunklen Spaniern durch sein „blaues Blut" (sangre azul) auf. Der spätlateinische Dichter Venantius Fortunatus, der gleich zu erwähnen sein wird, schildert bei einem Germanenmädchen den Reiz, der im Gegensatz des hellen Halses zu den rosig leuchtenden Wangen beruhe.[1]

Mit Schilderungen vom Anblick des gesamten Germanentums stimmen auch die Schilderungen vom Anblicke einzelner germanischer Stämme immer überein, die der Goten durch Prokopios, der Heruler durch Sidonius Apollinaris, der Langobarden durch Paulus Diakonus usw. Und mit solchen Schilderungen stimmen wieder diejenigen der Normannen nordgermanischer Herkunft überein, deren Wikingszüge eine weitere Welle des Germanentums nach der Welle der Völkerwanderung bedeuten (vgl. S. 72): nach Geschichtsquellen des 9. Jahrhunderts waren die Normannen von ansehnlicher Gestalt mit schönen Gesichtszügen, rasch und behende; Menschen von solcher Größe und Schönheit habe man, wie Zeitgenossen berichten, in der Bevölkerung Frankreichs nie zuvor gesehen.[2] Dieser nordische Einschlag ist ja heute noch in der Normandie zu erkennen, dann aber auch an den durch Wikinge besiedelten Küstenrändern der Bretagne, am deutlichsten anscheinend im normannischen Calvados, vor allem in der Landschaft Bessin, und ferner auf der ganzen vor der Normandie liegenden Halbinsel Cotentin, dann auch in der Landschaft Caux

[1] Venantius Fortunatus: rosea facie lactea colla tullit.

[2] Ermoldus Nigellus, Lobgedicht auf Kaiser Ludwig IV., Vers 13 ff.; übersetzt von Pfund, 2. Auflage von Wattenbach, 1889, S. 72; Fuldaer Annalen vom Jahre 884, bei Bouquet, Recueil des Historiens des Gaules et de la France, Bd. VIII, 1871, S. 44.

(le pays de Caux) der normannischen Küste nördlich der Seinemündung. In der Bretagne werden diese nordrassischen Menschen „der englische Schlag" (le type anglais) genannt.[1] Nach Belloguet (a. a. O.) hat der französische Rechtswissenschafter Jean Bodin (Bodinus: 1540—1596) in seinem Methodus ad facilem historiarum cognitionem die Ähnlichkeit mancher Normannen mit Skandinaviern hervorgehoben. Ernst Moritz Arndt fand in der Normandie „ungeheuer lange und starke Kerle" und empfand diese Landschaft „mehr als irgendeine andere [französische] Landschaft" als ein „germanisches Land"; hier brause noch „voller nordischer Wind".[2]

Auch in dem im Mittelalter von Normannen beherrschten Sizilien ist ein nordischer Einschlag ziemlich deutlich erhalten, einerseits in den oberen Ständen und im Adel, der zum Teil auf normannische Geschlechter zurückgeht, andererseits unter der Bevölkerung kleiner Städte des Landesinnern und des Westens, auch unter den Einwohnern von Taormina.[3] Aus der Normannenzeit Siziliens und Unteritaliens wird die Schönheitsvorstellung stammen, die noch heute in Süditalien verbreitet ist. Das männliche Wunschbild vom weiblichen Geschlecht ist gekennzeichnet durch die Züge: „schön, blond, jung" (bella, bionda, giovane).[4]

Schilderungen einzelner Germanen und Germaninnen stimmen mit den angeführten Berichten überein; einige von ihnen sollen hier angeführt werden:

Von Magnus Felix Ennodius, dem Bischof von Pavia, wird Theoderich I., der Große, Herrscher der Ostgoten von 419 bis 451, der Dietrich von Bern der Sage, beschrieben: der sehr hohe Wuchs, die Weiße und Röte seiner Gesichtshaut, die strahlenden Augen.

Vom ostgotischen Herrscher Theoderich II. (453–466) findet sich eine Schilderung bei Sidonius Apollinaris, dem Bischof von

---

[1] Bédollière, Les Français peints par eux-mêmes, Bd. II, 1841, S. 163; Belloguet, Ethnogénie Gauloise, Bd. II, 1861, S. 58; De Quatrefages, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. II, 1861, S. 408; Dictionnaire des Sciences Médicales, 4. Reihe, Bd. 4, 1881, S. 765; Topinard, On the Anthropology of Brittany, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 27, 1898, S. 99.

[2] Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, 1864, S. 212/13.

[3] Lagneau, Sur l'Anthropologie de la Sicile, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, Bd. V, 1864, S. 43/44; Livi, Antropometria militare, Bd. I, 1896, S. 181/82; Lissauer, Reisebericht über Sizilien, Zeitschrift für Ethnologie, Bd. 35, 1903, S. 1030/31.

[4] Trolle, Das italienische Volkstum, 1885, S. 46.

Arverni (Clermont-Ferrand): er sei nicht so groß wie die Größten, aber größer als Mittelgroße, habe lockiges Haar und sei gekennzeichnet durch eine vornehme Haltung des Halses; seine Brauen seien buschig, seine Nase schön gebogen, die Lippen schmal, die Haut auf Kinn, Hals und Kehle milchweiß. „Betrachtet man sie näher, so überzieht sie sich mit jugendlicher Röte; denn diese Farbe ruft bei ihm nicht der Zorn hervor, sondern die Zurückhaltung (verecundia)." — Hier ist also der Versuch gemacht, zugleich einen seelischen Zug zu erfassen, das Erröten, besser noch: das Erröten-können, einen Zug, der aber als Ausdruck einer gewissen, der nordischen Rasse eigenen Scheu und Zurückhaltung oder auch als ein Ausdruck des Unwillens über ungebührliche Verletzung des Abstandes zwischen den Menschen, als Äußerung der echt nordischen Einzeltümlichkeit, nicht nur von Germanen, sondern auch von anderen Indogermanen nordischer oder überwiegend nordischer Rasse berichtet wird, von dem blonden, blauäugigen Alexandros dem Großen wie von dem blonden, blauäugigen Kaiser Augustus (dessen Kopfform gegenüber der rein nordischen Alexanders einen leichten dinarischen Einschlag anzeigt). Sidonius Apollinaris beschreibt bei Theoderich II. ferner die Haltung: die Brust trete hervor, der Leib zurück, hat also die nordrassische Schlankheit wahrgenommen und die kriegerische Haltung eines germanischen Fürsten.[1]

Ausonius (etwa 310–395), ein lateinisch schreibender Redner und Dichter aus Bordeaux, beschrieb in einem Gedichte ein gefangenes Germanenmädchen Bissula, das aus der Gegend der Donauquelle stammte, ein Mädchen von großem Liebreiz mit rötlichblondem Haar und blauen Augen und mit „Rosen und Lilien" auf den Wangen.[2]

Venantius Fortunatus (530–600), aus Treviso in Norditalien, Bischof von Poitiers im Frankenreiche, einer der letzten lateinischen Dichter, hat, wie oben angeführt, die Helligkeit des Halses und die rosige Farbe der leuchtenden Wangen einer germanischen Dienerin beschrieben. Er hat ferner ein Gedicht verfaßt über den zu seinen Lebzeiten erfolgten Fall des Thüringerreiches, das 531 der fränkischen Herrschaft unterworfen wurde, das Gedicht Ad Amalafridum (De excidio Thoringiae). Darin findet sich

[1] Roßbach, Zwei Gotenfürsten als Persönlichkeiten und in ihrer äußeren Erscheinung, Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur, Jahrgang 16, 1913, S. 272/73, S. 278.

[2] D. Magni Ausonii opuscula, Monumenta Germaniae historica, Auctores antiquissimi V, 2, 1883, S. 125—127.

die Schilderung von Frauen des thüringischen Stammes, die bei einer Belagerung umgekommen waren:

„Die durch goldigen Schimmer des Haars übertrafen das Gold selbst, Frauen, so weiß wie Milch, lagen zu Boden gestreckt.“[1]

Dichtungen des 9. Jahrhunderts in frühmittelalterlichem Latein beschreiben Züge der Gemahlin Karls des Großen, Liutgardis, und seiner Töchter. Hier wird wieder, und zwar bei Liutgardis, der reizvolle Gegensatz des hellen Nackens gegenüber der rosigen Gesichtshaut betont, die „schneeweiße“ Schläfe und über ihr das rötlich-blonde schimmernde Haar. Die Haare der Töchter werden weißblond genannt (niveis capillis), ihr Glanz sei stärker als der des Goldes.[2]

Eine normannisch-französische Dichtung des 12. Jahrhunderts von Robert Wace, der Roman de Rou, der die Taten der Normannen unter ihrem Herzog Rollo, dem Eroberer der Normandie, besingt, schildert (Vers 1314–1324) den Sohn Rollos, Wilhelm Langschwert, als einen hochgewachsenen, hochbeinigen, breitschultrigen, breitbrüstigen und schmalhüftigen Menschen, hellhäutig, langhaarig und offen blickend. Die Anführung der Breitschultrigkeit, verbunden mit Schmalhüftigkeit, betont Merkmale des erwachsenen Mannes nordischer Rasse, während der fälischen Rasse ein gleichmäßig breitbleibender hoher Wuchs eigen ist. Richard, der Enkel Rollos, wird im Roman de Rou (Vers 1762/63) als Rotblonder geschildert mit heller Haut und offenem Gesicht. „Er konnte dänisch sprechen und normannisches Französisch“. Manche Beinamen der Normannen im Roman de Rou bezeugen die Blondheit oder Rotblondheit der Normannen, so auch der Name Wilhelms des Roten (Willeame le Rus), Königs von England und Herzogs der Normandie.

Robert Guiscard (1015—1085), der Sohn des Normannen Tancred von Hauteville, der zum Herzog von Apulien, Kalabrien und Sizilien wurde, wird von Anna Komnena, der byzantinischen Kaiserstochter, im 10. Abschnitt des ersten Buches ihrer „Alexiade“ beschrieben: er war hochgewachsen, breitschultrig, ge-

[1] Größler, Radegundis von Thüringen in den Dichtungen ihrer Zeit, Mansfelder Blätter, Bd. VIII, 1894, S. 107; Koebner, Venantius Fortunatus, seine Persönlichkeit und seine Stellung in der geistigen Kultur des Merowingerreiches, 1915, S. 49 ff.

[2] Monumenta Germaniae historica, Poetae latinae medii aevi I, S. 370—372, Vers 184 ff., 215 ff., 252 ff.

wandt in Bewegungen, blond, blauäugig und schön von Gesicht. Sein Großneffe Wilhelm I. von Sizilien aber war hochgewachsen, ziemlich dick und schwarzbärtig.[1]

Mit diesen Schilderungen aus hellenistisch-römischer Zeit und aus dem frühen Mittelalter können nun die Untersuchungen über Gebeinfunde aus germanischen Gräbern verglichen werden, Funde, die meistens den Reihengräbern (englisch row-graves) der Germanen entnommen sind. Die Germanen haben gerne in Reihen nebeneinander bestattet, wodurch oft große Begräbnisfelder entstanden sind.[2]

Die beträchtliche Körperhöhe der Germanen wird durch diese Funde in der Regel bestätigt, wobei aber den Maßen gegenüber zu bedenken ist, was S. 41 schon erwähnt worden ist, daß die vor- und frühgeschichtliche Umwelt in vielen Fällen so drückend gewesen sein mag, daß in erbbildlich hochwüchsigen Menschengruppen manche Menschen erscheinungsbildlich hinter ihren erblichen Möglichkeiten zurückgeblieben sind. Das gilt wahrscheinlich noch über das Mittelalter hinaus bis in neuere Zeit, ja vielleicht bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts. Gerade im 19. Jahrhundert ist bei vielen europäischen Völkern, aber auch bei Japanern, eine Erhöhung der durchschnittlichen Körperhöhe eingetreten. Im ganzen hat sich während der Bronzezeit in Mitteleuropa höherer Wuchs verbreitet, zum Teil wahrscheinlich durch erreichte bessere Bedingungen in der Auseinandersetzung mit der Umwelt, zum Teil durch Ausbreitung der hochwüchsigen Menschenschläge des Indogermanentums. In der La-Tène-Zeit (500–1 v. Chr.) und in der römischen Kaiserzeit zeigt sich Mitteleuropa, das keltische und das germanische Siedlungsgebiet, sehr hochwüchsig.[3] Nach Vermischung der Germanen mit unterworfenen Bevölkerungen nimmt im Mittelalter die durchschnittliche Körperhöhe eher wieder ab, so in Frankreich schon in merowingischer Zeit.

---

[1] Panzer, Italische Normannen in deutscher Heldensage, 1925, S. 13/14, S. 15; Chalandon, Histoire de la Domination Normande en Italie, Bd. II, 1907, S. 170.

[2] Veeck, Die Reihengräberfriedhöfe des frühen Mittelalters und die historische Forschung, 16. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts, 1927, S. 35 ff.

[3] Matiegka, Über den Körperwuchs der prähistorischen Bevölkerung Böhmens und Mährens, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, 3. Folge, Bd. II, 1911, S. 348 ff.

Abb. 27 u. 28. Gräber des alemannischen Friedhofs bei Herten im Amte Lörrach (Baden).

(Aus dem Museum für Urgeschichte der Universität Freiburg i. Br.)

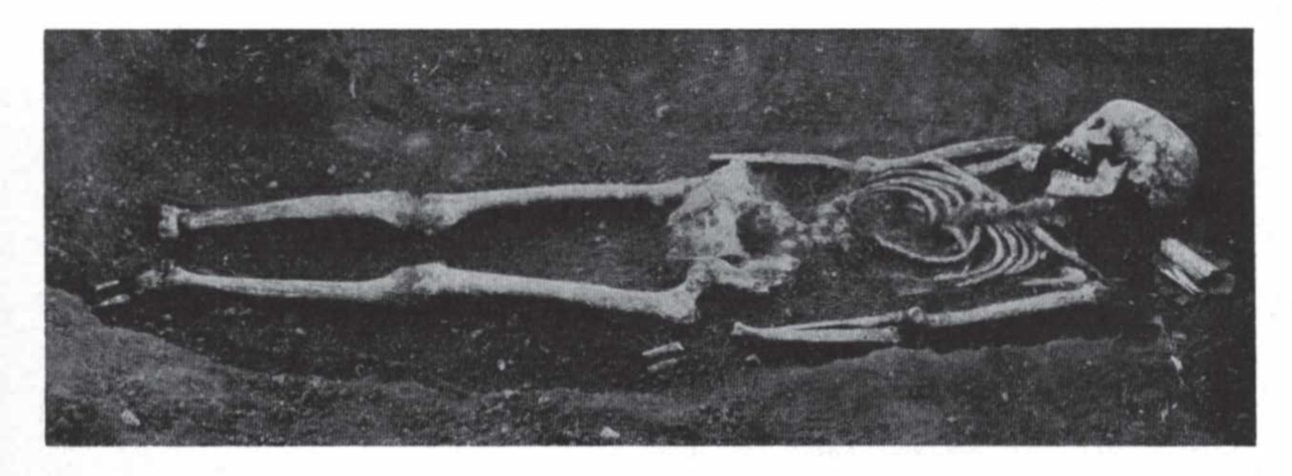


Abb. 29. Germanisches Grab der Bronzezeit, gefunden auf dem Gelände des Flughafens bei Erfurt.

(Aufn.: Studienrat Ernst Lehmann, Merseburg.)

Nach den Befunden württembergischer Reihengräber urteilt v. Hölder, daß die durchschnittliche Körperhöhe dieser germanischen Bevölkerungen „die der gegenwärtigen europäischen Bevölkerung“ übersteige.[1]

Schaaffhausen findet nach Gräberfunden im Rheinlande die — durch Tacitus, Germania IV, 20, und Caesar, Gallischer Krieg I, 39 bezeugte — beträchtliche Körperhöhe der Germanen bestätigt.[2] Lehmann-Nitsche gibt die Körperhöhe germanischer Bajuwaren aus Allach im südlichen Bayern und die von germanischen Schwaben und Alemannen an:

Bayern	männlich	168,6	weiblich	157,3
Schwaben u. Alemannen	männlich	168,2	weiblich	153,3.

Er erwähnt dabei, daß die Bajuwaren von Allach ebenso groß gewesen seien wie die heutigen Bewohner von Allach.[3] Daraus darf man unter Hinweis auf die S. 82 angeführten Tatsachen und Annahmen schließen, daß die heutigen Bewohner von Allach erbbildlich kleiner seien als die Bajuwaren von Allach, denn sie müßten als eine Bevölkerung des 19. Jahrhunderts bei gleicher Rassenbeschaffenheit wie jene Bajuwaren größer als diese sein.

Ried hat nach Gebeinfunden eines bayerischen Reihengräberfeldes in Tettlham, Bezirk Laufen, die Körperhöhen berechnet und für das männliche Geschlecht 167,1 cm, für das weibliche 154,4 cm als Durchschnitt erhalten.[4]

Nach Martin, Lehrbuch der Anthropologie, Bd. I, 1928, S. 257, haben sich für einzelne germanische Gruppen nach Gebeinfunden in Reihengräbern folgende durchschnittliche Körperhöhen ergeben:

	männlich	weiblich
Reihengräber Englands	169,2	154,2
Angelsachsen in England	170,9	—
Franken in Frankreich	166,4	152,1
Alemannen in der Schweiz	168,5	157,5

[1] v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, Jahreshefte für vaterländische Naturkunde, 33. Jahrgang, 1876, S. 378.

[2] Schaaffhausen, Über germanische Grabstätten am Rhein, Bonner Jahrbücher Nr. 44/45, 1868, S. 109.

[3] Lehmann-Nitsche, Die Körpergröße der südbayerischen Reihengräberbevölkerung, Prähistorische Blätter, Nr. 5, 1895, S. 72ff.

[4] Ried, Skelette aus dem Reihengräberfeld zu Tettlham, Bezirk Laufen, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. 17, 1909, S. 92.

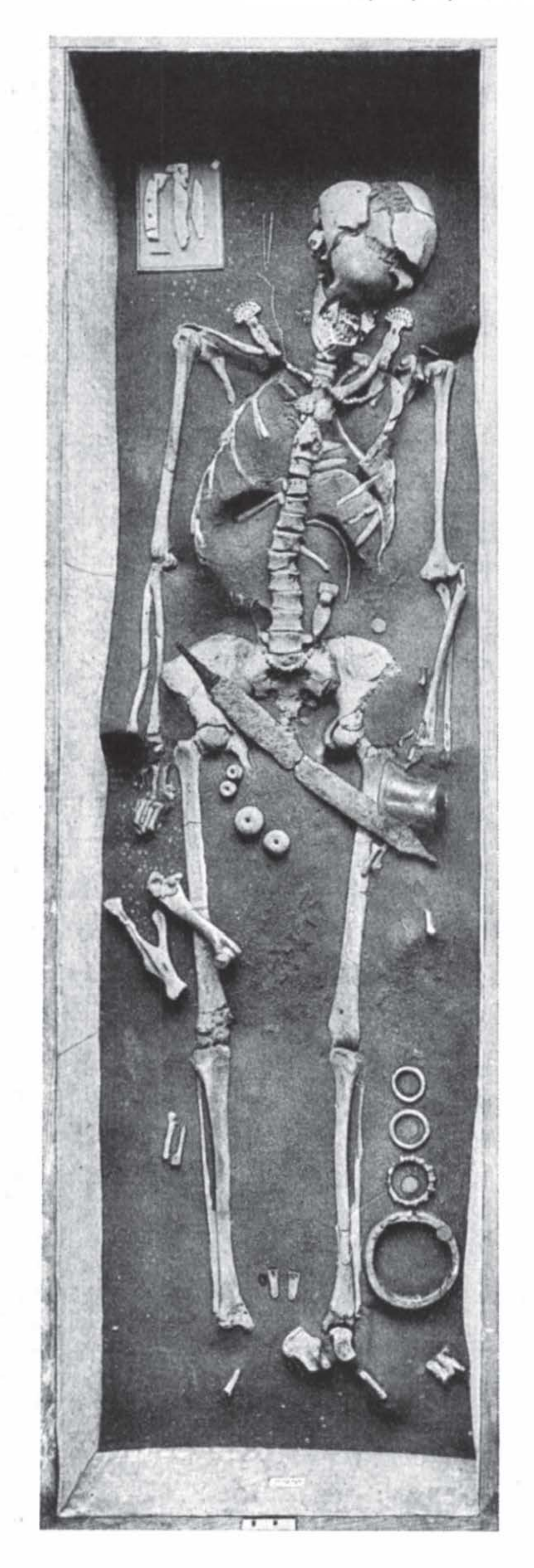
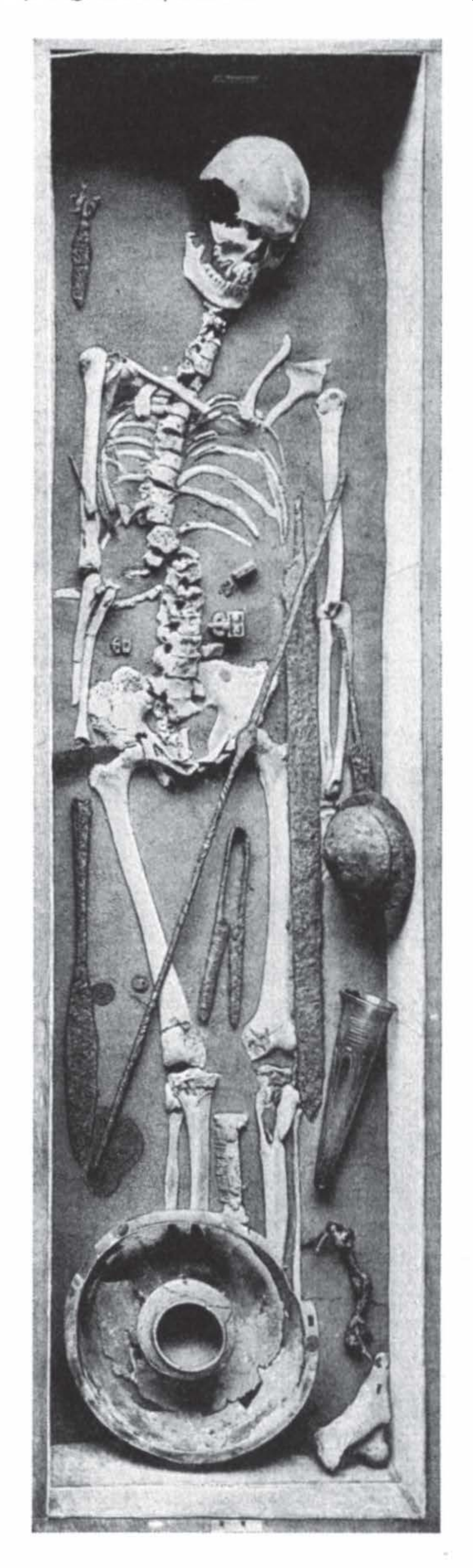



Abb. 30 und 31.

Gräber eines germanischen Kriegers (rechts) und einer germanischen Frau, gefunden in Weimar, jetzt im Städtischen Museum zu Weimar.

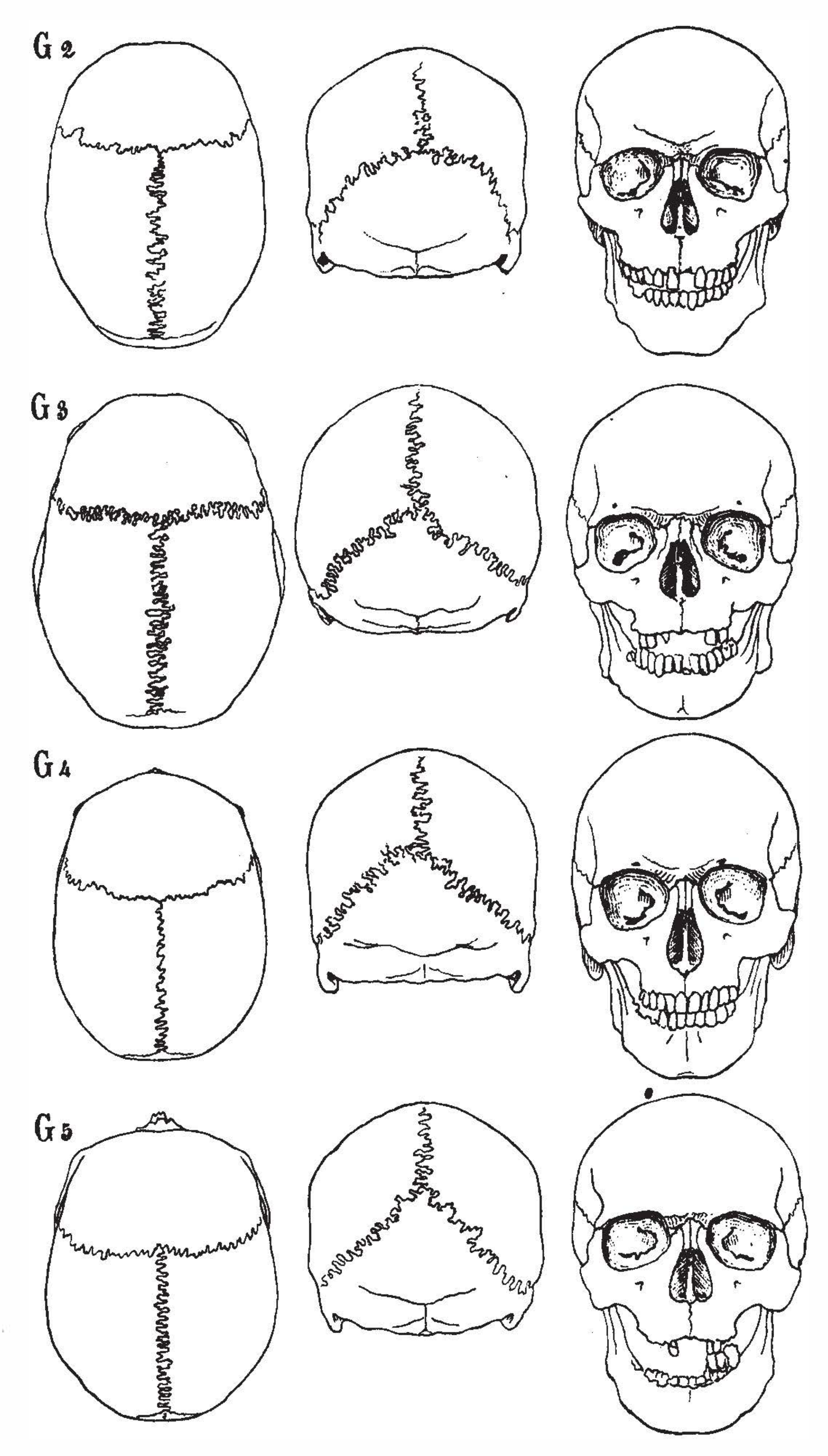


Abb. 32. Darstellung „germanischer" Schädelformen nach v. Hölder (1876). (Erklärung siehe nebenstehende Seite unten.)

Für fränkische und burgundische Gruppen in Belgien und Frankreich stellt Vallois[1] folgende Körperhöhen zusammen:

Franken in Belgien .	männlich	174,0
Franken in Frankreich .	männlich	164,5—167,0
" " " .	weiblich	153,0—158,0
Burgunder in Savoyen	männlich	167,0

Man sieht aus diesen Angaben, daß aus erläuterter Ursache (S. 41 und 82) die Körperhöhe innerhalb überwiegend nordischer Gruppen seit schnurkeramischer Zeit zugenommen hat. Die beträchtliche Körperhöhe frühmittelalterlicher Schweden und Norweger betont nach Gebeinfunden und geschichtlichen Zeugnissen der schwedische Anatom und Rassenforscher Fürst in seinem Buche När de Döda vittna (Stockholm 1920, S. 41/42).

Die Körperhöhe mittelalterlicher Franzosen aus Paris (St. Marcel und St. Germain des Prés) ist nach Rahon[2] durchschnittlich schon wieder um 2–3 cm geringer als die der Germanen Süddeutschlands: männlich 165,7 bzw. 165,6 cm, weiblich 155,5 cm. Die Kreuzung, die seit der Eroberung Galliens durch die Franken zwischen den zu Franzosen werdenden Franken und der früher gallisch-römischen Bevölkerung begonnen hat, läßt sich hieraus (und aus dem Wandel der Schädelformen) erkennen.

Die Schädelformen, welche die Funde aus den Reihengräbern ergeben haben, ergänzen das Bild der Germanen, das aus den Schilderungen von Schriftstellern entstanden ist, in sehr wichtigen Einzelheiten, denn über die Schädel- und Gesichtsformen ist ja aus den angeführten Zeugnissen keine Aussage zu gewinnen. Einer der ersten Forscher, die germanische Schädel untersucht haben, der Anatom der Universität Freiburg i. Br., Alexander Ecker, beschreibt Schädel von Franken und Alemannen in seinem Werke Crania Germaniae meridionalis occidentalis (1865) als „eine exquisit dolichocephale Form", als ausgesprochen langförmige Schädel. Im Jahre 1876 beschrieben Kollmann und v. Hölder

[1] Vallois, Etude des Ossements francomérovingiens de Baye (Marne), Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 7. Reihe, Bd. VI, 1925, S. 212.

[2] Rahon, Recherches sur les Ossements humains anciens et préhistoriques en vue de la Reconstitution de la Taille, Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris, 2. Reihe, Bd. IV, 1893, S. 444 ff.

Abb. 32. G 2: Schädel aus einem Reihengrabe bei Cannstatt-Schorndorf; G 3: Neuzeitlicher Schädel aus dem württembergischen Franken; G 4: aus einem Gräberfeld der Zeit zwischen dem 13. und 19. Jahrh. im Oberamte Stuttgart; G 5: aus einem Gräberfeld der Zeit zwischen dem 13. und 19. Jahrh. im Oberamte Cannstatt. (Nach v. Hölder, Zusammenstellung . . ., 1876.)

die gleichen langförmigen Schädel aus Bayern und aus Württemberg, Schädel aus keltischen, mehr aber aus germanischen Gräbern, und beide Forscher sprechen auch zugleich aus, daß in den gleichen Gebieten heute kurzförmige Köpfe vorherrschen.[1] Diese langförmigen Schädel wurden nun in allen den Ländern Europas gefunden, wo Germanen geherrscht haben, in der Schweiz, in Frankreich, in England, in Ländern mit heutiger slawischer Bevölkerung, in Schweden und Norwegen. Man nannte diesen langköpfigen Menschenschlag oft den „Reihengräbertypus" und bezeichnete (unrichtig) die nordische Rasse gelegentlich als „Reihengräbertypus" oder die germanischen Schädel der Reihengräber insgesamt als „nordische Rasse".

Genauere Untersuchungen haben aber ergeben, daß der Menschenschlag der Reihengräber doch nicht so einheitlich ist, daß in Süddeutschland, in der Schweiz und auch in anderen Ländern doch schon mehr oder weniger kurzförmige Schädel in den Reihengräbern vorkommen, und vor allem, daß unter den langförmigen germanischen Schädeln zwei verschiedene Formen zu unterscheiden sind, zwei Formen, die sich nach dem I. Abschnitt dieses Buches gleich als die der nordischen und die der fälischen Rasse vermuten lassen. Hierüber erfolgen weiter unten bestimmte Angaben.

Die frühmittelalterliche Bevölkerung Nordwestdeutschlands ist nach Funden aus dem Zeitabschnitt vom 9. bis zum 14. Jahrhundert, also aus einem der Reihengräberzeit folgenden Zeitabschnitte, von Gildemeister untersucht worden.[2] Als Verteilung der Schädelformen ergaben sich 34% langförmige, 49% mittlere, 15% kurzförmige. Der durchschnittliche Längen-Breiten-Index beträgt 75,9, zeigt also eine Gruppe, die immer noch — auch nach dem Zeitalter der Reihengräber — stark zur Langschädligkeit neigt.[3]

---

[1] Rollmann, Schädel aus alten Grabstätten Bayerns, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. V, 1876; v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde, 33. Jahrgang, 1876.

[2] Gildemeister, Ein Beitrag zur Kenntnis nordwestdeutscher Schädelformen, Archiv für Anthropologie, Bd. XI, 1878, S. 25 ff.

[3] Daß einzelne Schädel mit sonst nordischen Formen nicht wegen eines Indexgrades, der sie den mittelkurzschädligen (mesokranen) Formen zuzählt, als nicht-nordisch anzusprechen seien, ist S. 39, Fußnote I ausgeführt worden. Das Gleiche gilt hinsichtlich der fälischen Rasse für Schädel mit sonst durchaus fälischen Formen, die ihrem Längen-Breiten-Index nach zu den mittelkurzförmigen zu zählen sind.

Aus Braunschweig liegt nur eine Zusammenstellung über 45 Schädel vor, die vorgeschichtlicher, frühgeschichtlicher und mittelalterlicher Herkunft sind; ihr durchschnittlicher Längen-Breiten-Index beträgt 78,2; der durchschnittliche Längen-Breiten-Index heutiger Braunschweiger (1898) ergab 80,6; die Verschiebung zeigt hier eine leichte Verstärkung des Einschlags kurzköpfiger Rassen an.[1]

Saller hat eine Übersicht über Reihengräberschädel Niedersachsens und niedersächsische Schädel späterer Zeitabschnitte gegeben, die folgende Verteilung ergibt:

	langschädlig	mittelschädlig	kurzschädlig
Reihengräber	61,6%	30,4%	8,0%
Frühmittelalter	33,9%	47,1%	20,0%
Spätmittelalter	12,2%	39,2%	48,6%

Die langförmigen Reihengräberschädel Niedersachsens zeigen sich (nach Saller) in ihren Maßen am nächsten übereinstimmend mit den altsteinzeitlichen Formen der Brünn-(Aurignac-)Rasse und der Crô-Magnon-Rasse, zeigen aber auch Übereinstimmungen mit der Form von Chancelade,[2] wie das bei einem nordisch-fälischen Rassengemisch nach der anzunehmenden Herkunft der fälischen und der nordischen Rasse zu erwarten ist. Seit der Zeit der germanischen Reihengräber hat sich also auch in Niedersachsen, wenn auch nicht in dem Ausmaße wie in anderen Gegenden Deutschlands, eine „fortgesetzte Verbreiterung und Verrundung des Schädels" (Saller) vollzogen: entsprechend der Kreuzung der ursprünglichen Rassen des Germanentums mit den breit- und rundschädligen Rassen Europas, die zu germanischer Zeit wahrscheinlich in der unfreien Knechteschicht und später in den Schichten der unterworfenen Bevölkerungen West-, Süd- und Osteuropas vorgeherrscht haben, ferner aber auch entsprechend dem Aussterben überwiegend nordischer und nordisch-fälischer Geschlechter durch geschichtliche und gesellschaftliche Vorgänge wie Fehden und Kriege, Auswanderung, Schiffbrüche, Verstädterung, priesterliche Ehelosigkeit usw.

[1] Berkhan, Alte braunschweigische Schädel, Festschrift: Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs, 1898, S. 107 ff.

[2] Saller, Neue Gräberfunde aus der Provinz Hannover und ihre Bedeutung für die Rassengeschichte Niedersachsens und Europas überhaupt, Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. 101, 1933, S. 276, S. 281.

Die Untersuchung der **Reihengräber von Anderten** bei **Hannover** durch **Hauschild**[1] hat folgende Verteilung ergeben: 63% langschädlig, 25% mittelschädlig, 12% kurzschädlig. Als mittlerer Längen-Breiten-Index ergab sich 74,42. Seit dem Mittel-

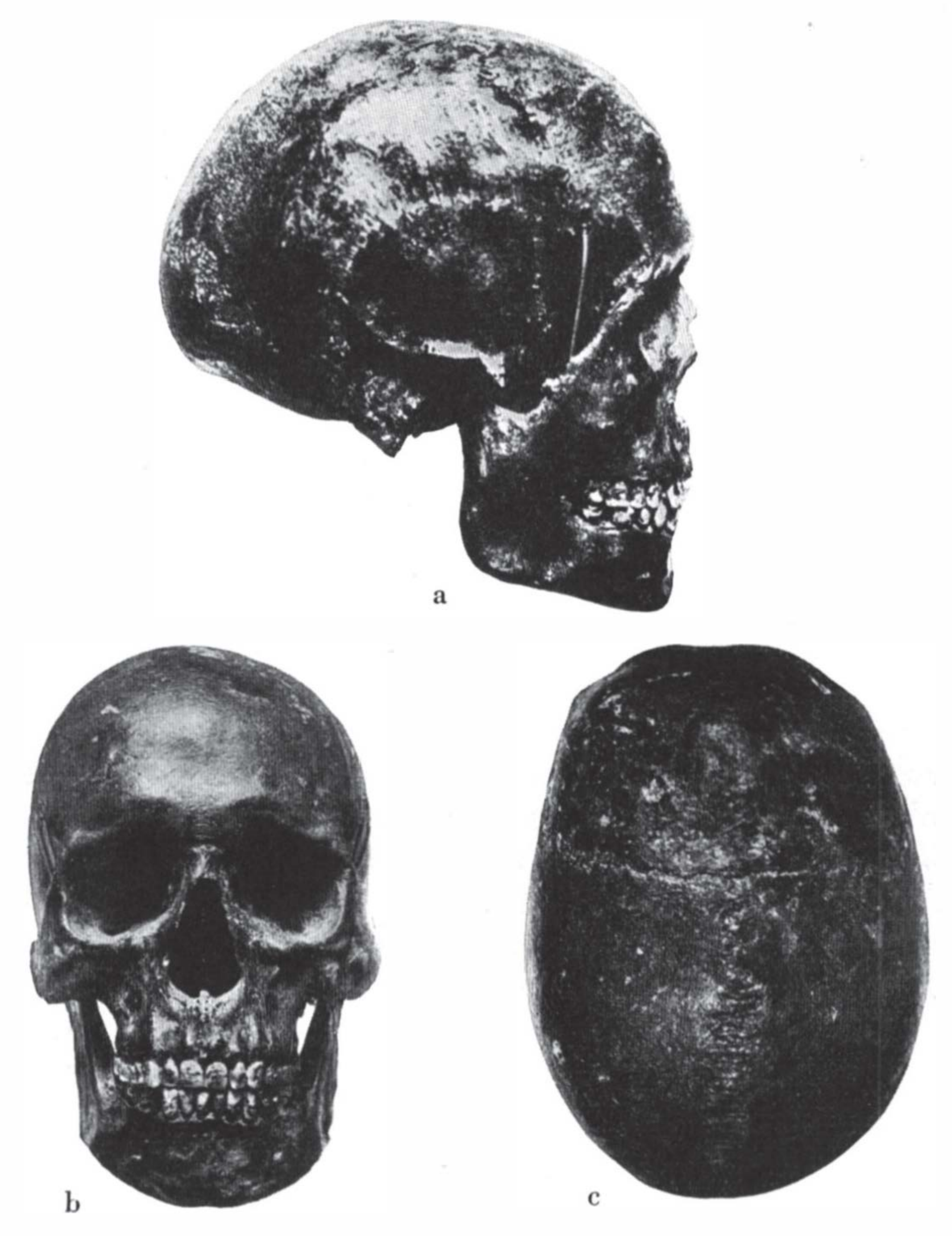


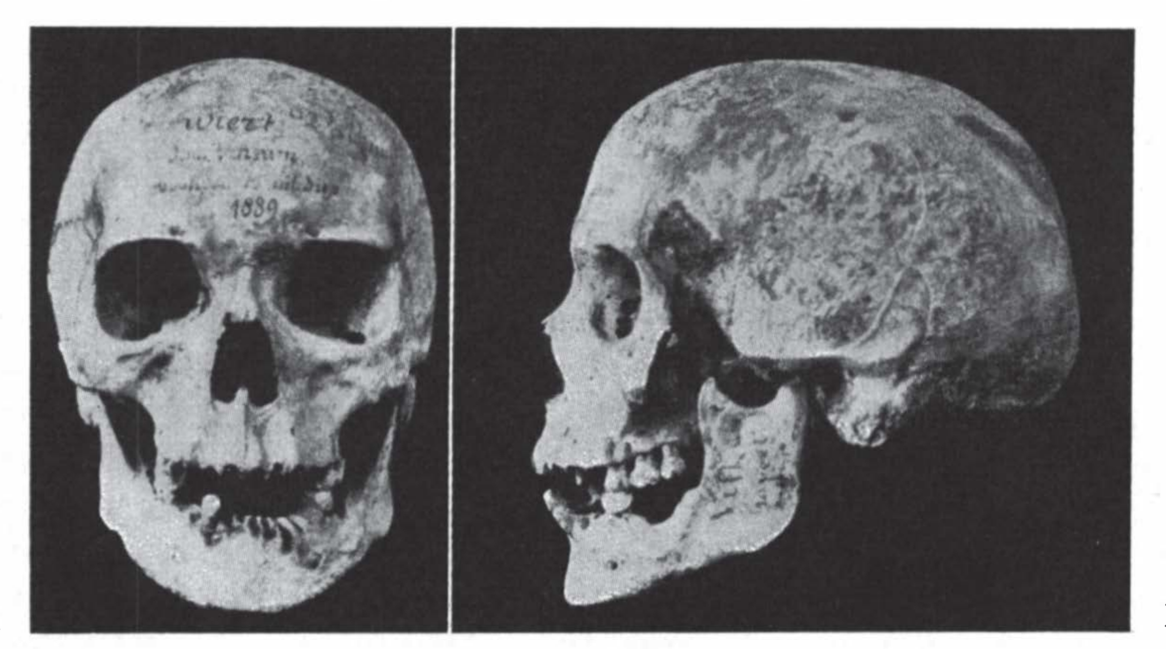
Abb. 33 a—c. Schädel eines Westfriesen aus vor- bis frühgeschichtlicher Zeit.
(Aus Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, 1914.)

alter ist auch in Niedersachsen der Index gestiegen. Mittelalterliche Schädel aus Drakenberg nordöstlich von Göttingen zeigen schon einen Längen-Breiten-Index von 79,08; Göttinger Anatomie-

[1] **Hauschild**, Die menschlichen Skelettfunde des Gräberfeldes von Anderten bei Hannover, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 25, 1926, S. 221 ff.

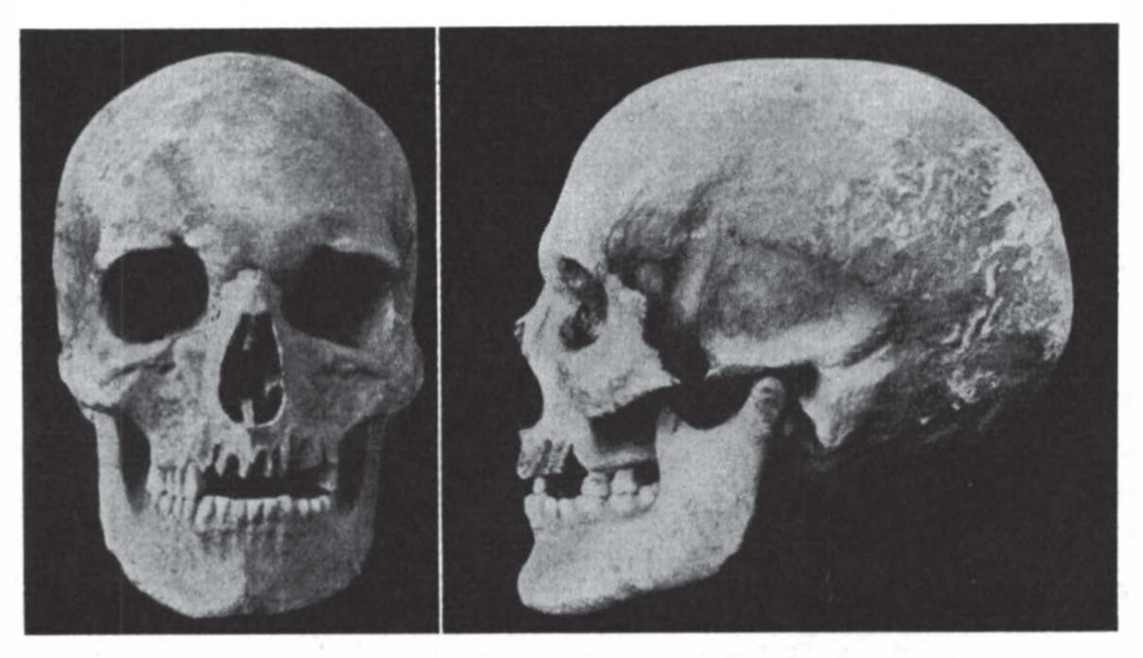
schädel der Gegenwart einen Index von 80.[1] Auch in diesem Gebiete haben also die Langschädel abgenommen.

Über die Rassengeschichte des Friesentums der Niederlande, des Westfriesentums, unterrichtet J. H. Nyèssen, The Passing



a b

Abb. 34 a und b. Vor- bis frühgeschichtlicher Schädel eines Westfriesen aus Valkum, Groningen (nach Nyèssen).



a b

Abb. 35 a und b. Vor- bis frühgeschichtlicher Schädel eines Westfriesen aus Warfum, Groningen (nach Nyèssen).

of the Frisians, Anthropography of Terpia (Den Haag 1927). Reche hat in seiner Arbeit „Der gegenwärtige Stand unserer

---

[1] Hauschild, Die Göttinger Gräberschädel, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 21, 1919–21, S. 370, S. 379.

Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen"[1] die rassenkundlichen Zeugnisse auch über die Ostfriesen und Nordfriesen, das Friesentum Deutschlands, zusammengestellt. Im ganzen bestätigen diese Untersuchungen die Aussage Folmers: „Überall sind die alten Germanen an den Nordseeküsten vollkommen identisch mit dem Reihengräbertypus".[2] — Innerhalb der Formen dieses „Reihengräbertypus" stehen die Friesenschädel im ganzen der nordischen Rasse am nächsten. Nach Nyèssen erscheinen die Westfriesen der niederländischen Landschaft Friesland in vor- und frühgeschichtlicher Zeit bis in das frühe Mittelalter hinein stark vorwiegend nordisch, nach dem durchschnittlichen Längen-Breiten-Index des Schädels als eine langschädlige Gruppe. Die Westfriesen der niederländischen Landschaft Groningen erscheinen im gleichen Zeitabschnitt als eine vorwiegend nordische Gruppe mit stärkerem Einschlag der niedriggesichtig-langschädligen fälischen Rasse und einem Einschlag kurzschädliger Rasse; nach dem durchschnittlichen Längen-Breiten-Index stellen sie eine mittelkurzschädlige (mesokrane) Gruppe dar. Seit dem frühen Mittelalter sind von Süden und Südosten her immer mehr kurzköpfige Menschen in die friesischen Gebiete eingedrungen.[3] Nyèssen sieht der schließlichen Entnordung auch der friesischen Gebiete Hollands entgegen, also dem „Dahinschwinden der Friesen" (Passing of the Frisians): „Seit dem frühen Mittelalter ist der braune Menschenschlag immer zahlreicher geworden, und die Zeit ist nicht so fern, wo das friesische Volk nur noch dem Namen nach bestehen wird."[4]

Die Franken der Niederlande und Belgiens erscheinen nach Reihengräberfunden überwiegend nordrassisch in den Zeiten ihrer Einwanderung und Ansiedlung; später werden sie durch Kreuzung mit den Einheimischen mittelschädlig (mesokran). Die fränkischen Eroberer waren (nach Houzé) in Belgien wie in Frankreich hochgewachsen, überwiegend langköpfig, mit sehr schmalen Gesichtern (la face très allongée) und schmalen Nasen, mit stark über den Nacken ausladenden Hinterhäuptern (saillie énorme de l'écaille occipitale).[5] Die Gräber in Brabant haben

[1] Volk und Rasse, 4. Jahrgang, Heft 3 und 4, 1929, S. 129 ff., S. 193 ff.

[2] Folmer, Die ersten Bewohner der Nordseeküste in anthropologischer Hinsicht, Archiv für Anthropologie, Bd. 26, 1900, S. 759.

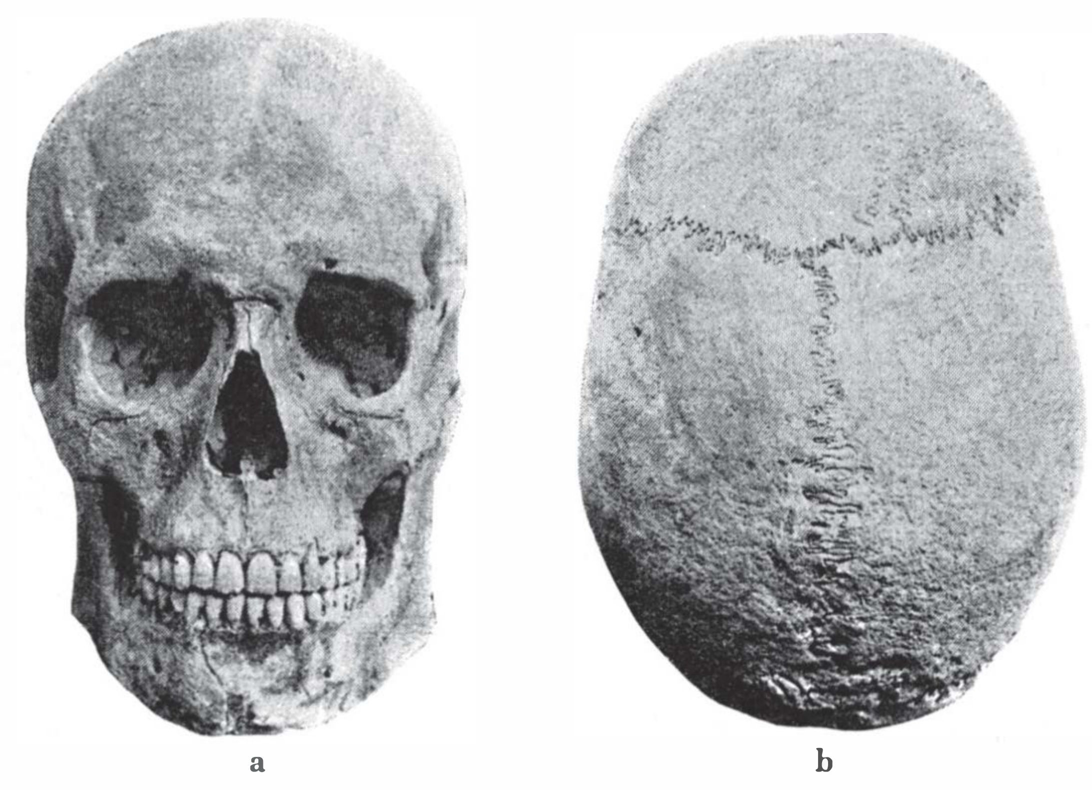
[3] Nyèssen, The Passing of the Frisians, 1927, S. 225, S. 260.

[4] Nyèssen, Frisia's Future, Genetica, Bd. IX, 1927, S. 117.

[5] Houzé, Rapport sur les Crânes de la Province de Namur, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles, Bd. II, 1884, S. 20; Houzé, Les Franks des Cimetières de Belgique, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles, Bd. 10, 1891/92, S. 28ff.; Houzé, Les Franks de la Nécropole de Coply,

einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 76,8 ergeben, die im Hennegau einen Index von 72,8–75,1, die um Namur einen Index von 76,7. Für alle diese Schädel ist das stark ausladende Hinterhaupt kennzeichnend.

Die Franken der Rheinlande sind vertreten durch die Gräber von Andernach aus karolingischer Zeit: die Schädel sind überwiegend langförmig, ihr durchschnittlicher Längen-Breiten-Index



a b

Abb. 36 a und b. Schädel eines Markomannen aus einem Grabe in Podbaba bei Prag.
(Aus Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1892.)

beträgt 74,6 — bei heutigen Andernachern etwa 81,2. In ihrer Körperhöhe erscheinen die karolingischen Andernacher etwa wie die heutigen (1900); d. h. die heutigen Andernacher müssen als „kleiner" angesehen werden als die karolingischen (vgl. S. 84). Die Schädelformen der karolingischen Andernacher findet Kruse gleich denen der Reihengräber Niedersachsens, Sachsens, Thüringens, Hessens, der Rheinpfalz, Badens, Württembergs und Bayerns.[1]

Die germanischen Markomannen in Böhmen zeigen Längen-Breiten-Indizes der Schädel von 69,9 bis 78,2 bei einem durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 74,1; sie erscheinen also

Hainaut, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles, Bd. 23, 1904, S. 109 ff.

[1] Vgl. Kruse, Die körperliche Beschaffenheit der Andernacher Bevölkerung zur Zeit der Karolinger, Bonner Jahrbücher, Heft 105, 1900, S. 144—146.

stark vorherrschend langschädlig mit anscheinend sehr geringem Einschlag nicht-nordischer und nicht-fälischer Rasse (vgl. Abb. 36).[1]

Bei Scheldig im Kreis Altenburg (Thüringen) sind vier Skelette gefunden worden, von denen zwei Schädel besser erhalten waren. Die Gräber sind erst den jungsteinzeitlichen Bandkeramikern zugeschrieben worden; es handelt sich aber um eine mittelalterliche germanische oder schon deutsch zu benennende Nachbestattung in einer bandkeramischen Siedlung. Der eine der meßbaren Schädel wies einen Längen-Breiten-Index von 74,5 auf, der andere, ein

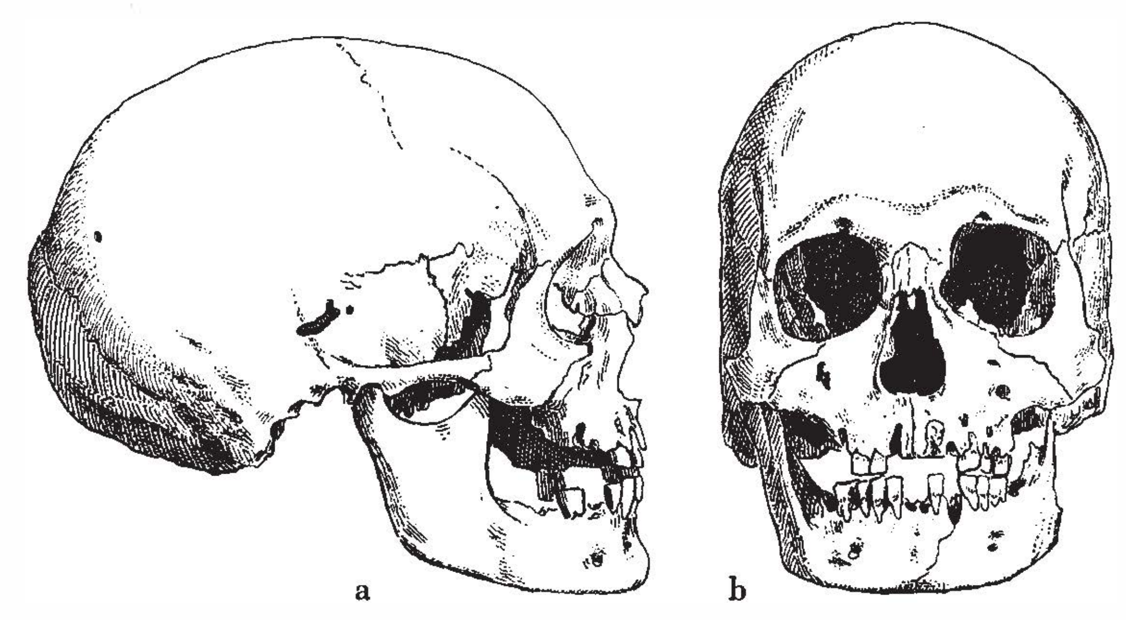


Abb. 37 a und b. Schädel eines Franken aus den Reihengräbern von Oberolm (Rheinhessen, südl. Mainz).
(Aus Ecker, Crania Germaniae meridionalis, 1865.)

Schädel mit vorstehenden Kiefern, einen Index von 77,6. Im ganzen erscheinen diese Gebeine und Schädel als die einer überwiegend nordischen Gruppe.[2]

Eine Anzahl alemannischer und fränkischer Reihengräber in Württemberg ergab nach Untersuchungen v. Hölders unter 61 Schädeln 87% „rein germanische" Formen, wie v. Hölder die schmalgesichtigen Langschädel bezeichnet, 8,2% rassisch-gemischte Schädel mit überwiegend „germanischer" Form und 1,6% rassisch-gemischte Formen mit Überwiegen der breitgesichtig-kurzschädligen Form der ostischen (alpinen) Rasse.[3]

[1] Vgl. Niederle, Die neu entdeckten Gräber von Podbaba, Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 22, 1892, S. 1 ff.; Wilser, Die Bevölkerung von Böhmen in vorgeschichtlicher und frühgeschichtlicher Zeit, Globus, Bd. 62, 1892, S. 370/71.

[2] Saller, Frühneolithische Skelettfunde aus Thüringen, Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. 90, 1929, S. 343 ff.

[3] v. Hölder, Beiträge zur Ethnographie von Württemberg, Archiv für Anthropologie, Bd. II, 1867, S. 68 ff.

Die Reihengräber von Holzgerlingen bei Böblingen in Württemberg ergaben neben überwiegend nordischen Formen einige kurzförmige Schädel und einige Skelette von Niedriggewachsenen.[1]

Das Bestehen zweier Bevölkerungsschichten, der Schicht der eingewanderten germanischen Freien neben der Schicht der Unterworfenen in ehemals keltischen Gebieten, ergibt sich auch durch Funde in Württemberg aus der Gegend von Heilbronn:

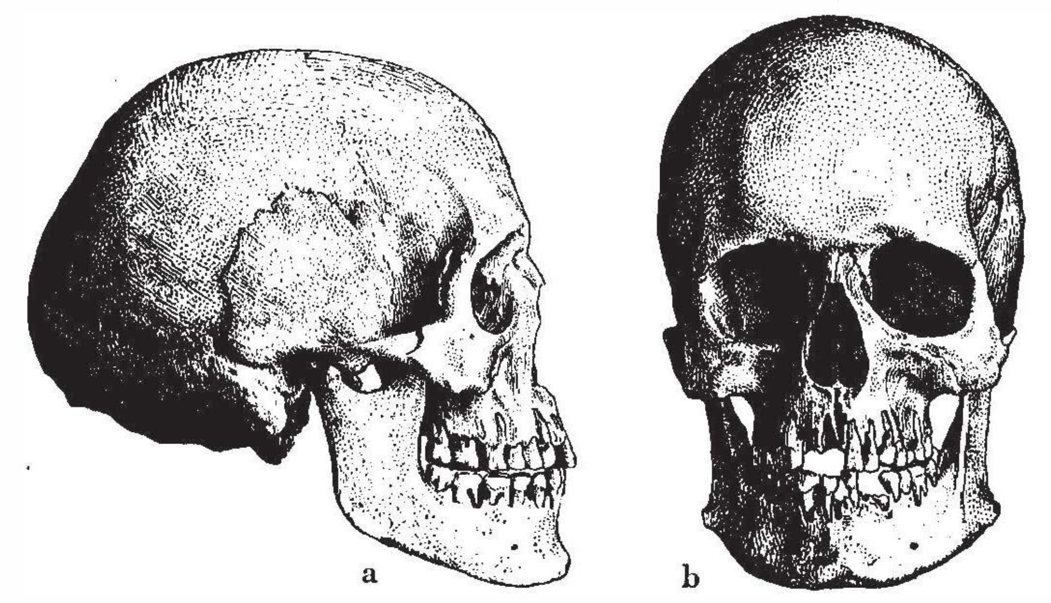


Abb. 38 a und b. Schädel eines Bajuwaren aus Reihengräbern bei Nordendorf (Bez. Donauwörth), Bayern.
(Aus Ecker, Crania Germaniae meridionalis, 1865.)

„Ein bezeichnendes Beispiel hierfür sind Gräberfunde auf Heilbronner Boden. Die Schädel eines Reihengräberfeldes aus der La-Tène-Zeit [500—1 v. Chr.] sind ausnahmslos langköpfig, während die [nicht-germanischen] Einzelflachgräber aus derselben Zeit ebenso nur Brachyzephale [Kurzschädel] enthalten."[2]

Wahrscheinlich aus dem 6. oder 7. Jahrhundert stammen (nach Wiedersheim) eine Anzahl Schädel und Schädelbruchstücke, gefunden in Mädelhofen, Unterfranken (Bayern), von denen neun sich noch so zusammensetzen ließen, daß wichtige Maße zu entnehmen waren. Es sind langförmige bis mittelförmige Schädel mit schmaler Stirne und ausladenden Hinterhäuptern.[3]

---

[1] Veeck, Der Reihengräberfriedhof von Holzgerlingen, Fundberichte aus Schwaben, N. F. III, 1926, S. 154 ff.

[2] Schliz, Eine Schulkinderuntersuchung zum Zwecke der Rassenbestimmung, Archiv für Anthropologie, Bd. 27, 1902, S. 193.

[3] Wiedersheim, Über den Mädelhofener Schädelfund in Unterfranken, Archiv für Anthropologie, Bd. 8, 1875, S. 225 ff.

Das Heranrücken überwiegend langköpfiger Germanen hat in Baden schon Ecker, Crania Germaniae meridionalis occidentalis, 1865, und in Württemberg schon v. Hölder aus den Grabfunden richtig erkannt: in den Hügelgräbern Badens und Württembergs, die Ecker und v. Hölder als vorgermanisch und vorrömisch richtig bezeichnet haben, Hügelgräbern, die in die Hallstattzeit (1200—500) gehören und hauptsächlich keltischen Bevölkerungen zuzuschreiben sind, haben sich Schädel gefunden, die im Durchschnitt mittlere Längen-Breiten-Indizes ergaben, darunter wenige Langschädel, im ganzen Formen, die überleiten zu heutigen Schädelformen Süddeutschlands. In vorrömischer Zeit steigt die Anzahl der Langschädel wieder; von 114 Schädeln, die v. Hölder vorlagen, waren 64 langförmig, 34 von mittlerer Form, 16 kurzförmig.[1] Das Einrücken der Germanen im Zeitalter um den Beginn unserer Zeitrechnung kündet sich so an.

In ganz Süddeutschland verstärken die Germanen den — den Kelten ursprünglich ebenfalls eigenen — langschädligen Einschlag. Wo in römerzeitlichen Bestattungen in Bayern 19% langförmige gegenüber 37% kurzförmigen Schädeln gefunden wurden, zeigt nun das Reihengräberfeld vom Riegeranger in Giesing (Harlaching, München) unter 24 meßbaren Schädeln 46% langförmige gegenüber nur 8% kurzförmigen Schädeln.[2]

Auf dem gleichen Riegeranger im Münchener Stadtteil Giesing sind später weitere 235 Reihengräber zutage getreten, von deren Gebeinresten noch 34 Schädel gemessen werden konnten. Sie ergaben bei einem Spielraum des Indexes von 70 bis 82,4 einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 75,8 bei 36% langschädligen, 58,5% mittelkurzschädligen und 4,5% kurzschädligen Formen.[3]

Ried hat nach seiner S. 84 angeführten Arbeit (S. 72) für das Reihengräberfeld von Tettlham, Bezirk Laufen, 57% langförmige und 43% mittelkurzförmige Schädel erhalten, also überhaupt keine kurzförmigen Schädel. Er betont die ausladenden Hinterhäupter der Langschädel.

---

[1] v. Hölder, Fundberichte aus Schwaben, II. Jahrgang, Ergänzungsheft, Untersuchungen über die Skelettfunde in den vorrömischen Hügelgräbern Württembergs und Hohenzollerns, 1895, S. 60.

[2] Pröbstl, Römerzeitliche Schädel in Bayern, Dissertation, München 1915, S. 89/90.

[3] Henckel, Die Schädelreste aus dem Reihengräberfeld vom Riegeranger in Giesing, Zeitschrift für Anatomie und Entwicklungsgeschichte, Bd. 77, 1925, S. 277/78.

Nach Saller, Rassengeschichte der bayerischen Ostmark,[1] ergaben ältere und neuere Funde aus römerzeitlichen Gräbern und Reihengräbern Bayerns folgendes Bild von Heranrücken und Landnahme der Germanen: „Die ausgesprochenen Langschädelformen, welche schon zu Ende der Römerzeit etwas häufiger zu werden scheinen, bekommen das Übergewicht mit dem Einbruch der Germanen."

v. Hölder hat 12 germanische Schädel aus merowingischer Zeit aus Regensburg und Umgebung untersucht, unter denen er 50%

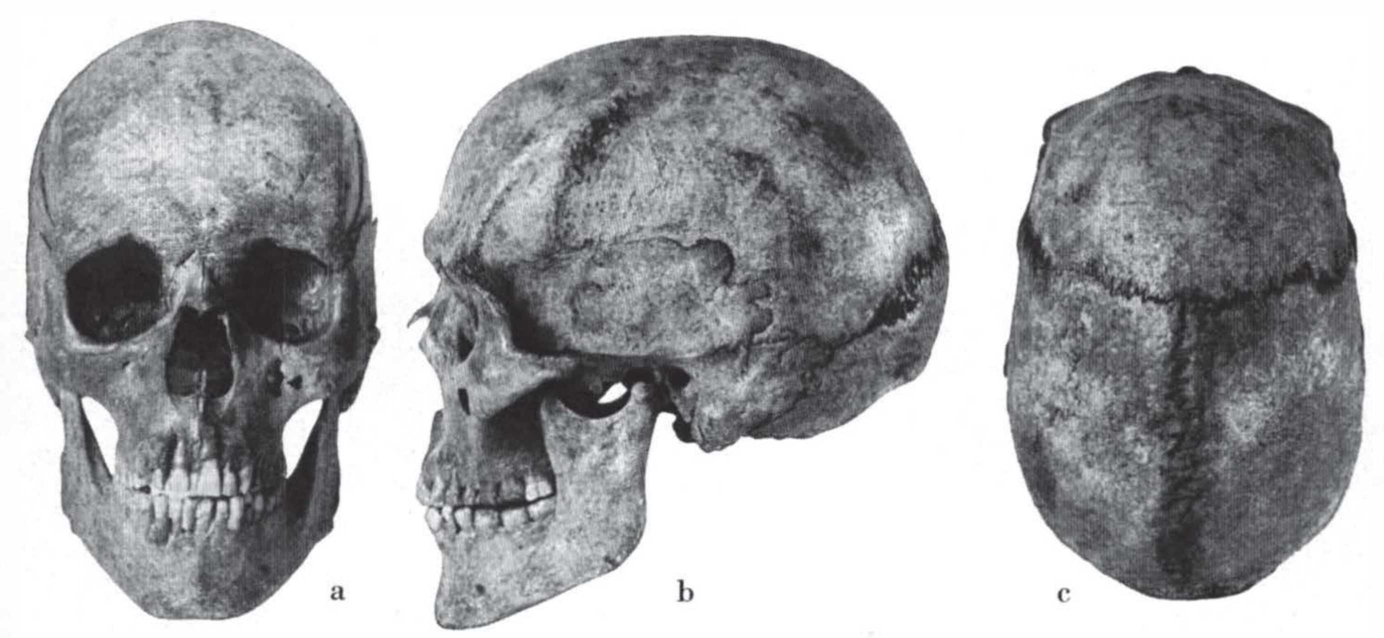


Abb. 39a—c. Schädel aus Reihengräbern in Auing (Oberbayern).
(Aufnahme: Anthropologisches Institut der Universität München)

rein „germanische" (vgl. S. 94) Formen findet; ferner 16,6% der reinen Reihengräberform „sehr nahestehend"; aus Winzer bei Regensburg hat er 48 Schädel aus Reihengräbern untersucht, worunter er 68,7% „reine" Formen fand, dazu 10% sehr vorwiegend „germanische" Formen.[2]

In Reihengräbern aus der Gegend des Starnberger Sees wurden die üblichen Reihengräberformen Eckers und v. Hölders überwiegend gefunden: von 15 Schädeln aus Feldafing waren 7 langförmig, 4 mittelkurzförmig, 4 kurzförmig; von 13 Schädeln und Schädelbruchstücken aus Gauting waren 9 langförmig und 4 mittelkurzförmig.[3]

[1] Zeitschrift für Konstitutionslehre, Bd. 18, 1934, S. 240.

[2] v. Hölder, Die Skelete des römischen Begräbnisplatzes in Regensburg, Archiv für Anthropologie, Bd. 13, Supplement, 1882, S. 39—42.

[3] Voit, Altgermanische Gräber in der Umgebung des Starnberger Sees, Sitzungsberichte der Mathem.-Physikal. Klasse der Münchener Akademie, Bd. III, 1873, S. 330, S. 342.

Nach J. Ranke und Juliane Dillenius[1] ergibt sich für das südliche Bayern in einzelnen Zeitabschnitten folgende Verteilung von Schädeln bzw. Kopfformen:

	langschädlig	kurzschädlig
Völkerwanderungszeit	42%	14%
Frühes Mittelalter	32%	32%
Spätes Mittelalter	—	50%
Gegenwart	1%	83%

(Für das späte Mittelalter sind in der angeführten Arbeit von Juliane Dillenius die langförmigen und mittelkurzförmigen Schädel zusammengezählt worden und haben so zusammen 50% der betreffenden Schädelreihe ergeben.)

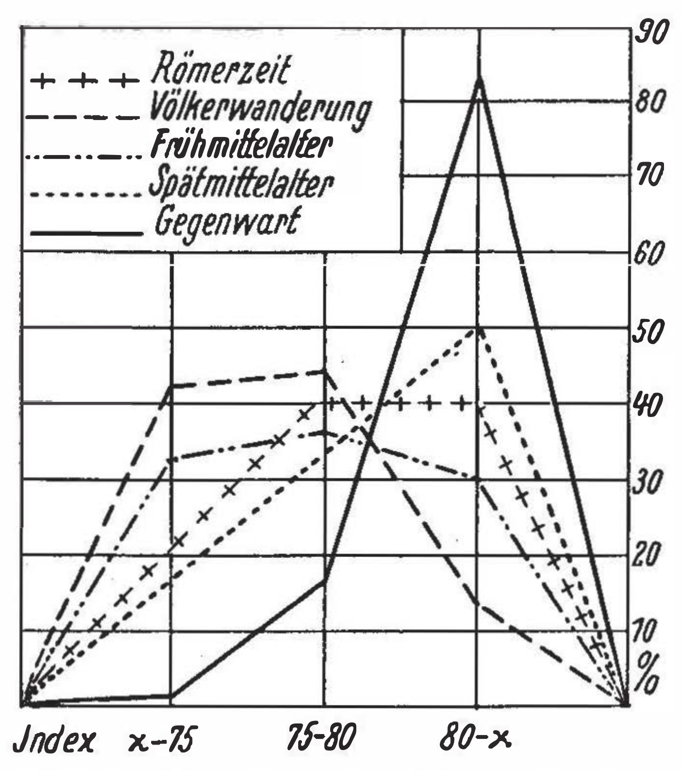


Abb. 40. Verteilung der Längen-Breiten-Indizes des Schädels in verschiedenen Abschnitten der bayerischen Geschichte. (Nach Pröbstl.)

Diesen Rassenwandel im südlichen Bayern stellt auch die Kurvenzeichnung nach Pröbstl dar (Abb. 40).

Für 200 Reihengräberschädel des südlichen Bayerns erhält Ranke (a. a. O., S. 72) folgende Verteilung des Längen-Breiten-Verhältnisses: 42% langförmig, 44% mittelkurzförmig, 14% kurzförmig. Dann gibt Ranke Zahlen an, die Zunahme und spätere Abnahme des Einschlags einer oder mehrerer Langschädelrassen in Bayern anzeigen:

	langschädlig	kurzschädlig
2. Jahrhundert	7%	46,5%
3. Jahrhundert	32%	22%
4. Jahrhundert	23%	42%

[1] Ranke, Frühmittelalterliche Schädel und Gebeine aus Lindau, Sitzungsberichte der Kgl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Mathem.-Physikal. Klasse, Bd. 27, 1897, S. 50; Dillenius, Über einige spätmittelalterliche Schädel aus Kempten, Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns, Bd. 19, 1915, S. 64.

Der bayerische Rassenwissenschafter Ranke hat die frühmittelalterliche germanische Bevölkerung Süddeutschlands nach den Maßen der Skelette und Schädel mit der heutigen Bevölkerung der nordischeren Gebiete Dänemarks verglichen: „Ich habe gefunden, daß die moderne Landbevölkerung von Dänemark (Jütland und Seeland) in Beziehung auf die Verteilung der Längen-Breiten-Indizes der Schädel noch heute mit den süddeutschen Reihengräberstämmen so gut wie absolut übereinstimmt."[1]

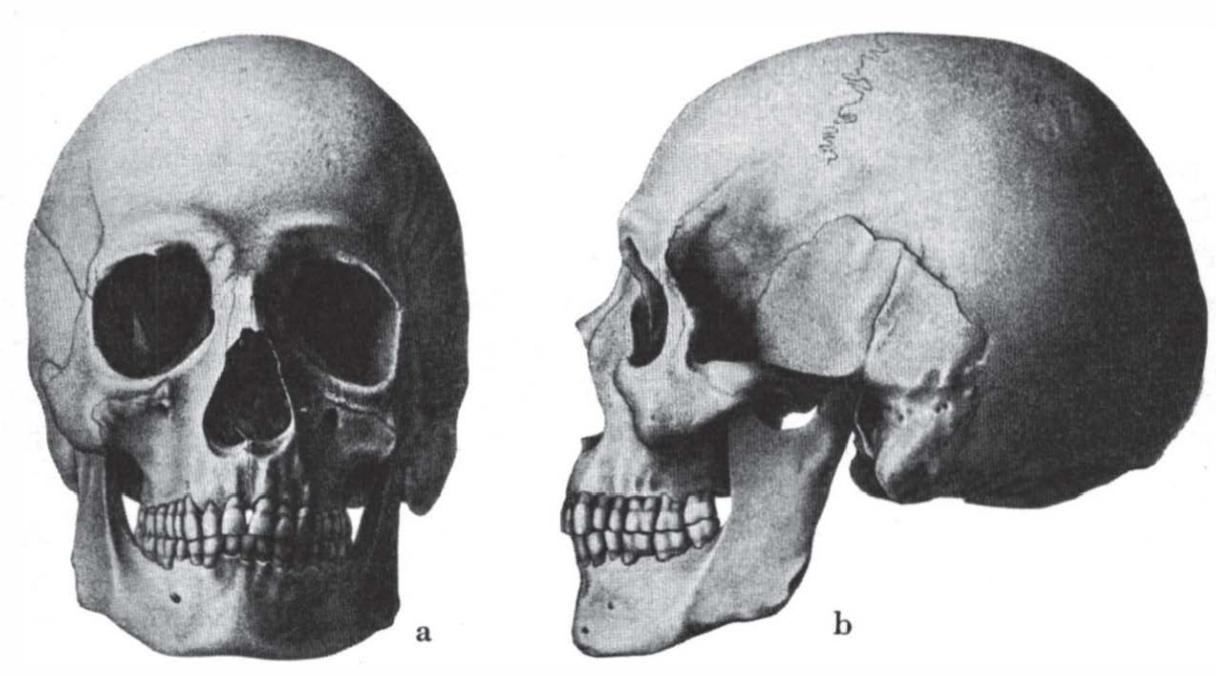


Abb. 41 a, b. Schädel eines ribuarischen Franken. (Die Ribuarier stammen aus dem Gebiete um Köln a. Rh.)
(Aus de Quatrefages und Hamy, Crania Ethnica, 1882.)

Auch im Elsaß zeigt sich der Einbruch der Germanen in der starken Zunahme langförmiger Schädel. Die Hügelgräber (Tumuli) und Flachgräber der Hallstattzeit mit ihren keltischen Bestattungen enthalten langschädlige und kurzschädlige Formen, in den Herrengräbern der Hügelbestattungen wenige Kurzschädel, was auf die zu erwartende Schichtung der ursprünglich überwiegend nordischen Kelten hinweist. Die gallisch-römischen Bestattungen in Straßburg, der späteren römischen Kaiserzeit angehörig, boten unter 61 Schädeln 14,7% langförmige, 46% kurzförmige; die häufigst vorkommenden Längen-Breiten-Indizes liegen zwischen 79 und 81; der durchschnittliche Längen-Breiten-Index beträgt 79,3. Die merowingische Zeit bringt im Elsaß ein starkes Vorherrschen von Langschädeln in den Reihengräbern; dann wird das Land allmählich wieder kurzschädlig, es erreicht im späteren Mittelalter die durchschnittliche Kurzschädligkeit — überwiegend schmalgesich-

[1] Ranke, a. a. O., S. 54.

tige Kurzschädel, die einen starken dinarischen Einschlag anzeigen — und umfaßt heute (um 1900) eine Bevölkerung, die zu mehr als drei Vierteln, in Straßburg jedoch zu geringerem Anteil, kurzköpfig ist. So stellt sich die Rassengeschichte des Elsaßes in kurzen Zügen nach dem Anatomen Schwalbe dar.[1] Blind schildert nach den Maßen von 700 mittelalterlichen und neuzeitlichen Schädeln den Vorgang des Kurzköpfigwerdens mit ähnlichen Zügen: die Bevölkerung „am Rande" des Wasgenwaldes sei schon im späteren Mittelalter kurzköpfig geworden; daß sie aber nicht als „alpin" (ostisch) aufgefaßt werden darf, wie Blind (S. 102) meint, bezeugt das „fast senkrecht abfallende" Hinterhaupt, das sich nach Blind (S. 101) bei vielen dieser Schädel aus Elsäßer Beinhäusern findet. Den Längen-Breiten-Index der heutigen elsäßischen Bevölkerung des flachen Landes gibt Blind mit 82,3 an, den der Einwohner Straßburgs mit 81,0, den der (von den germanischen Franken wenig besiedelten) Gebirgsgegenden mit 85, den der höchsten Gebirgsorte mit 87,5. Diesen höchsten Index findet er bei Gebirgsorten mit vielen kleinen, dunkelhaarigen, dunkeläugigen Bewohnern.[2]

Mit den merowingischen Franken kam eine Völkerwelle germanischer Langköpfe ins Elsaß wie nach Frankreich, Langköpfe mit den kennzeichnend ausladenden Hinterhäuptern, deren häufigste Längen-Breiten-Indizes zwischen 75 und 77 liegen. Die Längen-Breiten-Indizes der heutigen elsäßischen Bevölkerung liegen etwa zwischen 80 und 82,5; sie nehmen im allgemeinen zu von der Ebene gegen den Kamm des Wasgenwaldes, wo dieser Index, wie eben mitgeteilt worden ist, bis auf 87,5 steigt.[3]

Die Überschichtung der Franken über die unterworfene gallisch-römische Bevölkerung zeigt sich nach den Schädelfunden: die fränkische Herrenschicht erscheint überwiegend langschädlig, die Knechteschicht und die Schicht der gallisch-römischen Bevölkerungen minderen Rechtes überwiegend kurzschädlig.[4] Es ist verkehrt, die Verschiedenheit der Abstammung dieser beiden Schichten als eine Verschiedenheit von „arm" und „reich" zu deuten, wie Mehlis das bei seiner Erörterung der Gräberfunde aus

[1] Schwalbe, Bevölkerungsverhältnisse in „Das Reichsland Elsaß-Lothringen", I. Teil, 1898—1901, S. 83—87.

[2] Blind, Skizzen aus elsäßisch-lothringischen Ossuarien, Globus, Bd. 83, 1913.

[3] Emil Schmidt, Die Schädelformen der Elsäßer im Laufe der Zeiten, Globus, Bd. 73, 1898, S. 346/47.

[4] Beyer, Untersuchungen der Skelett-Teile auf einem Gräberfelde bei Illkirch, Dissertation, Straßburg 1892, S. 44.

merowingischer Zeit — anscheinend einem sich als „sozial" empfindenden Denken des 19. Jahrhunderts entsprechend — versucht hat.[1] In Straßburg mögen manche gallisch-römischen Händler

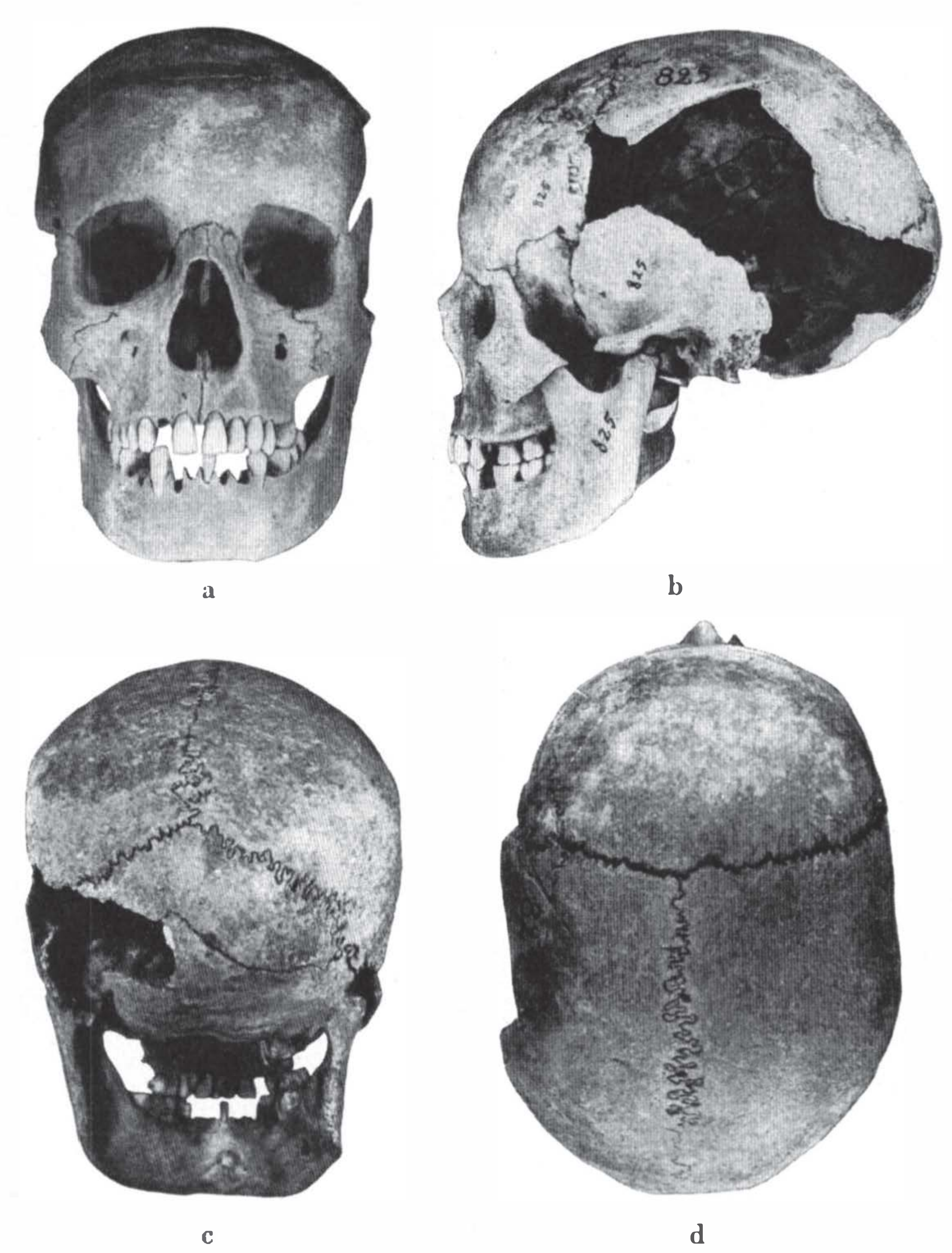
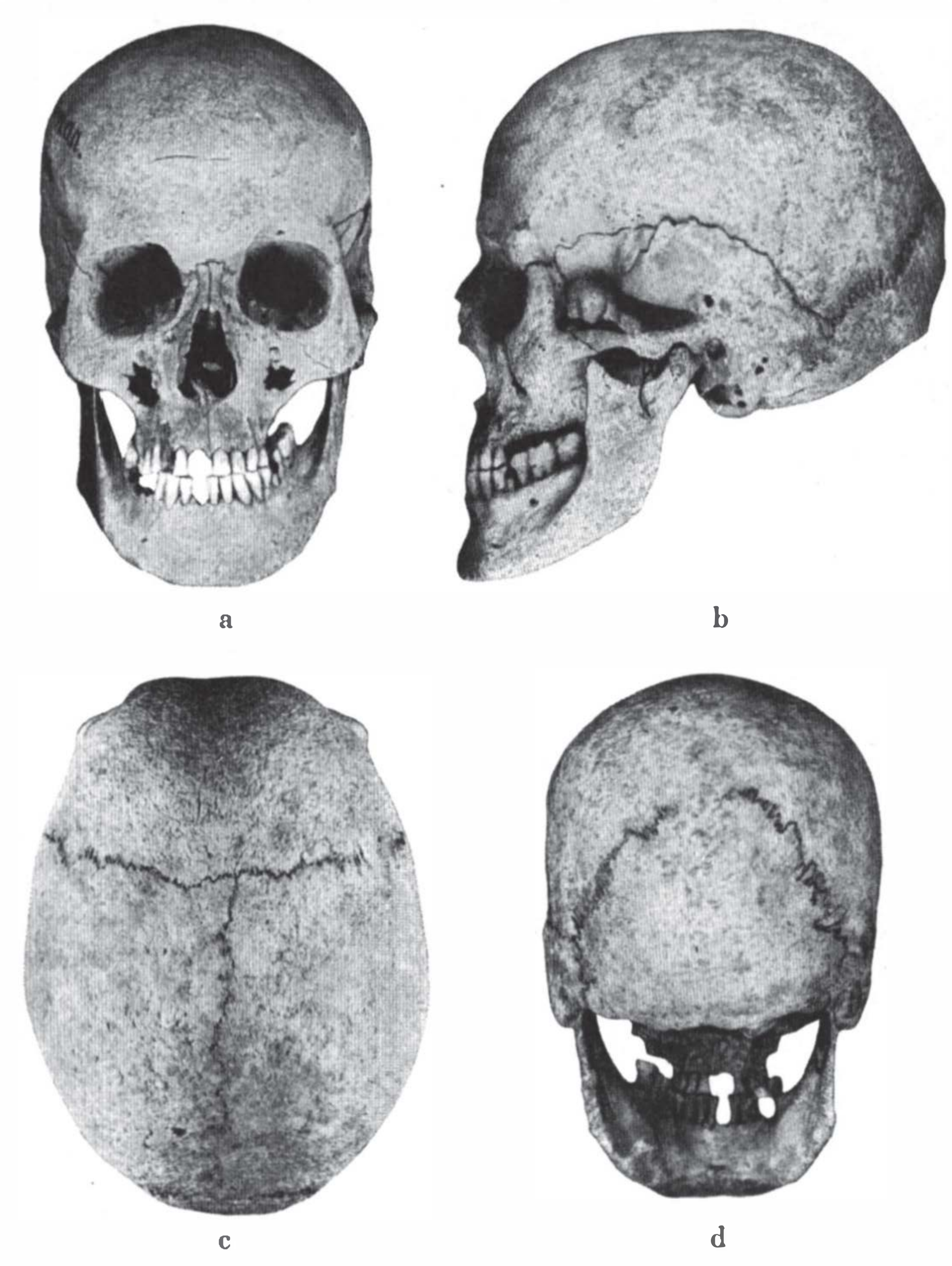


Abb. 42 a—d. Schädel aus einem fränkisch-alemannischen Hügelgrab bei Forchheim (Endingen) am Kaiserstuhl, Baden.
(Aufn.: Anatomisches Institut der Universität Freiburg i. Br.)

gewohnt haben, die „reicher" waren als die fränkischen Bauern der Rheinebene; aber diese waren nach ihrem adelsbäuerlichen

[1] Mehlis, Arm und Reich zur Merovingerzeit, Archiv für Anthropologie, Bd. 19, 1891, S. 23 ff.

Lebensgefühl als die Landbesitzenden diejenige Schicht, der allein volle Freiheit und volles Bürgerrecht zukam; ein Landbesitzloser, mochte er an Geld noch so „reich" sein, konnte niemals ein Freier und Gleichberechtigter sein. Die gleichen Verhältnisse ergaben



a b c d

Abb. 43 a—d. Schädel eines Alemannen aus Reihengräbern bei Bodman am Bodensee, Baden. Etwa 6. Jahrhundert n. Chr.
(Aufn.: Anatomisches Institut der Universität Freiburg i. Br.)

sich bei allen Völkern indogermanischer Sprache nach Überschichtung über andersrassige Bevölkerungen: ein Plebejer der Stadt Rom konnte noch so reich sein, er gehörte nicht zu den vollberechtigten und untereinander gleichberechtigten Patriziern indogermanischer Abstammung. Der indogermanische Begriff „Frei-

heit und Gleichheit" und die indogermanische Volksherrschaft (Demokratie) beruhen ursprünglich immer auf der freien, vollbürgerlichen Gleichheit aller landbesitzenden Geschlechter ausgelesener indogermanischer Abstammung, die über sich keinen Oberherrn duldeten oder nur einen Volkskönig mit beschränkter Macht.[1]

In Baden hatte sich nach Ecker (vgl. S. 87) für 83 Schädel aus alemannischen und fränkischen Reihengräbern ein durchschnittlicher Längen-Breiten-Index von 74,97 und folgende Verteilung der Schädelformen ergeben:

66 % langschädlig, 30,2 % mittelschädlig, 3,8 % kurzschädlig.

Für die alemannischen Reihengräber der Schweiz gibt Martin, Lehrbuch der Anthropologie, Bd. II, 1928, S. 783, folgende Verteilung an:

29 % langschädlig, 47 % mittelschädlig, 23 % kurzschädlig.

Der stärkste Einschlag einer kurzköpfigen Rasse — in diesem Gebiete zeigt sich mindestens seit den jungsteinzeitlichen Pfahlbauern (vgl. S. 15) die kurzköpfige und breitgesichtige ostische (alpine) Rasse — läßt eine alemannische Gruppe erkennen, deren Gebeinreste im Gräberfelde von Augst bei Basel zutage getreten sind: die Mehrzahl dieser Schädel zeigt mittlere Formen, die Kurzschädel sind häufiger als die Langschädel. Das Gräberfeld enthielt nur 22 % langförmige gegenüber 29 % kurzförmigen Schädeln. Aber die Schädel dieses alemannischen Gräberfeldes bilden durch dieses Überwiegen mittlerer und kurzer Formen eine besondere Gruppe: „Sie weichen darin von den Alemannen der übrigen Schweiz ab, welche bedeutend mehr Dolichokephale enthalten."[2] Die langförmigen unter diesen Schädeln zeigen Überaugenbögen, schmale Nasen und sehr ausladende Hinterhäupter. Die Langschädel im Gebiete von Augst nehmen — eine Ausnahmeerscheinung gegenüber der allgemein mittel- und westeuropäischen Zunahme der Kurzschädel seit dem früheren Mittelalter — vom 5. bis ins 8. Jahrhundert zu. Schwerz gibt folgende Zahlen an:

	langförmig	kurzförmig	mittlerer Index
5. und 6. Jahrhundert .	50%	50%	80,2
7. und 8. Jahrhundert .	56%	44%	79,3
8. Jahrhundert	76%	24%	77,5

[1] Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934, S. 100; Günther, Die Verstädterung, 1934, S. 5ff. und 47/48.

[2] Schwerz, Anthropologische Untersuchungen der Schädel aus dem ale-

Die germanischen Burgunder der Westschweiz sind ihren Schädelformen nach den Alemannen sehr ähnlich, nur etwas feiner gestaltet. Die Längen-Breiten-Indizes dieser 99 Burgunderschädel reichen von 65 bis 80 bei einem durchschnittlichen Index von 76,8.[1] Schwerz vergleicht diesen Index mit dem der Alemannen der Schweiz (76,6), dem der Merowingischen Franken von Chelles, östlich von Paris nahe der Marnemündung (76,4), und dem der Franken aus Brabant (76,8), woraus wieder die auffallende Rassengleichheit dieser germanischen Gruppen erhellt.

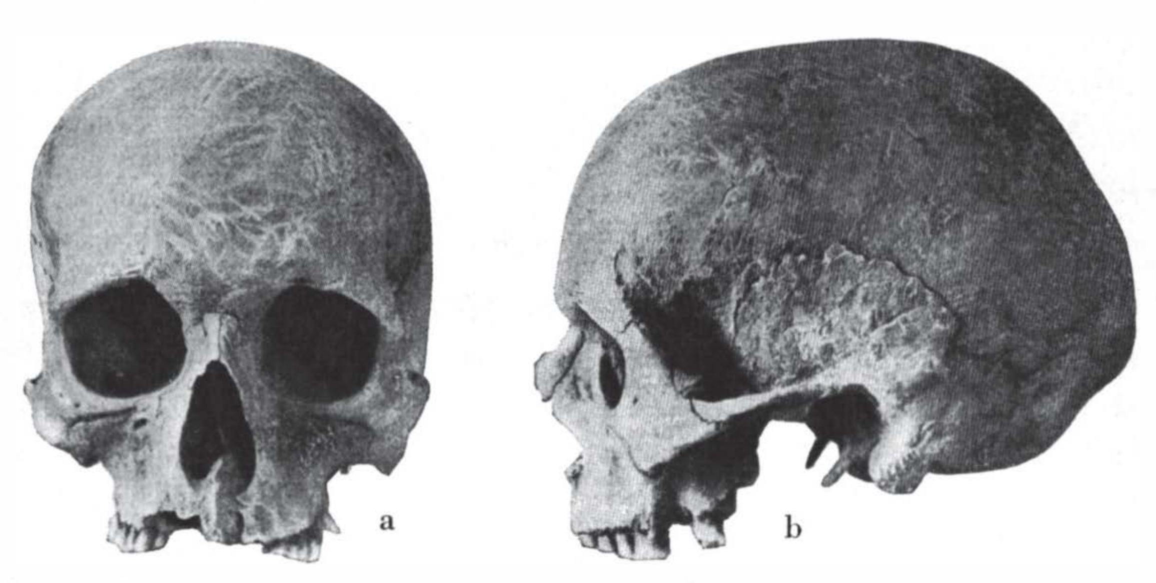


Abb. 44 a, b. Schädel eines Alemannen aus Reihengräbern der Nordschweiz.
(Aus Schwerz, Die Völkerschaften der Schweiz, 1915)

Die germanischen Einwanderer in Frankreich (Gallien) sind zum Teil schon oben (S. 92) nach Gebeinfunden gekennzeichnet worden. Sie erscheinen im ganzen, wie sich auch aus Houzés Angaben ergibt, als überwiegend nordisch, mindestens noch in merowingischer Zeit.[2] Für 20 männliche Frankenschädel des Gebiets um Boulogne erhält Hamy den Längen-Breiten-Index 73,2; für 15 weibliche den Index 74,21. Für 54 männliche Schädel der oberen Normandie erhält er den Index 75,62; für 21 weibliche den Index 79,1. Für 11 männliche und 11 weibliche

mannischen Gräberfeld von Augst, Kanton Aargau, Archiv für Anthropologie, Bd. 43, 1917, S. 294.

[1] Schwerz, Untersuchung von Burgunderschädeln der Westschweiz aus dem 5.—10. Jahrhundert, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 20, 1917, S. 51 ff.

[2] Vgl. Hamy, Crânes mérovingiens et carolingiens du Boulonnais, L'Anthropologie, Bd. IV, 1893, S. 513 ff.; Hamy, Crânes mérovingiens et carolingiens de la Haute Normandie, L'Anthropologie, Bd. 19, 1908, S. 47 ff., Verneau, Les Sépultures gallo-romaines et mérovingiennes de Mareul-sur-Ourcq, L'Anthropologie, Bd. IX, 1898, S. 523 ff.

Schädel von Franken der merowingischen Zeit aus dem Gebiet der Oise hat Verneau einen Längen-Breiten-Index erhalten, der für die männlichen ein wenig unter 75, für die weiblichen ein wenig über 75 liegt. Keiner dieser Schädel war kurzförmig.

Für 23 Frankenschädel der merowingischen Zeit aus Andrésy bei Paris erhielt Manouvrier den durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 75,6. Nur bei einem einzigen dieser Schädel fand sich ein Längen-Breiten-Index ein wenig höher als 80.[1]

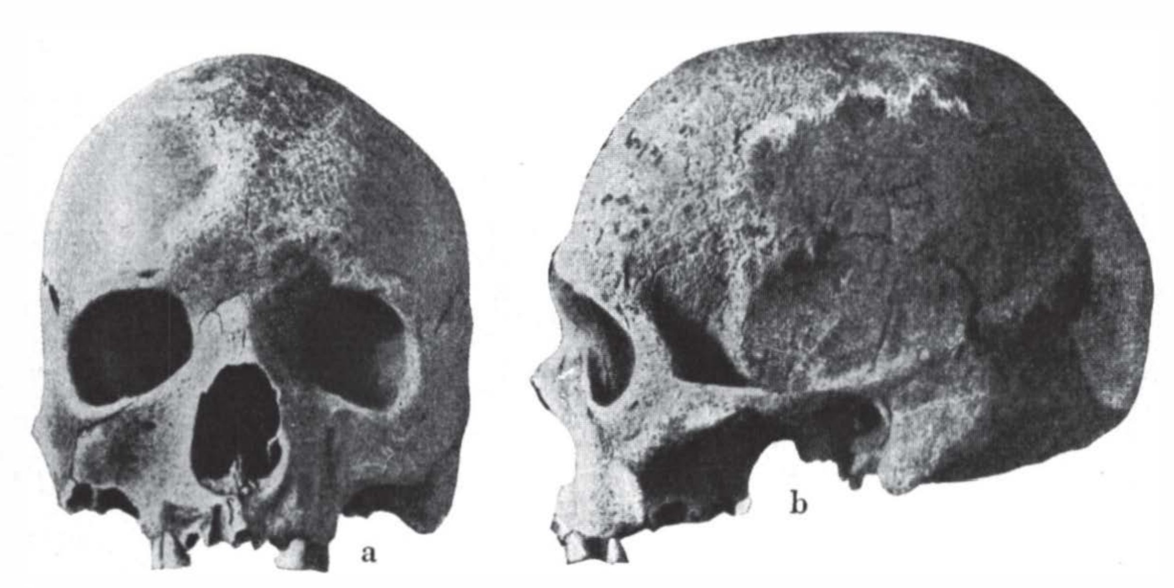


Abb. 45 a, b. Schädel eines Burgunders aus Reihengräbern bei St. Sulpice, Westschweiz. (Aus Schwerz, Die Völkerschaften der Schweiz, 1915.)

Collignon fand für 8 merowingische Schädel aus Liverdun in Lothringen den durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 76,52. Die Schädel sind gekennzeichnet durch zurückgeneigte Stirnen mit Überaugenbögen, durch schmale Gesichter und stark ausladende Hinterhäupter. Es sind geräumige Schädel, von denen sechs als männlich, zwei als weiblich anzusehen sind.[2] Für 11 fränkische Schädel und Schädelbruchstücke aus dem Elsaß, von denen 8 so erhalten waren, daß der Längen-Breiten-Index zu bestimmen war, ergab sich nach Collignon ein durchschnittlicher Index von 77,34.[3]

Sechs burgundische Schädel aus dem Bezirke Haute-Savoie schließen sich mit ihren Maßen an die Burgunderschädel der

[1] Manouvrier, Etude des Ossements humains trouvés dans un Cimetière de l'Epoque mérovingienne à Andrésy, Compte-rendu de l'Association Française pour l'Avancement des Sciences, Bd. 19, Teil II, 1891, S. 573 ff.

[2] Collignon, Note sur quelques Crânes Lorrains, Bulletin de la Société des Sciences de Nancy, 2. Reihe, Bd. IV, Heft 10, 1878, S. 115/16.

[3] Collignon, Description.... de Crânes de l'Epoque mérovingienne trouvés en Alsace, Bulletin de la Société d'Histoire naturelle de Colmar, Jahrgang 22 bis 23, 1883, S. 19–27.

Schweiz an: ihre Längen-Breiten-Indizes reichen von 74,6 bis 76,6; der durchschnittliche Index beträgt 75,81. Hovelacque, der über diese Schädel berichtet, vergleicht sie mit einer Reihe von 81 merowingischen Frankenschädeln, die, untersucht durch Topinard, den durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 76,36 ergeben hätten.[1]

Die nordische Rasse der Burgunder ist heute noch verhältnismäßig am besten erhalten in der Westschweiz und den angrenzenden

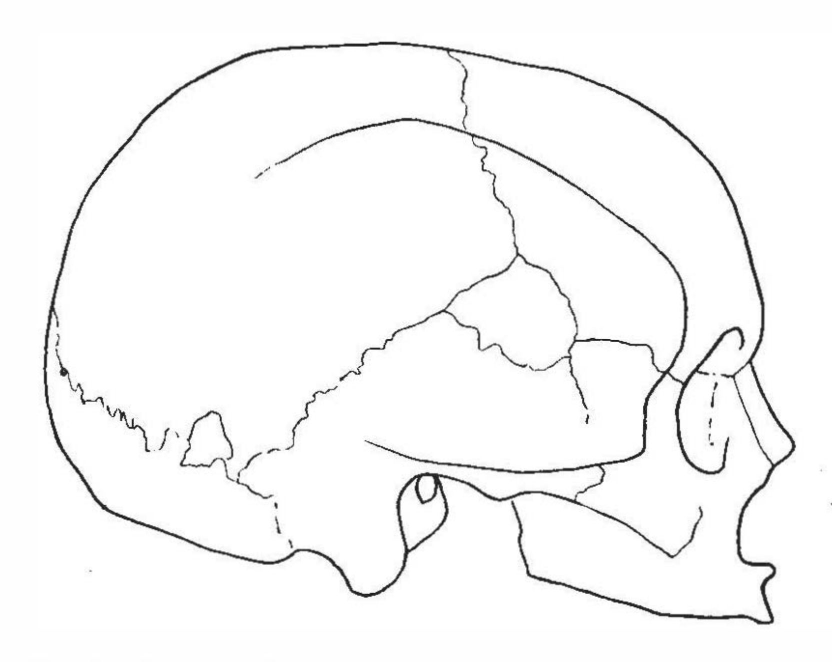


Abb. 46. Schädel eines Burgunders aus Reihengräbern bei Conthey, Westschweiz.
(Nach Schwerz, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, 1917.)

Gebieten Frankreichs. Die ehemals burgundischen Gebiete Frankreichs um Besançon und Belfort erschienen Ernst Moritz Arndt als „derjenige Teil Frankreichs, wo es den Deutschen gleichsam heimelt". Er hebt die „ruhige und ernste Stille und Besonnenheit" der Bevölkerung hervor im Gegensatz zu den südfranzösischen Nachbarn dieser Franzosen der nördlichen Franche Comté.[2]

In einer S. 92 genannten Arbeit stellt Houzé die Schädelmaße verschiedener Gruppen germanischer Einwanderer aus Reihengräbern Frankreichs zusammen und vergleicht diese mit den Schädelmaßen der „Franken aus Camburg" (Thüringen), die v. Virchow gemessen habe, deren entsprechender Index 73,3 sei. Diese „Cam-

[1] Hovelacque, Sur les Crânes Burgondes, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 2. Reihe, Bd. XI, 1876, S. 468/69.

[2] Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, 1844, S. 210.

burger Franken" sind aber die von Eichhorn später untersuchten Slawen des 9. oder 10. Jahrhunderts:[1] wieder ein Beleg, wie überwiegend nordisch auch die Altslawen waren (vgl. S. 27).

Bei Erörterung von Funden aus Frankengräbern aus der Gegend von Baye (Marne) gelangt Vallois zu der folgenden Übersicht: die Franken, überwiegend nordisch in Belgien, hätten sich auf gallisch-römischem Gebiet in Frankreich allmählich vermischt und so den Einschlag einer kleinwüchsigen, kurzköpfigen Rasse mit mittelbreiten Nasen erhalten. In Baye (Marne) überwiege im 10. und 11. Jahrhundert in den Frankengräbern schon der kurzschädlige Schlag.[2]

Nach Martin, Lehrbuch der Anthropologie, Bd. II, 1928, S. 783, ergibt sich für die merowingischen Franken insgesamt folgende Verteilung der Schädelformen:

44 % langschädlig, 41 % mittelschädlig, 15 % kurzschädlig.

Für das Gebiet der Auvergne hat Boucherau die Längen-Breiten-Indizes verschiedener vorgeschichtlicher und geschichtlicher Abschnitte mitgeteilt:

Jungsteinzeit	73,0
Gallisch-römische Zeit	78,0
Merowingische Franken	77,0
Bestattungen des 9.—12. Jahrhunderts	79,29
Bestattungen des 12.—14. Jahrhunderts	79,70
Bestattungen des 16.—17. Jahrhunderts	80,26
Ein Friedhof, belegt bis 1789	79,25
Eine Sammlung mittelalterlicher Schädel	84,07
Ein Beinhaus, belegt seit dem Mittelalter	87,74
Ältere Schädel dieses Beinhauses	78,89
Die jüngsten Schädel dieses Beinhauses	83,57

Im ganzen sei auch dieses Gebiet früher blonder und minder kurzschädlig bzw. langschädliger gewesen. In „alten Gräbern" sei auch blondes Haar erhalten gefunden; heute scheine die Anzahl der Dunklen unter den Auvergnaten zuzunehmen.[3]

Mit der Durchdringung Frankreichs durch hochwüchsige Germanen hängt es zusammen, daß nach Rahons Untersuchungen

[1] Eichhorn, Die vor- und frühgeschichtlichen Funde der Grafschaft Camburg, Zeitschrift für Thüringische Geschichte und Altertumskunde, N. F. 14, Heft 1 und 2, 1903/04, N. F. 17, Heft 1, 1906.

[2] Vallois, Etude des Ossements franco-mérovingiens de Baye (Marne), Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 7. Reihe, Bd. VI, 1925, S. 215 ff.

[3] Boucherau, Ethnographie du Plateau central de la France, L'Anthropologie, Bd. XI, 1900, S. 692—705.

(vgl. S. 87) in den frühmittelalterlichen Friedhöfen von Paris (St. Marcel und St. Germain des Prés) verhältnismäßig viele Skelette von hochgewachsenen Menschen gefunden wurden. Auf die fränkische Einwanderung hauptsächlich ist der nordische Einschlag in der heutigen Bevölkerung Ost- und Nordfrankreichs zurückzuführen, den ich in der „Rassenkunde Europas" angeführt habe. Es ist der Einschlag, den Ernst Moritz Arndt wahrgenommen hat, der im französischen Lothringen, in der Champagne, der Picardie und der Landschaft Artois viele „hohe, lange Leiber" und viele blonde, blauäugige Menschen unter der Bevölkerung vermerkt hat.[1]

Bei Pamplona in Navarra (Nordspanien) wurden 12 Schädel, 6 männliche, 5 weibliche und 1 kindlicher, gefunden, die der Bevölkerung einer vorgeschobenen fränkischen Besatzung zuzuschreiben sind und aus der Zeit des Gotenkönigs Swintila stammen (7. Jahrhundert). Es sind langförmige Schädel, die einen durchschnittlichen Längen-Breiten-Index von 74,6 ergeben haben.[2]

Gräber mit der gleichen Anlage wie Reihengräber sind im südlichen Spanien gefunden und deren Gebeinreste untersucht worden, wahrscheinlich die Reste von Sweben, Goten oder Wandalen: die 14 Schädel von Almuñecar zwischen Malaga und Adra an der Küste des Mittelmeers ergaben einen Längen-Breiten-Index von 72. Die Schädelformen unterscheiden sich von denen der heutigen (überwiegend westischen) Bewohner dieser Gegend durch eckige und rauhe Formen, also so wie — abgesehen von den Größenmaßen — sich nordische von westischen (mediterranen) Schädeln unterscheiden. Der durchschnittliche Längen-Breiten-Index der Schädel bzw. Köpfe der heutigen Bewohner dieser Gegend soll etwa 74 oder 75 sein.[3]

Nach de las Barras de Aragón haben sich für drei verschiedene Gräberstätten westgotischer Herkunft in Spanien folgende Verteilungen der durchschnittlichen Längen-Breiten-Indizes der gefundenen Schädel ergeben:

Anzahl der Schädel	Fundort	Längen-Breiten-Index
5	Deza, Bezirk Soria	73,87
5	Albelda de Iregua, Bezirk Logroño .	76,37
14	Carpio de Tajo, Bezirk Toledo	74,29

[1] Arndt, Versuch in vergleichender Völkergeschichte, 1844, S. 211.

[2] De Aranzadi, Cráneos del Cementero Franco de Pamplona, Anuario de la Universidad de Barcelona, 1916/17–1920/21, S. 49 ff.

[3] Schetelig, Ausgrabungen im südlichen Spanien, Archiv für Anthropologie, Bd. VII, 1874, S. 111 ff.

Diese westgotischen Schädel sind durchschnittlich alle länger und schmäler als die Köpfe der heutigen Bevölkerungen dieser Orte; besonders die Bevölkerung im Bezirke Toledo, in dem Carpio de Tajo liegt, zeigt bei durchschnittlichem Längen-Breiten-Index von 79,33 eine Zunahme der kurzförmigen Schädel.[1]

Der hauptsächlich durch die Goten verbreitete Einschlag nordischer Rasse in der Bevölkerung Spaniens ist heute noch im Norden der Halbinsel bemerkbar, anscheinend besonders in gebirgigen Gegenden.[2] Innerhalb der einzelnen Volksschichten Nordspaniens sind hochgewachsene Menschen mit heller Haut und hellen Haaren besonders im Adel verhältnismäßig häufig.[3] Sowohl zur Strenge der Basken, zum Ernst der Katalanen und zum Stolz der Kastilianer[4] hat wahrscheinlich das seelische Wesen der nordischen Rasse beigetragen, so wie die nordische Rassenseele sich auch in Willenskraft, Überlegung und Ausdauer der Bevölkerungen Navarras, der baskischen Bezirke, Aragoniens und Kataloniens äußern mag.[5]

In Portugal macht sich ein Rest nordischer Rasse in Fischerbevölkerungen der Nordküste bemerkbar, wo sich skandinavische Wikinge angesiedelt hatten.[6] Innerhalb der binnenländischen Bevölkerungen Portugals sind Reste eines nordischen Einschlags erhalten, der durch Sweben und Goten verbreitet worden ist. „Der Adel war gänzlich von gotischer Abstammung", wie da Silva Amada berichtet, der den Einschlag einer blonden blauäugigen

---

[1] De las Barras de Aragón, Estudio de los Cráneos procedentes de tres Necrópolis visigodas, Actas y Memorias de la Sociedad Española de Antropología, Etnografía y Prehistoria, Bd. VI, 1927, S. 141 ff., S. 185.

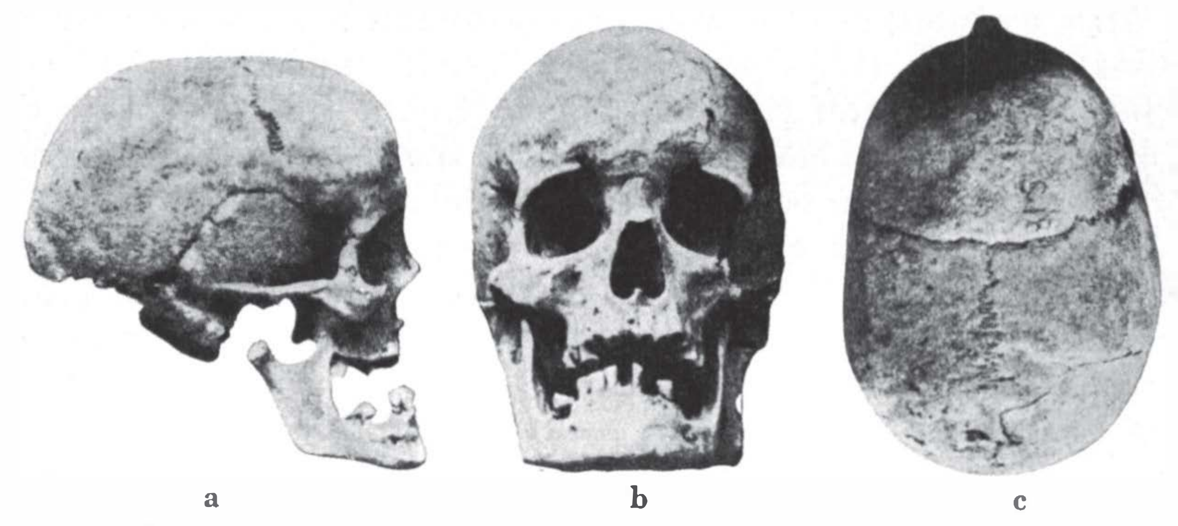
[2] Tubino, Recherches d'Anthropologie Sociale, Revue d'Anthropologie, Bd. VI, 1877, S. 104; de Aranzadi, Blaue Augen in Spanien, Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bd. 24, 1893, S. 31; de Hoyos Sáinz und de Aranzadi, Vorläufige Mitteilung zur Anthropologie von Spanien, Archiv für Anthropologie, Bd. 22, 1894, S. 425 ff.; de Aranzadi, Antropología de España, 1915, S. 89; de Madariaga, Spain, 1930, S. 22–24.

[3] de Jouvencel, Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris, 3. Reihe, Bd. II, 1879, S. 428.

[4] Vgl. Garcia-Calderon, Die lateinischen Demokratien Amerikas, 1913, S. 254.

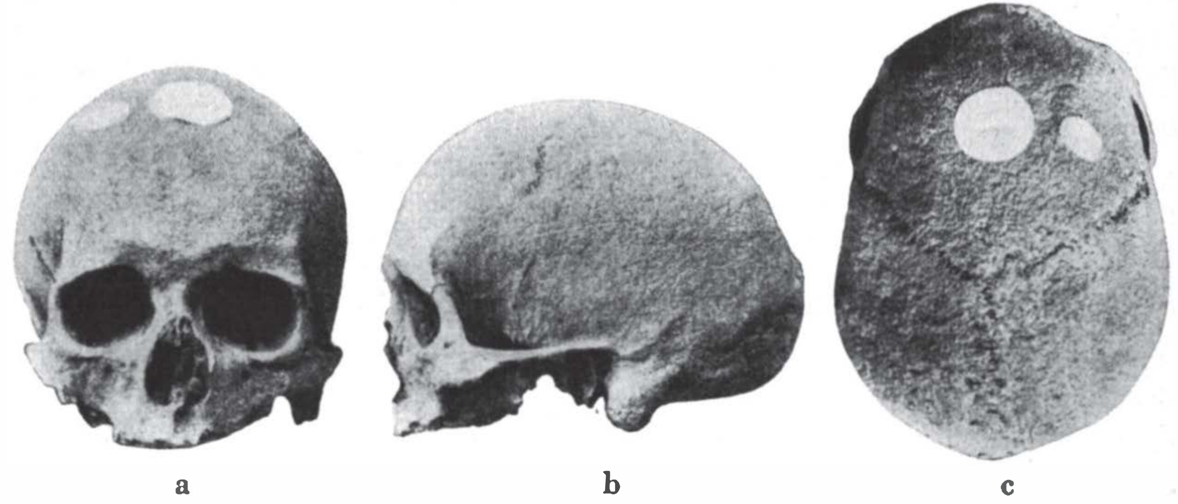
[5] Vgl. Tubino, a. a. O., S. 109.

[6] Cardoso, O Poveiro; Estudo antropologico dos Pescadores da Povoa de Varzim, Portugalia Bd. II, 1905/08, S. 517 ff. — In der Hauptsache scheint es sich aber bei dem von Cardoso nachgewiesenen Einschlag des Gebiets um Povoa um Reste einer überwiegend fälischen Bevölkerung der Steinzeit zu handeln. Auch die Abbildungen bei Cardoso vermitteln diesen Eindruck.



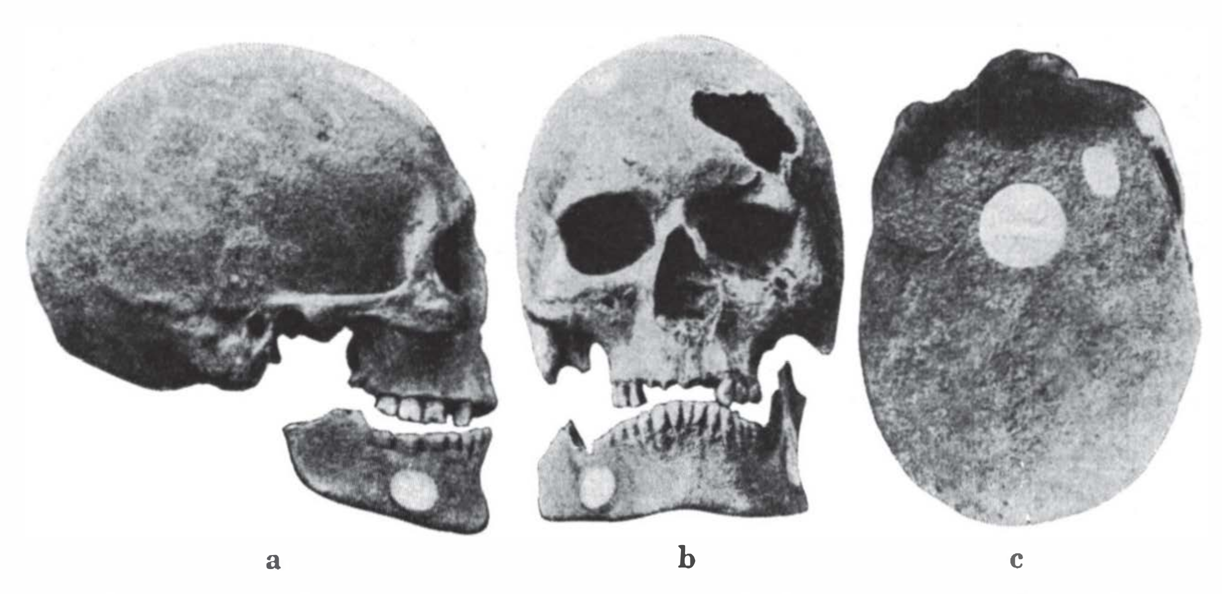
a b c

Abb. 47 a—c. Schädel einer Westgotin aus Carpio de Tajo (Toledo).



a b c

Abb. 48 a—c. Schädel eines Westgoten aus Albelda de Iregua (Logroño).



a b c

Abb. 49 a—c. Schädel eines Westgoten aus Albelda de Iregua (Logroño).
(Aus: Actas ... de la Sociedad de Antropología..., 1927).

Rasse erwähnt.[1] Am deutlichsten tritt ein durch Westgoten und Sweben überbrachter nordischer Einschlag anscheinend in den Gebirgsgegenden Nordportugals hervor, in den Bezirken Beira und Traz os Montes.[2]

Davis und Thurnam, Crania Britannica, 1856–65, beschreiben angelsächsische Schädel und bilden einzelne davon ab. Nach den Bildern und den (S. 249 und S. 253) mitgeteilten Maßen erscheinen diese als Gruppe stark überwiegend nordisch.

Horton-Smith hat eine Anzahl südsächsischer Schädel aus Südengland beschrieben: er kennzeichnet sie als sehr langförmig mit schmalen zurückgeneigten Stirnen und Überaugen-



a b

Abb. 50 a, b. Schädelbruchstück eines Westgoten aus Deza (Soria).

bögen, mit schmalen Gesichtern und stark ausladenden Hinterhäuptern. Dieser Schlag sei am reinsten in Sussex, nicht so rein in Wessex; in East Anglia seien die Schädel aus anglischen Gräbern etwas breiter oder weniger schmal bei etwas schmäleren Gesichtern.[3]

Duckworth hat über eine Anzahl Skelette und Schädel aus angelsächsischen Gräbern der Landschaft Surrey berichtet: die Skelette sind die kräftiger, hochgewachsener Menschen; es ergaben sich für das männliche Geschlecht Körperhöhen zwischen 167 und 173 cm. Die besser erhaltenen Schädel ergeben überwiegend Längen-Breiten-Indizes, die auf Langförmigkeit weisen: so die Indizes 63,9; 68,4; 70,4; 72,0 und 73,8; andere ergeben

---

[1] da Silva Amada, Ethnogénie du Portugal, Revue d'Anthropologie, Bd. IX, 1880, S. 273, S. 280.

[2] Mendes Corrêa, Contribuição para o Estudo antropologico da População da Beira Alta, Annaes scientificos da Academia polytechnica do Porto, Bd. X, 1915, S. 77 ff.

[3] Horton-Smith, The Cranial Characteristics of the South Saxon Skull, Journal of the Anthropological Institute, Bd. 26, 1897, S. 82 ff.

mittlere Indizes von 76,9 und 78, die bei sonst nordischen Formen kaum einen nichtnordischen Einschlag andeuten würden. Ein nichtnordischer Einschlag mag angezeigt sein bei einem Schädel mit



Abb. 51. Aus Wye Hill, Kent.

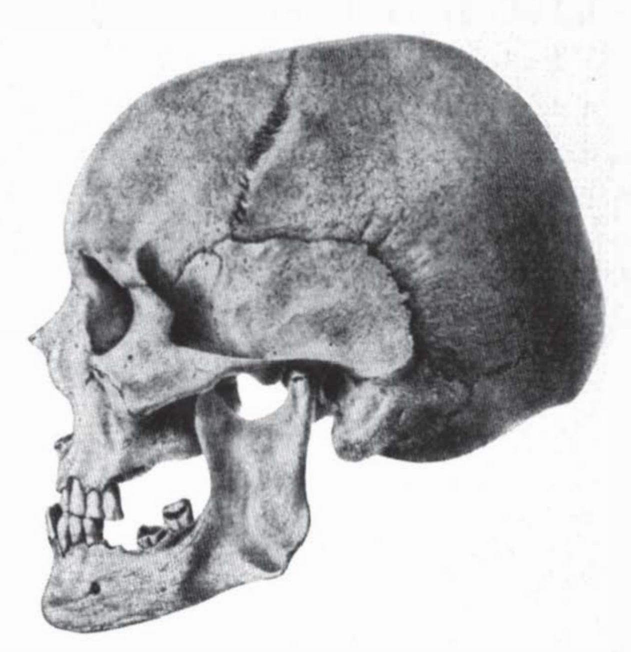


Abb. 52. Aus Ozingell, Kent.

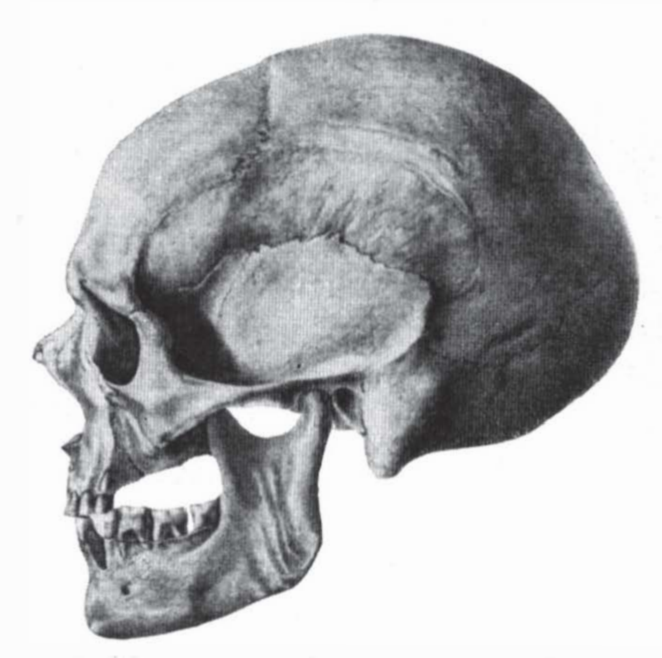


Abb. 53. Aus Litlington, Sussex.

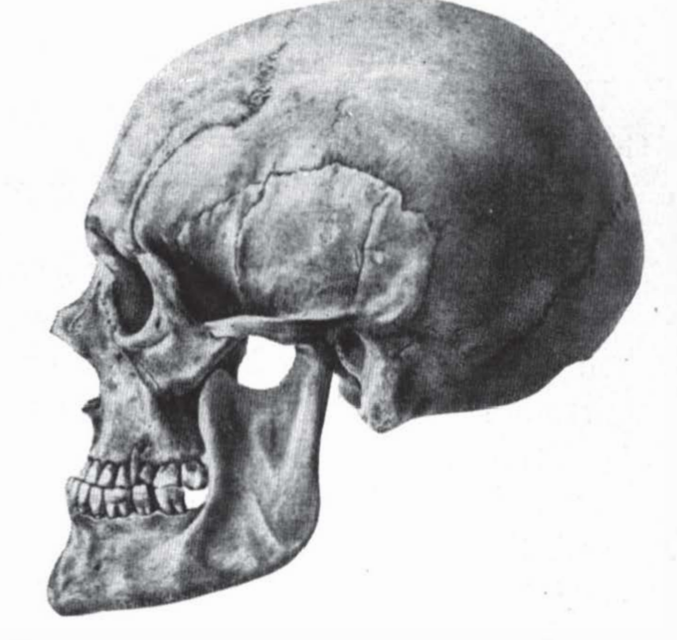


Abb. 54. Aus Brighthampton, Oxford.

Abb. 51—54. Schädel von Angelsachsen.

(Aus Davis und Thurnam, Crania Britannica, 1856—65.)

dem Längen-Breiten-Index 80. Für drei Schädel, die bei schlechtem Erhaltungszustand eine genauere Messung nicht zulassen, sind die Indizes auf 77,4 und zweimal auf 80 geschätzt worden.[1]

[1] Bidder und Duckworth, Excavations in an Anglo-Saxon Burial Ground at Mitcham, Surrey; Archaeologia or Miscellaneous Tracts relating to Antiquity, Bd. 60, 1906, S. 49.

Sächsische Gräber aus East Shefford in der südenglischen Grafschaft Berkshire haben Gebeinreste von 27 Menschen umfaßt, davon 20 Erwachsenen, von denen 8 dem männlichen, 12 dem weiblichen Geschlecht zuzuzählen sind. Die männlichen Schädel sind durchschnittlich langförmig mit stark ausladenden Hinter-

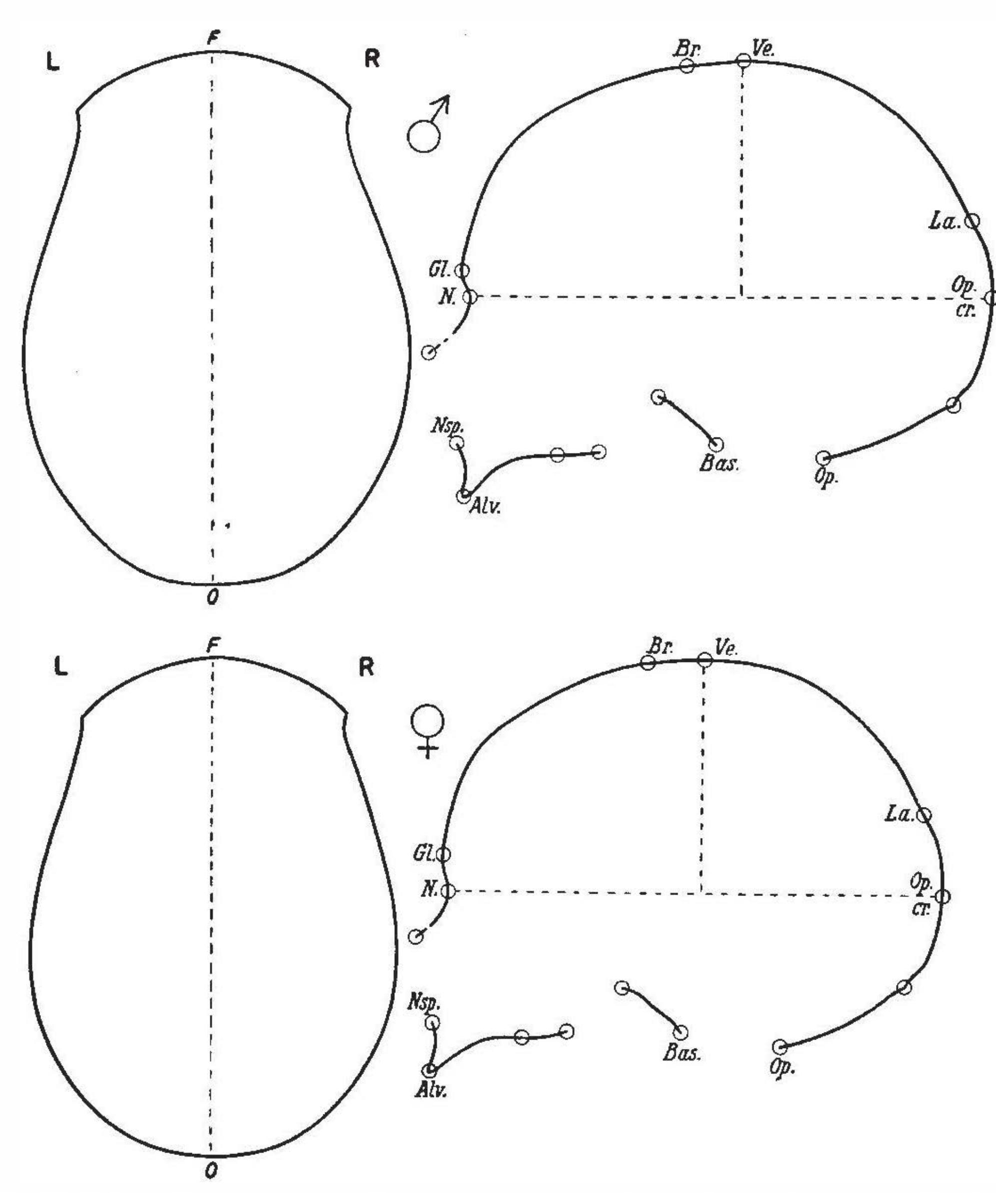
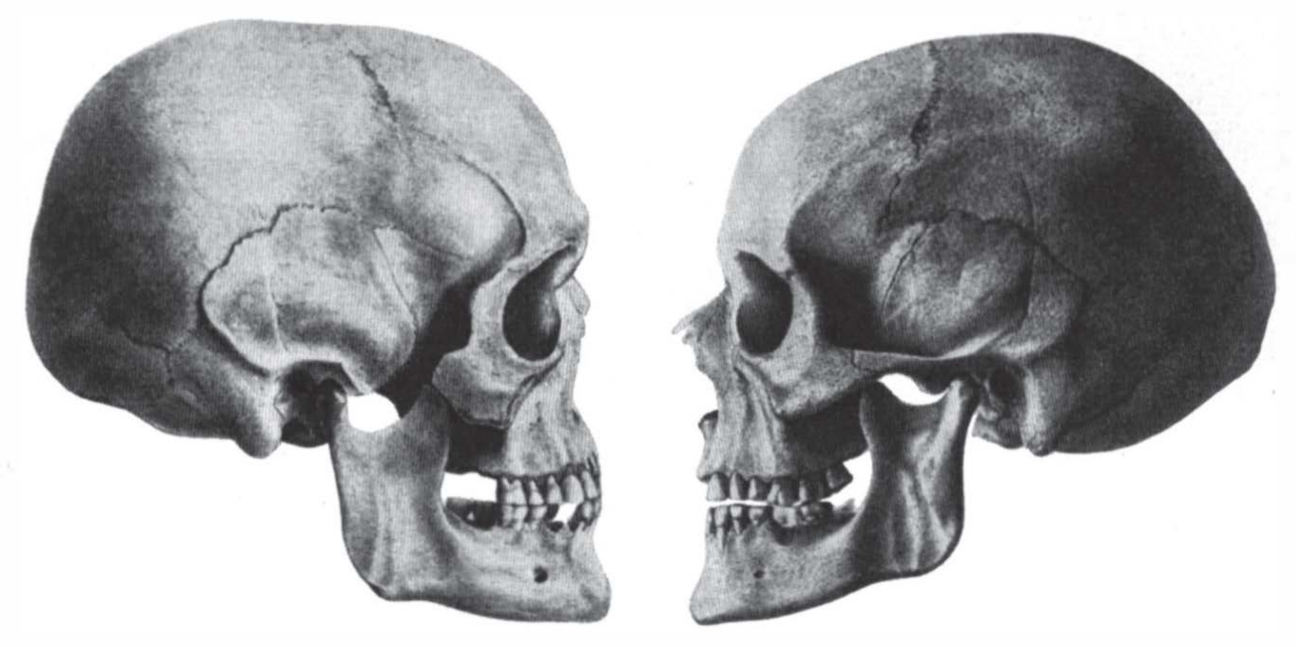


Abb. 55. Schädelkurve des Schädels der Angelsachsen der Britischen Inseln, oben männlichen Geschlechts, unten weiblichen Geschlechts, entworfen nach den Durchschnittsmaßen aller vermessenen angelsächsischen Schädel.
(Nach Hooke aus Biometrika, 1926.)

häuptern; unter ihnen sind einige Kurzschädel. Die weiblichen Schädel sind durchschnittlich mehr mittelkurzförmig, mit minder schmalen Nasen und minder ausladenden Hinterhäuptern. Peake und Hooton, welche diese Funde beschreiben, halten den Unterschied zwischen den männlichen und weiblichen Schädeln für größer als den üblichen Geschlechtsunterschied innerhalb einer rassisch gleichartigen Gruppe — das weibliche Geschlecht neigt ja zu

minder langen bzw. kürzeren Schädeln und minder schmalen bzw. breiteren Gesichtern und Nasen. Sie wollen den Geschlechtsunterschied so deuten, daß angelsächsische Eroberer Frauen aus der keltisch-römischen Bevölkerung der Britischen Inseln gewählt hätten. Zu einer solchen Deutung reicht aber die Zahl dieser Schädel kaum aus.[1]

Einen Überblick über die bisherigen Funde anglischer, sächsischer und jütischer Schädel in englischen Sammlungen hat



Schädel skandinavischer Wikinge von den Britischen Inseln.
Abb. 56. Aus Dunrobin, Sutherlandshire. Abb. 57. Aus Lough Larne, Antrim.
(Aus Davis und Thurnam, Crania Britannica.)

Morant versucht. Er findet die Schädel und Skelette dieser drei germanischen Stämme Altenglands sehr gleichartig und findet auch die männlichen und weiblichen Schädel einander so nahestehend und rassengleich, daß schon hieraus geschlossen werden könne, diese Stämme seien im frühen Mittelalter mit ihren Frauen eingewandert. Für 52 männliche Schädel hat sich ein Längen-Breiten-Index von 74,7 ergeben; für 51 weibliche Schädel ein Index von 74,4[2] (vgl. Abb. 55).

Man erhält bei Vergleich der Angaben über die Schädel germanischer Herkunft auf englischem Boden den Eindruck eines

[1] Peake und Hooton, Saxon Graveyard at East Shefford, Berks; Journal of the Anthropological Institute, Bd. 45, 1915, S. 92 ff.

[2] Morant, A first Study of the Craniology of England and Scotland from neolithic to early historic Times with special Reference to the Anglo-Saxon Skulls in London Museums, Biometrika, Bd. 18, 1926, S. 76—85; Hooke und Morant, The present State of our Knowledge of British Craniology in late prehistoric and historic Times, Biometrika, Bd. 18, 1926, S. 99 ff.

stark vorwiegend nordischen Menschenschlags, dem ein fälischer Einschlag und ein geringer Einschlag einer oder mehrerer kurzschädliger Rassen eigen war. Scheidt[1] hat für die Gesamtgruppe der angelsächsischen Schädel den durchschnittlichen Längen-Breiten-Index 75,8 erhalten und den durchschnittlichen Gesichtsindex 89,9, der also auf eine Gruppe an der Grenze der Mittelbreitgesichtigkeit zur Schmalgesichtigkeit hinweist.



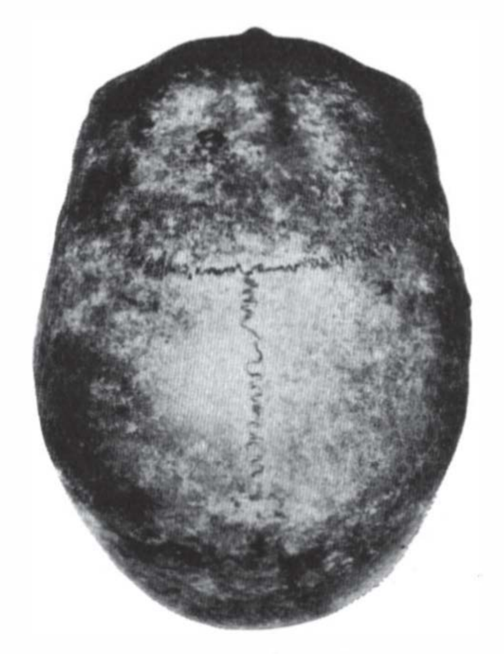


Abb. 58. Schädel aus einem Grabe der Wikingszeit bei Havor auf Gotland, Schweden. Vorwiegend fälisch.
(Aus G. Retzius, Crania Suecica Antiqua, 1900.)

Die Nordgermanen der jüngeren Eisenzeit und der folgenden Wikings- und Normannenzeit stimmen nach ihren Skeletten und Schädeln ganz mit den Südgermanen der Reihengräber überein. Nach K. Schreiner haben sich unter 25 männlichen und 19 weiblichen Schädeln der jüngeren Eisenzeit, die hauptsächlich in Nordnorwegen gefunden worden sind, 24 langförmige männliche und ein fast langförmiger männlicher Schädel (Längen-Breiten-Index 75,9) ergeben und 14 langförmige, 3 mittelkurzförmige und 2 sehr mäßig kurzförmige weibliche Schädel, die aber beide unter Index 81 bleiben. Der morphologische Gesichtsindex konnte nur bei 11 Schädeln berechnet werden; er ergab durchschnittlich 86,3 für die männlichen, 91,6 für die weiblichen, für beide Gruppen zusammen 87,2. Auch nach den Bildern wird bei Überwiegen der nordischen Rasse ein fälischer Einschlag und

[1] Scheidt, Die rassischen Verhältnisse in Nordeuropa nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 28, 1930, S. 40/41.

der Einschlag einer kurzschädligen Rasse erkennbar.[1] Weitere Funde aus diesem Zeitabschnitt und aus Norwegen werden von Bryn, Der Nordische Mensch, 1929, S. 149 ff., als überwiegend nordisch beschrieben.

Die nordgermanischen Scharen, die in Schottland, England und Irland eingedrungen waren, erscheinen nach den

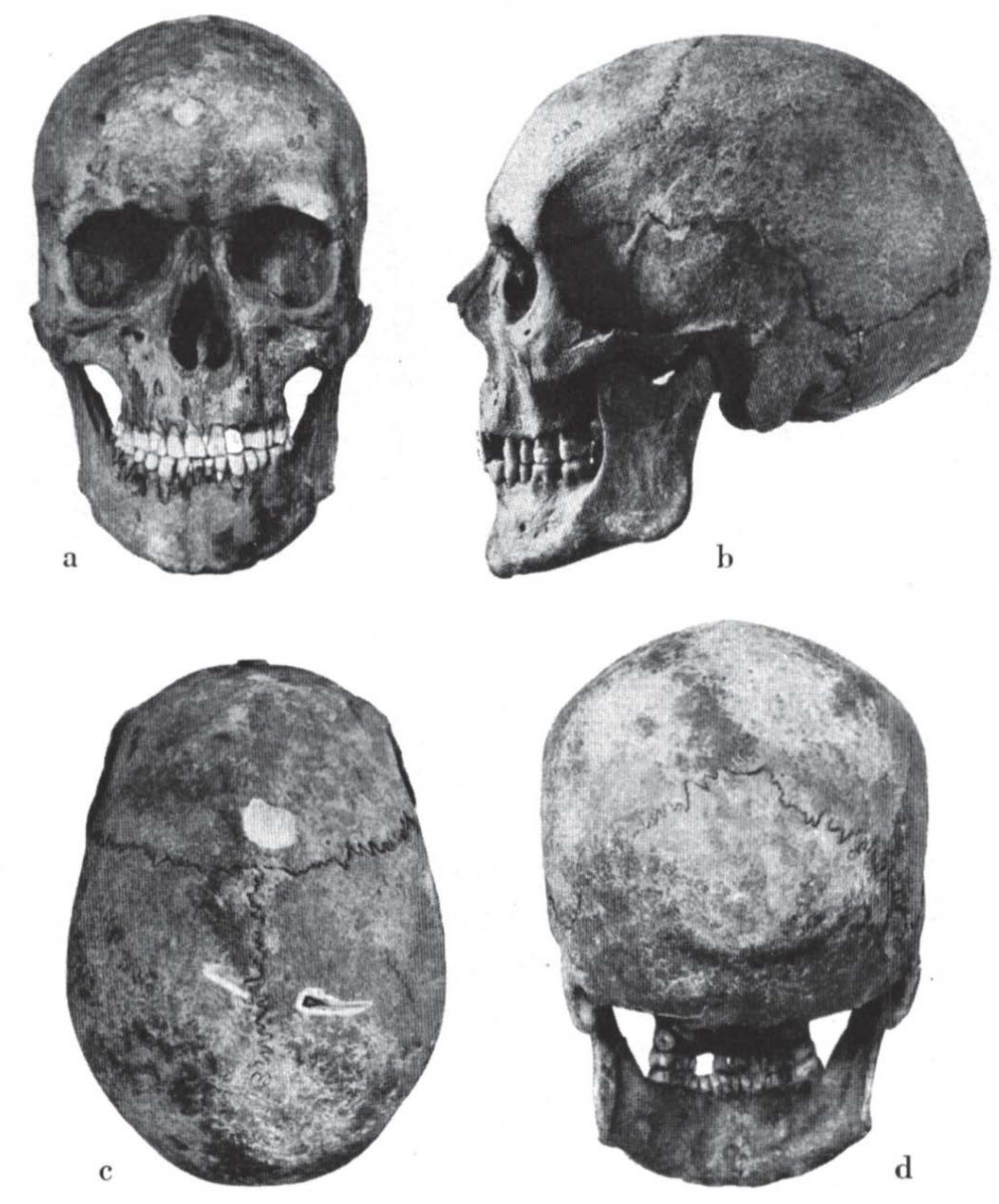


Abb. 59 a—d. Schädel eines norwegischen Wikings aus dem 9. Jahrhundert, gefunden bei Gjeilvoll im Süden des Bezirks Trondheim (Sör-Tröndelag).

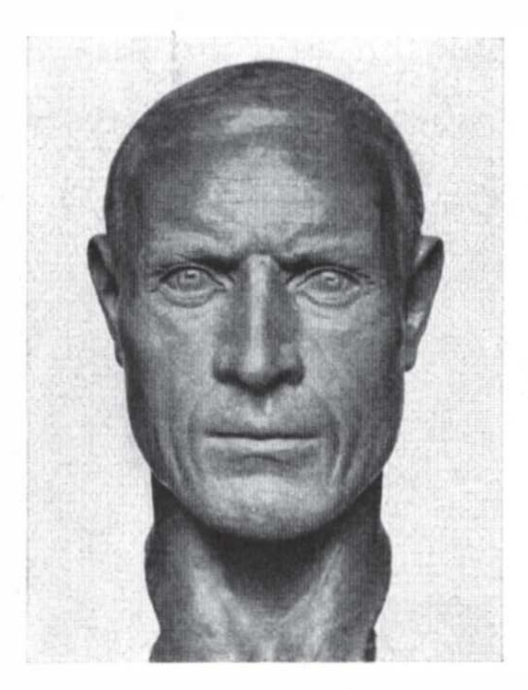
(Aufn.: Anatomisches Institut der Universität Oslo, Norwegen.)

Angaben bei Davis und Thurnam, Crania Britannica, 1856–65, S. 249, und nach den Abbildungen von Schädeln in diesem Werke als stark vorwiegend nordisch (vgl. Abb. 56 und 57).

[1] K. E. Schreiner, Menneskeknoklene fra Osebergskibet og andre norske Jernalderfund, 1927, S. 145, S. 190/91.

Die in Schottland eingewanderten skandinavischen Wikinge schildert Turner nach Gräberfunden als hochgewachsene, überwiegend langschädlige Menschen; doch mache sich ein geringer Einschlag einer kurzschädligen Rasse der norwegischen und schwedischen Küstenbevölkerungen bemerkbar.[1]

Reste einer germanischen, wahrscheinlich ostgermanischen Herrenbevölkerung aus Nikolajewka am Dnjepr im ukrainischen Bezirke Cherson hat Schliz rassenkundlich zu kennzeichnen versucht. Er fand die Schädel männlichen Geschlechts überwiegend nordisch, wohl mit leichtem fälischem Einschlag, im weiblichen Geschlecht überwiegend nordisch mit leichtem westischem (mediterranem) Einschlag. Den westischen Einschlag wollte er auf weibliches Gesinde zurückführen, das diese Germanen aus den jonischen Siedlungen Südrußlands hätten dingen können.[2]



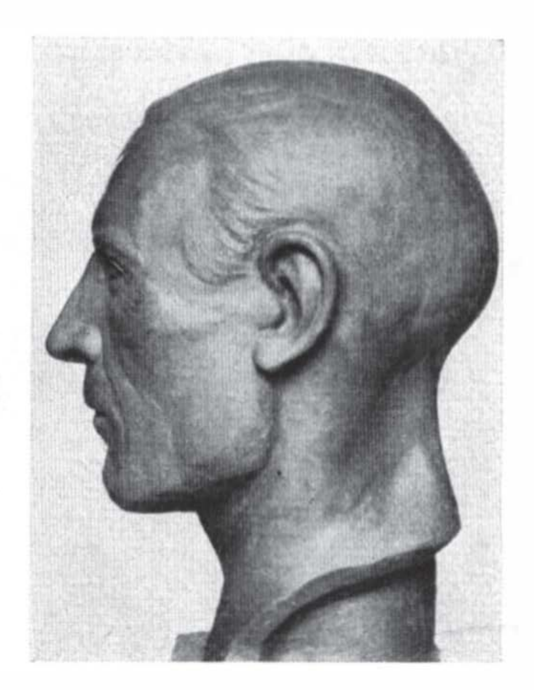


Abb. 60 a u. b. Versuch einer Wiederherstellung des Wikingskopfes nach dem S. 116 abgebildeten Schädel von Gjeilvoll durch den Bildhauer Otto Degener unter wissenschaftlicher Beratung durch Dr. Viktor Lebzelter-Wien.

(Aufn.: Anthropol. Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien.)

Einzelne Scharen aus germanischen Stämmen haben sich in ganz Südosteuropa verloren und sind unter fremden Bevölkerungen aufgegangen. Ein Rest der Krimgoten hatte sich mit

[1] Sir William Turner, The Craniology of the People of Scotland, Transactions of the Royal Society of Edinburgh, Bd. 51, 1917, S. 252/53.

[2] Schliz, Die Schädel aus der Nekropole von Nikolajewka am Dnjepr (Gouv. Cherson), Prähistorische Zeitschrift, Bd. V, 1913, S. 148 ff.

seiner Sprache noch im 17. Jahrhundert auf der Halbinsel Krim erhalten, wie der Flame Busbek berichtet, der von 1556 bis 1562 als Gesandter Kaiser Ferdinands I. in Konstantinopel tätig war. Er berichtet in Briefen von den Krimgoten, die, wie ihm erzählt worden sei, nach Sprache wie nach Leibesgestaltung germanischer Herkunft sein müßten. Einen Krimgoten, den er in Konstantinopel gesehen und von dem er eine Liste krimgotischer Wörter erfragt hatte, schildert Busbek als einen Menschen vom Aussehen eines Flamen oder Niederländers und betont dabei die „natür-

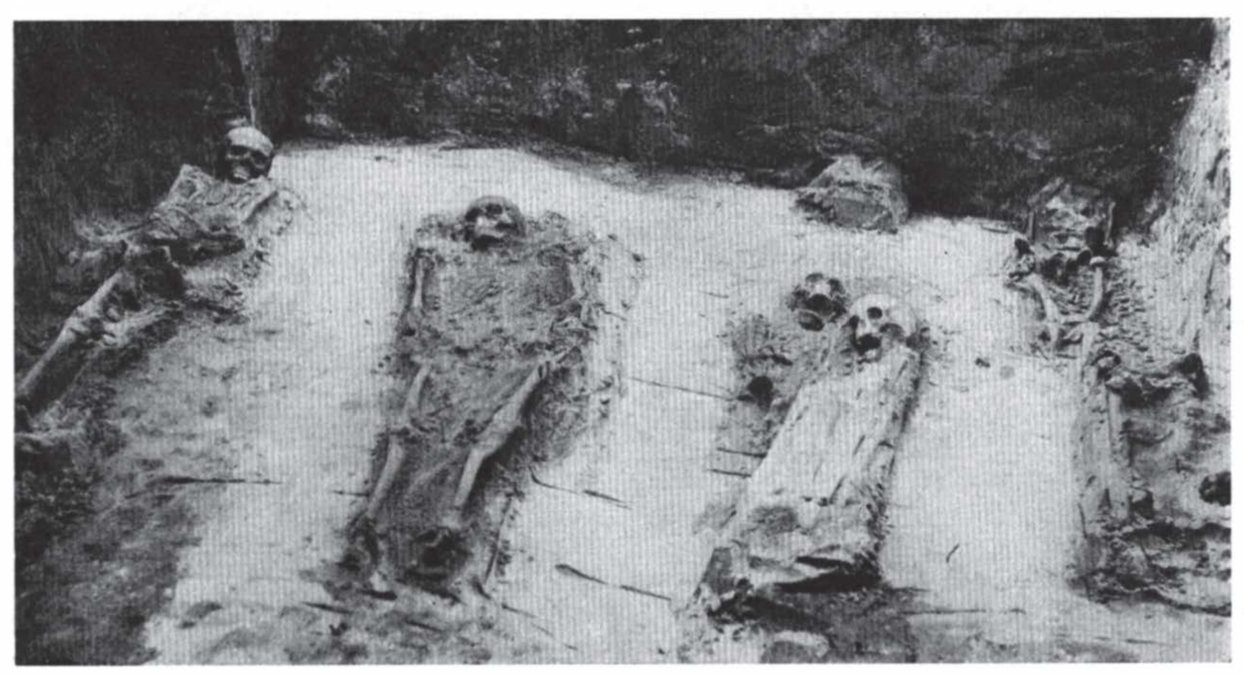


Abb. 61. Gräber von Wikingen aus der Siedlung Haithabu bei Schleswig.
(Aufn.: Museum für vaterländische Altertümer, Kiel.)

liche Einfachheit" seines Auftretens. Zu seiner Zeit seien die Krimgoten noch ein Stamm mit 800 waffenfähigen Männern gewesen.[1]

Die Krimgoten des frühen Mittelalters, ein auf der Krim zurückgebliebener Stamm der Goten, wurden in wechselnden Kämpfen gegen Hunnen, Tataren und Türken zum Teil vertrieben und erschlagen, hielten sich aber bis 1475, als die Türken ihr Fürstentum eroberten. Nach Busbeks Zeit gingen sie nach und nach zu tatarischer Sprache über und wurden ein Teil des Tatarentums der Krim. Aber unter den tatarischen Bevölkerungen des früher krimgotischen Gebiets ist heute noch ein nordischer Einschlag deutlich

[1] Busbequii Legationis Turcicae Epistolae IV, Hannover 1629, S. 242 ff.; Löwe, Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere, 1896; Viertel, Busbeeks Erlebnisse in der Türkei, 1902; Kluge, Die Elemente des Gotischen, 1911, S. 110 ff.

zu erkennen; einzelne dieser Tataren sehen aus wie vorwiegend nordische Deutsche oder Skandinavier.[1]

In Deutschland und in Schweden muß sich bis ins Mittelalter hinein eine dunkle Überlieferung von den Krimgoten erhalten haben. Das deutsche Annolied (Vers 312–15) des 11. Jahrhunderts und das Gotländische Gesetz der Schweden (Gutalag) aus dem 12. oder 13. Jahrhundert berichten von einem stammverwandten Volke, das irgendwo in Südosteuropa lebe.[2]

Man sieht aus den angeführten Einzelheiten, daß mit dem Ende der Völkerwanderungszeit an den Rändern Germaniens, in Süddeutschland, in der Schweiz, später in Frankreich Rassenkreuzungen der sich ausbreitenden Germanenstämme mit den Unterworfenen vorgekommen sind und daß anscheinend vor allem einzeln vordringende Stämme, die sich schon weiter außerhalb des geschlossenen Siedlungsgebiets der Germanen angesiedelt hatten, der Rassenkreuzung ausgesetzt waren. Einzelne Scharen Jugendlicher mögen ja öfters auch ohne genügend Frauen des eigenen Stammes ausgewandert sein, so daß mancher Germane im eroberten Lande sich eine Frau nicht-germanischer Herkunft wählte. Solche Verbindungen lassen sich schon für einzelne schnurkeramische Gruppen Schlesiens und Böhmens aus Gräberfunden erschließen, die bei den männlichen Schädeln nordische Formen, bei manchen weiblichen nicht-nordische ergaben.[3] In frühgeschichtlicher Zeit ist vereinzelt nicht-nordische Rasse in das Germanentum eingedrungen, dadurch daß sich einzelne Herrscher mit Frauen aus minder-nordischen nicht-germanischen Stämmen verbunden haben zu Ehen aus politischen Gründen, Ehen zwischen führenden Familien verschiedener Volksherkunft zur Befestigung einer gegenseitigen staatlichen Bündnispolitik. Daß in solchen Fällen auch minder-nordische und nicht-nordische Schädelformen eben in Gräbern herrschender Geschlechter zu erkennen sind, zeigt Walter Schulz, Fremdes Blut im germanischen Adel der geschichtlichen Frühzeit.[4]

Im ganzen ergibt sich für die Germanen des frühen Mittelalters das Überwiegen eines hochgewachsenen, langköpfigen Menschen-

---

[1] Vgl. Desmoulins, Histoire des Races humaines, 1826, S. 153; Nossow, Zur Anthropologie der Tataren von der Krim, Kiew 1929, S. 9—43; Petroff, Anthropologische Untersuchungen in der Krim im Jahre 1928, Anthropologischer Anzeiger, Bd. VI, 1929, S. 258—61.

[2] Das Annolied, herausgegeben von Kehrein, 1865, S. 21; Göta-Lagh, herausgegeben von Schildener, 1818, S. 108.

[3] Reche, Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen, Archiv für Anthropologie, N. F., Bd. VII, 1908, S. 229.

[4] Volk und Rasse, Jahrgang 3, 1928, S. 206–10.

schlags, in dessen Stämmen sich hier schwächer, dort stärker der Einschlag einer oder mehrerer breitgesichtiger Kurzschädelrassen mit mittelbreiten Nasen zeigt. Abgesehen vom dänischen Gebiete, wo seit der Vorzeit ein kurzschädliger Einschlag deutlich ist (vgl. S. 44 f., S. 46), wahrscheinlich ein ostischer (alpiner) und ein ostbaltischer Einschlag, nimmt der kurzschädlige ostische Einschlag im allgemeinen gegen Süddeutschland, Mittelfrankreich und das Alpengebiet zu. Das entspricht im großen ganzen einer Rassenverteilung Alteuropas, die schon seit der Jungsteinzeit hervortritt. Nach einer Zusammenstellung bei Sprater, die heute ergänzt werden müßte — Sprater führt 45 Schädel für das Gebiet nördlich der Alpen, 29 für das Alpengebiet an —, aber kaum ein wesentlich anderes Bild ergäbe, zeigt sich nach Gebeinfunden aus der Jungsteinzeit für diesen Zeitraum folgende Verteilung:

	langschädlig	mittelschädlig	kurzschädlig
Im Alpengebiete . . .	44,8%	20,7%	34,5%
Nördlich der Alpen . .	68,5%	25,8%	5,7%

Hätte Sprater[1] die Schädel vom Ende der Jungsteinzeit nicht eingerechnet, sondern nur die der frühen und mittleren Jungsteinzeit, die Zeitabschnitte vor Auswanderung der mitteldeutschen Schnurkeramiker und der Rössener in die nördlichen Voralpengebiete, so hätte er zwischen Alpengebiet einerseits und Mittel- und Nordwesteuropa andererseits noch deutlichere Unterschiede erhalten.

Der langköpfige Menschenschlag des Germanentums ist aber, wie S. 88 schon betont worden ist, nicht einheitlich: er umfaßt einerseits schmalgesichtige Langschädel mit höheren Augenhöhlen, andererseits breit- oder besser: niedriggesichtige Langschädel mit niedrigeren Augenhöhlen, jene mit mäßigen Überaugenbögen, diese mit starken Überaugenbögen. Auf die Bedeutung dieses Unterschieds hat zuerst Kollmann, dieser schon im Jahre 1881,[2] und dann nach Merkel[3] wieder Hauschild aufmerksam gemacht. Den niedrig-gesichtigen Langschädel hat schon Kollmann zur altsteinzeitlichen Rasse von Crô-Magnon gerechnet.

[1] Sprater, Rasse und Kultur der jüngeren Steinzeit, Dissertation, München 1910, S. 4.

[2] Kollmann, Beiträge zu einer Kraniologie der europäischen Völker, Archiv für Anthropologie, Bd. 13, 1881, S. 179 ff.

[3] Merkel, Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Bd. 39, 1908, S. 8/9.

Hauschild vermerkt, daß in merowingischer Zeit (486–751) die beiden Formen in den Reihengräbern zu erkennen seien. Nach Funden in Hannover nannte er die eine Form den „Nordendorfer Typus", die andere den „Groner Typus": damit hatte er das Fortbestehen und Nebeneinanderbestehen der zwei langköpfigen Menschenschläge erwiesen, die oben (S. 49 f.) für die bronzezeitlichen Germanen beschrieben worden sind, die nordische Rasse und die fälische Rasse, die jungsteinzeitliche Fortsetzung der altsteinzeitlichen Rasse von Crô-Magnon. Hauschild hob schon die Zusammengehörigkeit des „Groner Typus" mit der Crô-Magnon-Rasse hervor und nahm nach den Funden an, daß innerhalb des Germanentums die schmalgesichtig-langschädligen Formen, also

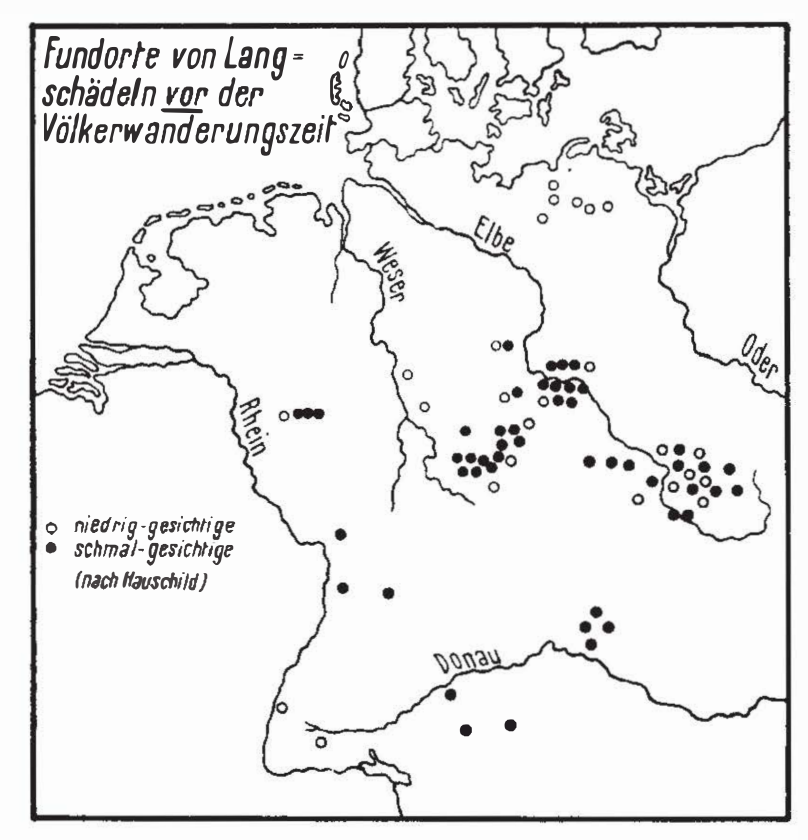


a) „Groner Typ". Abb. 62 a und b. b) „Nordendorfer Typ"
(Nach Hauschild)

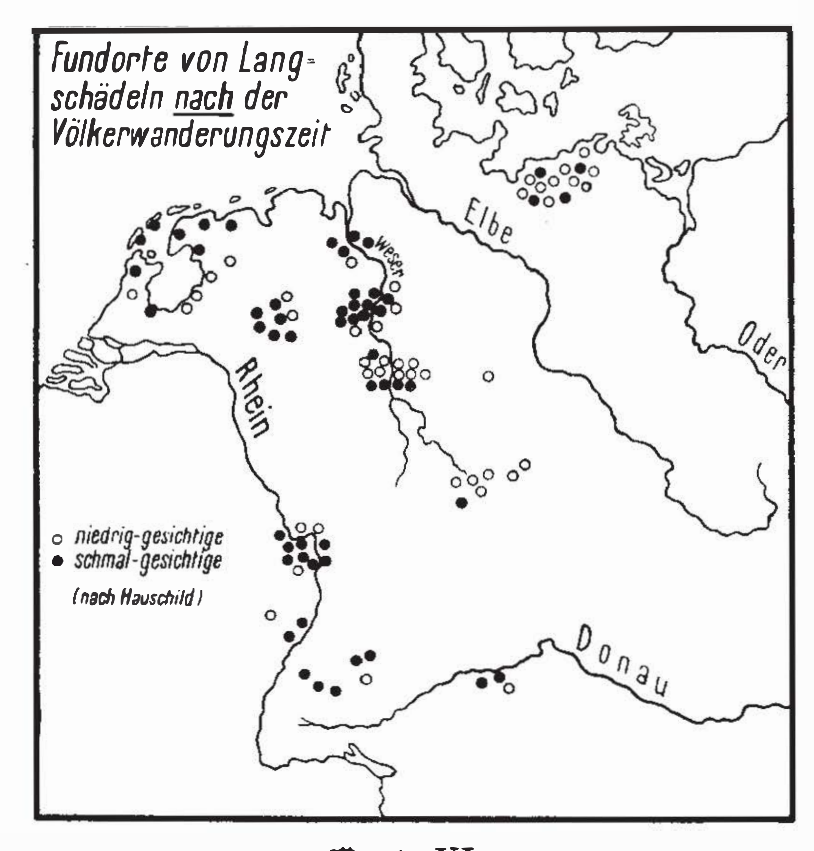
die nordischen, seit der Eisenzeit, d. h. seit etwa 800 v. Chr., stärker hervorgetreten seien, die niedriggesichtig-langschädligen, also die fälischen, mehr zurückgetreten seien.[1] Nach seinen Untersuchungen über die Rassengeschichte der Friesen hat Reche den Eindruck gewonnen, als ob in Holland in frühgeschichtlicher Zeit der „Reihengräbertypus", die schmalgesichtig-langförmigen Schädel in der Landschaft Friesland häufiger wären, der „Crô-Magnon-Typus", die niedriggesichtig-langförmigen Schädel in der Landschaft Groningen; doch sei die Zahl der Schädel zu einer bestimmten Aussage noch zu gering. Jedenfalls läßt sich die Zweiteilung der germanischen Schädelformen auch in Holland verfolgen.[2] Eine einheitliche Untersuchung aller in Deutschland und seinen Nach-

[1] Hauschild, Die Göttinger Gräberschädel, Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie, Bd. 21, 1919–21, S. 435; Hauschild, Die menschlichen Skelettfunde des Gräberfeldes von Anderten bei Hannover; gleiche Zeitschrift, Bd. 25, 1926, S. 226, S. 236.

[2] Reche, Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen, Volk und Rasse, 4. Jahrgang, 1929, S. 213/14.



Karte V.



Karte VI.

barländern gesammelten Reihengräberschädel wäre zur Lösung dieser Fragen sehr zu wünschen.

Erinnert man sich an die Entstehung des bronzezeitlichen Germanentums aus Megalithkeramikern, Streitaxtleuten u. Schnurkeramikern, so erklärt sich leicht das Auftreten zweier Langschädelrassen im Germanentum oder wenigstens bei manchen germanischen Stämmen.

Nach Hauschilds Zusammenstellungen aus Reihengräbern auf heutigem deutschem Boden — Zusammenstellungen, die aber nach besserer Bearbeitung und einheitlicher Erfassung der in deutschen Sammlungen liegenden Reihengräberschädel ergänzt und verbessert werden können — überwiegen schmalgesichtig-langschädlige Gruppen an der Nordseeküste, in Süddeutschland mit Elsaß und Nordschweiz; in Franken, Thüringen und Teilen Niedersachsens überwiegen in manchen Gebieten die niedriggesichtigen Langschädel. Die Verteilung dieser Formen innerhalb und außerhalb Deutschlands und in verschie-

denen Zeitabschnitten zu erhellen, ist eine der Aufgaben für die Rassenforschung (vgl. Karte V und VI, S. 122).

Da beide Rassen, die nordische wie die fälische, blond und helläugig, da beide auch hochgewachsen sind, mußten die Germanen, zumal wenn andere Rasseneinschläge unter ihnen selten waren, den Südländern der hellenistisch-römischen Zeit und der römischen Kaiserzeit als „eigenartig, rassenrein und nur sich selber gleich" erscheinen, wie Tacitus, Germania 4, sich ausdrückt.[1] Unterschiede



Abb. 63. Germane und Germanin (links), Kelte und Keltin (rechts), als Gefangene der Römer. 1.–2. Jh. n. Chr.
(Ausschnitte aus der Gemma Augustea des Kunsthistorischen Museums zu Wien.)

innerhalb dieses germanischen Menschenschlags haben die hellenischen und römischen Schriftsteller wenigstens im Leiblichen nicht bemerkt. Im ganzen muß doch die nordische Rasse im Anblick des Germanentums überwogen haben. Das scheinen die Bildwerke auszusagen, und das mag aus einer Stelle bei Tacitus (Germania, 4) hervorgehen, die den Germanen „zum Angriff geschaffene Ge-

[1] Auch Prokopios, Wandalenkrieg I, 2, 2, betont die Gleichartigkeit aller Germanenstämme. Daß aber die von den hellenischen und römischen Schriftstellern geschilderte Gleichartigkeit keineswegs einen Einwand gegen die Ableitung der bronzezeitlichen Germanen aus drei verschiedenen Gruppen der Jungsteinzeit abgeben kann, wie Neckel, Kultur der alten Germanen (Handbuch der Kulturgeschichte, Erste Abteilung, 1934) dies auffassen möchte, muß aus der ganzen obigen Darstellung hervorgehen. Die bezeugte Gleichartigkeit erstreckt sich ja zudem auf Merkmale wie hohen Wuchs, helle Haut-, Haar- und Augenfarben, die für die nordische wie für die fälische Rasse kennzeichnend sind.

stalten" (corpora ad impetum valida) zuschreibt — was nur von den schlank-hohen, beweglichen Gestalten der nordischen Rasse gilt, nicht von den breit-hohen und schweren der fälischen. Die nordische Rasse erscheint ja schon in ihrer Leibesgestaltung als die Rasse des kühnen Angriffs, die fälische als die der unerschrockenen



Abb. 64. Kniender Germane (Swebe). 1. Jh. n. Chr.
(Nationalbibliothek, Paris.)

Standhaftigkeit. Vielleicht darf man auch das Wort proceritas bei Tacitus, Germania 20, ein Wort, das den Wuchs der Germanen kennzeichnen soll, mit „Schlankheit" übersetzen, mit „schlank-hoher Gestalt" und nicht nur mit „hoher Gestalt"; die Germania-Ausgabe von Fehrle (1929) faßt proceritas als „Schlankheit" auf.

Wohl aber scheinen den Römern einige Unterschiede seelischen Verhaltens unter den Germanenstämmen aufgefallen zu sein, die sich ziemlich gut mit dem Vorwiegen einerseits der nordischen, andererseits der fälischen Rasse erklären lassen. Über diese seelischen Züge weiter unten!

Hier noch einige Bemerkungen zu den erhaltenen römischen Bildwerken, die Germanen darstellen:[1] wenn man diese überblickt, so fällt auf, daß sie fast nur die nordische Rasse darstellen. Ein geringer Einschlag der fälischen Rasse, den man auf den ersten Blick bei Gesichtern vermuten könnte, deren Kopfhaar weiter in die Stirn hereinreicht (vgl. Abb. 72), wird sogleich fraglich, wenn man sich dieses Haar aus der Stirn zurückgestrichen denkt, denn dann würde das Gesicht schmal erscheinen oder mindestens nicht fälisch-niedrig. Die beschädigte Darstellung eines Germanenkopfes (Abb. 66a, b) läßt sich zu einem vorwiegend fälischen Gesicht ergänzen, in dem auch anscheinend die schon in jüngeren Jahren buschigen Brauen der fälischen Rasse nicht fehlen würden. Sonst erscheint nur die reine nordische Rasse. Vorwiegend nordisch erscheinen auch die Treverer, deren Volkstum und Herkunft noch umstritten ist. Es könnte sich bei den Treverern um eine keltisch-germanische Mischbevölkerung handeln. Da sowohl Kelten wie Germanen in diesem Gebiete, also im Gebiete des heutigen Triers, wahrscheinlich überwiegend nordisch mit fälischem Einschlag waren, wird kaum zu entscheiden sein, welche der treverischen Bildnisköpfe mehr germanische, welche mehr keltische Züge darstellen. Im ganzen erscheinen die Dargestellten — vgl. v. Massow, Die Grabmäler von Neumagen, 1932 — als eine überwiegend nordische Bevölkerung. In dem angegebenen Buche könnte man bei den beschädigten oder verwitterten Bildwerken, Abbildung 56, S. 85, Abbildung 124, S. 205 und Abbildung 128, S. 208, einen fä-



Abb. 65. Germane.
1./2. Jh. n. Chr.

[1] Vgl. Bulle, Die ältesten Darstellungen von Germanen, Archiv für Anthropologie, Bd. 24, 1897, S. 613 ff.; Kossinna, Germanendarstellungen in der antiken Skulptur, Mannus, Bd. I, 1909, S. 144 ff.; Hekler, Eine neue Bronzebüste eines Germanen, Mannus, Bd. I, 1909, S. 277 ff.; K. Schumacher, Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germanendarstellungen, Kataloge des Römisch-Germanischen Centralmuseums, Nr. I, 1910; vgl. ferner die Bilder bei Capelle, Das Alte Germanien, 1929, und Ida Naumann, Altgermanisches Frauenleben, 1929.

lischen Einschlag vermuten. Da dieser aber bei Kelten wie Germanen dieses Gebiets anzunehmen ist, lassen sich die Bildwerke von Neumagen nicht zur Erörterung der Stärke eines fälischen Einschlags bei einem dieser Völker verwenden, und die rassentümliche Gleichheit oder starke Ähnlichkeit der Kelten und der Germanen dieses Gebiets verbietet andererseits eine Zuteilung dieser Bildnisköpfe allein auf Grund ihrer leiblichen Merkmale zu dem einen oder anderen der beiden Völker (vgl. S. 27 u. S. 68).

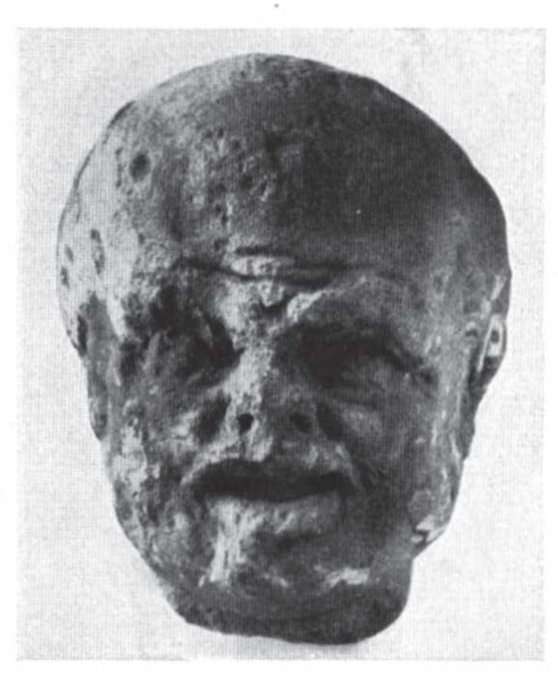




Abb. 66 a, b. Kopf eines (betrunkenen?) Germanen, als solcher durch den Haarknoten gekennzeichnet, aufgefunden in Trier.
(Provinzialmuseum, Trier.)

Vielleicht läßt sich eine gewisse Bevorzugung der nordischen Rasse im nordisch-fälischen Rassengemisch des Germanentums durch den seine Vorbilder wählenden römischen Künstler annehmen, wenn man nämlich bedenkt, daß der nordische Germanenschlag ja zugleich — eben als nordischer Schlag, als die Edelingsrasse des gesamten Indogermanentums — den schönen und edlen Schlag der hellenistisch-römischen Kunstüberlieferung ausgemacht hat, der für die Künstler so der vorgezogene und vorzuziehende Schlag geworden war. Aber auch bei Erwägung solcher Möglichkeiten wird man nach den erhaltenen Bildwerken die Annahme eines starken Vorwiegens der nordischen Rasse im Anblicke des römerzeitlichen Germanentums aufrechterhalten müssen.

Nur ein Tonbildwerkchen, das einen Germanen darstellt, die durch v. Salis[1] behandelte Terrakotta aus dem Akademischen Kunst-

[1] Bonner Jahrbücher, Heft 118, 1909, S. 62 ff. und Tafel I.





Abb. 67. Treverer Abb. 68. Treverer
Bildwerke des dritten Jahrhunderts n. Chr. aus Neumagen.
(Aufn.: Provinzialmuseum, Trier.)

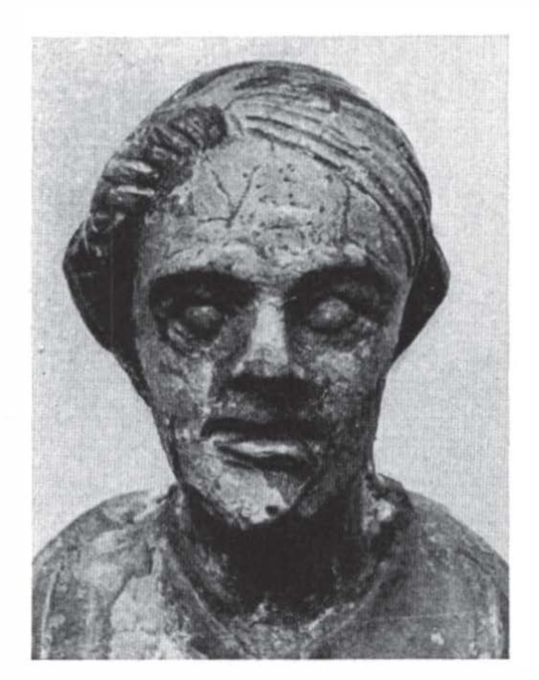




Abb. 69 a, b. Terrakottenbüste eines Germanen aus Bonn a. Rh.
(Aufn.: Landesmuseum, Bonn a. Rh.)

museum in Bonn (Abb. 69), gibt Gesichtszüge wieder, die einen nicht-nordischen und einen nicht-fälischen Einschlag anzeigen, am ehesten einen Einschlag der ostischen (alpinen) Rasse bei Vorwiegen der nordischen. Daß ein solches Gesicht innerhalb des Germanentums, wenigstens in Süddeutschland, in der Schweiz und im mittleren Frankreich möglich war, geht aus den Reihengräbern dieser Gebiete hervor. Wenn man aber, wie es geschehen ist, eben diesen Kopf in einem Werke über das Frühgermanentum als einziges



Abb. 70. Kopf eines Germanen vom sog. Reitergrabstein.
(Aus dem Altertumsmuseum Mainz.)

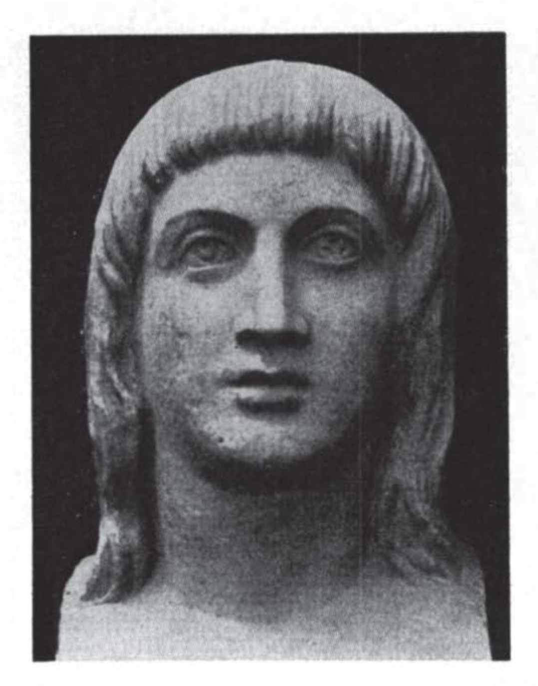


Abb. 71. Germanin aus Welschbillig bei Trier.
(Provinzialmuseum Bonn.)



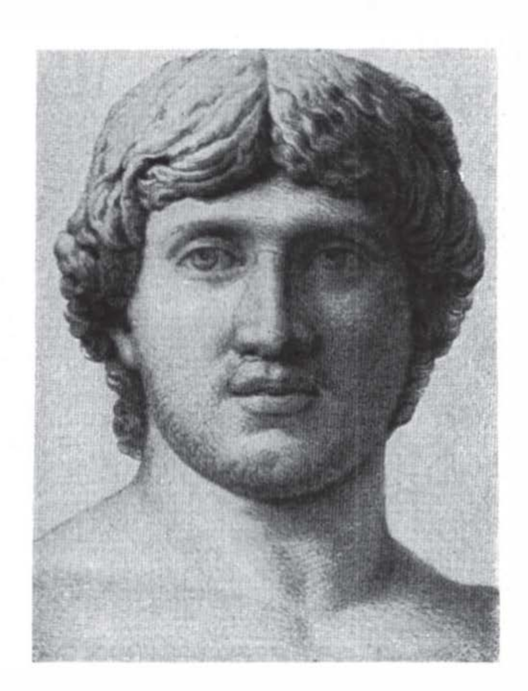


Abb. 72a und b. Germane? Mund und Nase ergänzt, das Gesicht von den Augen abwärts überarbeitet.
(Sammlung antiker Bildwerke, Museum Berlin.)

Bild eines Germanen veröffentlicht, so widerstreiten einem solchen falschen Eindruck alle oben angeführten Bildwerke, Berichte und Gebeinfunde.

Die beiden Grundrassen des Germanentums sind auch in dessen seelischem Gefüge zu erkennen: führend die nordische kühne und kühle Herrenrasse, staatsmännisch und zur Heeresleitung begabt, auch im Geistigen vordringend und rastlos, mit dem Fernen-

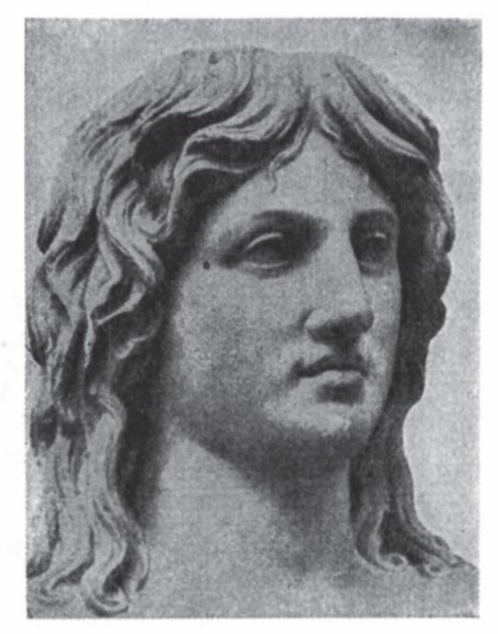


Abb. 73. Germanin
(Britisches Museum,
London.)

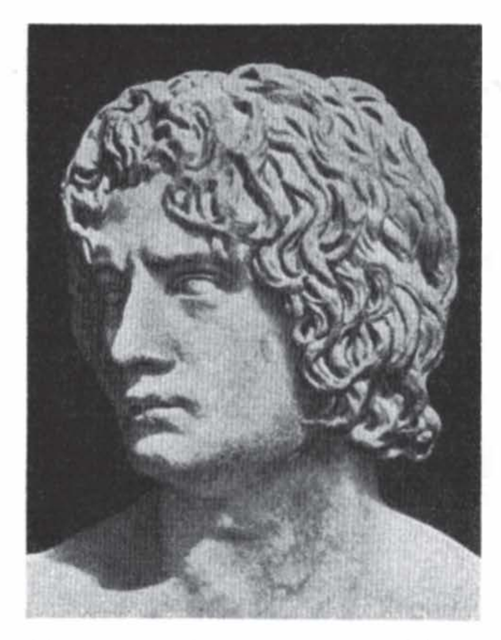


Abb. 74. Unbekannter „Barbar“.
Germane?
(Museo Capitolino, Rom.)





Abb. 75 a, b. Germanin?
(Eremitage, Petersburg.)

drange, der bei allem kraftvollen Heimatempfinden immer wieder zur Ausfahrt auffordert; daneben die fälische Rasse, wuchtig, standhaft, knorrig, auch vierschrötig, trotzig und auch starrköpfig. Nordische Züge zeigen sich wohl besonders im Normannentum, aber auch im Frankentum, Langobardentum und Gotentum, während fälische Züge neben nordischen sich bei Stämmen im Innern Nordwestdeutschlands erkennen lassen, wohl auch bei einem Teil der Angelsachsen des frühen Mittelalters.

Tacitus schildert als besonders angriffslustig und kriegerisch die Langobarden und den großen Stämmeverband, den die

Semnonen führten: die Stämme also östlich der Elbe, die außerhalb des fälisch untermischten Gebietes im Nordwesten Deutschlands wohnten. Die Sweben gehörten zu diesen, die später in Portugal und Spanien Reiche gegründet und mit den Goten zu-



Abb. 76. Germanische Fürsten aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.
(Von der Trajanssäule in Rom.)

sammen, wie oben berichtet worden ist, den Adel Spaniens und Portugals gestellt haben.[1]

[1] Vgl. auch Jungfer, Deutsch-spanische Ortsnamen, Deutsche Erde, 4. Jahrgang, 1905, S. 41 ff.; Sachs, Die germanischen Ortsnamen in Spa-

Solchen Stämmen gegenüber schildert Tacitus die Chauken aus dem Gebiete zwischen Ems und Niederelbe, die zu einem Teil die Vorfahren der heutigen Niedersachsen geworden sind, als



Abb. 77. Germaninnen mit Kindern.
(Von der Trajanssäule in Rom.)

ein Volk ohne Übermut und Machtbegehr, das zurückgezogen lebt und Kriege nicht herausfordert, doch bei aller Friedfertigkeit auf

nien und Portugal, Berliner Beiträge zur Romanischen Philologie, Bd. II, 4, 1932; dazu Zeitschrift für Ortsnamenforschung, 1934, S. 103.



Abb. 78. Germanenköpfe von der Trajanssäule, 113 n. Chr.

Waffenehre bedacht. Er nennt sie ein vornehmes Volk (populus nobilissimus), und sie scheinen ihm als Römer lieber zu sein als andere germanische Stämme. Bei diesen Chauken — deren Namen



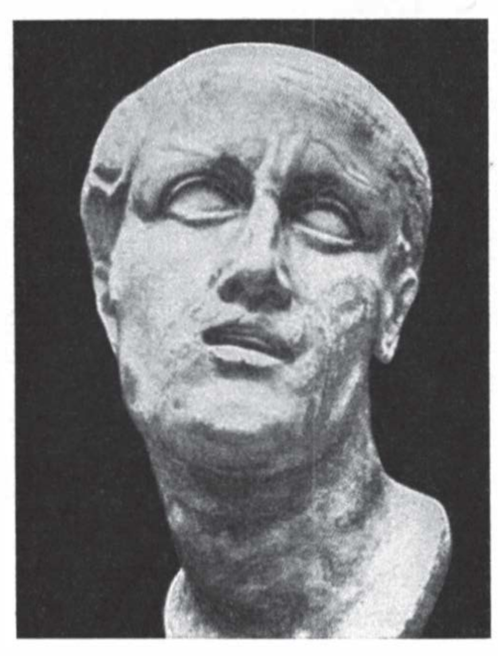


Abb. 79a, b. Verwundeter Bastarne

(Die Bastarnen, ein germanischer Stamm, den Goten nahestehend, wohnten an der unteren Donau, kämpften schon 169 v. Chr. im makedonischen Heer, später auf Mithradates Seite gegen Pompejus. Der Stamm ging später wohl in den Goten auf.)

(Musées Royaux d'Art et d'Histoire, Brüssel.)

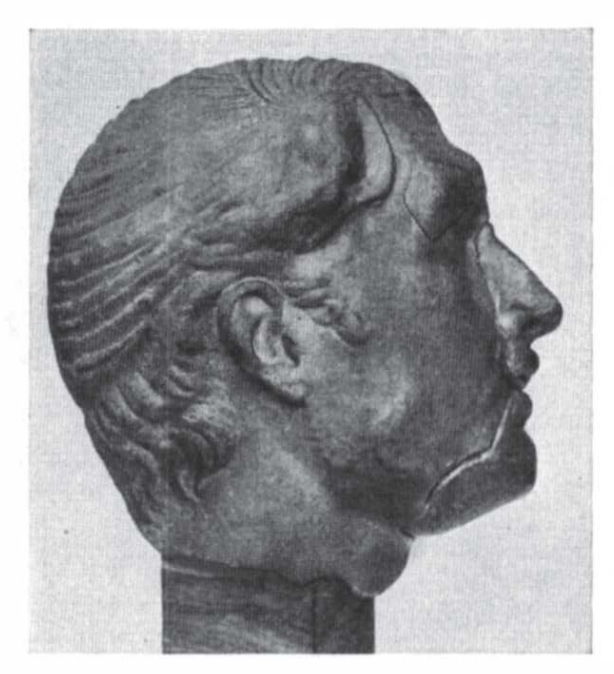
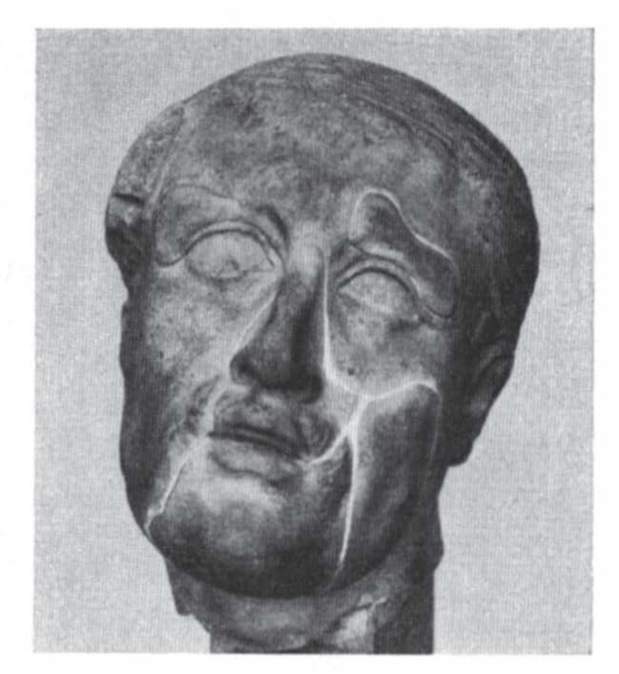



Abb. 80 a, b. Germane, wahrscheinlich Bastarne (2.—1. Jahrhundert v. Chr.)
(Nase und Teile des Gesichts ergänzt)
(Musée Royal du Cinquantenaire in Brüssel.)

germanisch Hauhôs „die Hohen" bedeutet — scheint etwas vom fälischen Wesen zutage zu treten.

Die Chatten, die zu einem Teil der Vorfahren der Hessen geworden sind, zeichnet Tacitus hingegen als straffe, grimmige,

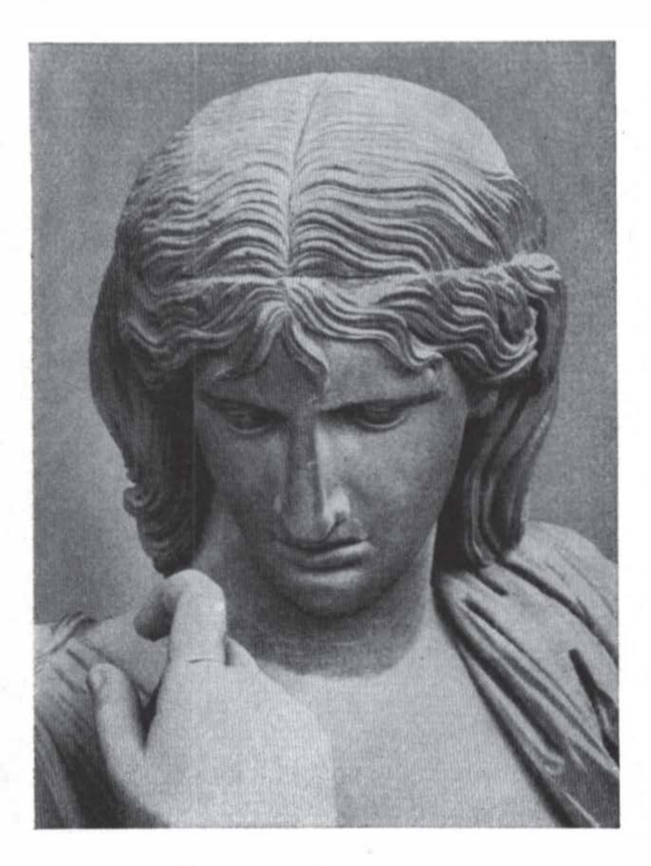
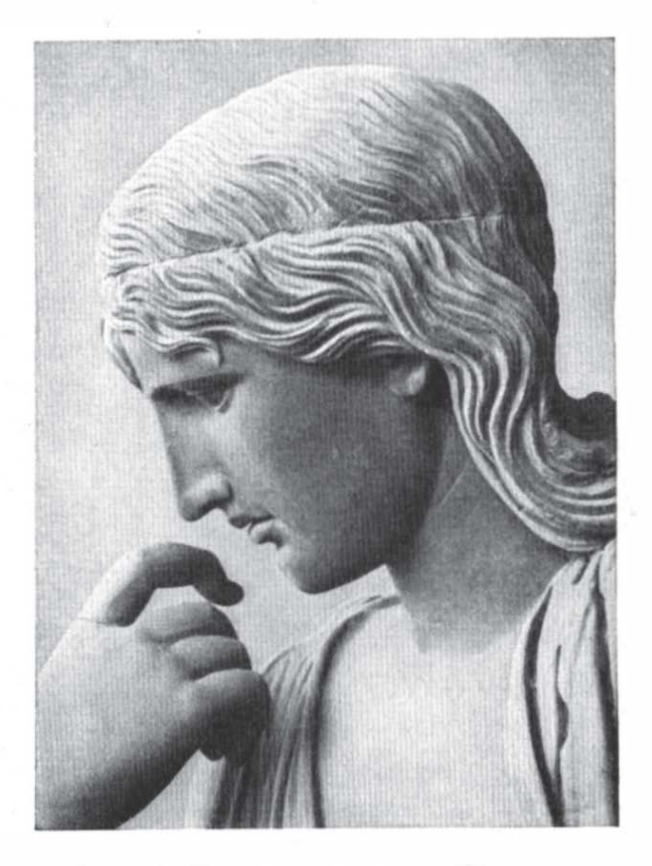



Abb. 81 a, b. Germanin (sog. Thusnelda) 1. Jahrhundert n. Chr.
(Loggia dei Lanzi, Florenz.)



Abb. 82. Germanin (sog. Thusnelda) aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.
(Loggia dei Lanzi, Florenz)

kühne Menschen, die ihm für Rom gefährlicher scheinen. Hier scheint wieder mehr die nordische Rasse die seelischen Züge zu bestimmen.

Die Völkerwanderung geht in rassenkundlich kennzeichnender Weise aus von Ostgermanen, Rugiern, Goten, Wandalen, Sweben, Langobarden, Burgundern; sie erfaßt weniger die Sachsen (ausgenommen Angelsachsen und Jüten und die Nachbarn der Sachsen, die Friesen), auch nicht Teile der Thüringer, Franken und Hessen. So geht die Völkerwanderung mehr von den Stämmen aus, die wahrscheinlich nur einen geringen fälischen Einschlag hatten, und erfaßt weniger die, denen ein stärkerer fälischer Einschlag eigen war. Als ein Stamm mit einem fälischen Einschlage erscheinen — auch nach ihren Dichtungen und deren verhältnismäßig mildem und stillerem Geiste — die Angelsachsen, wenigstens gegenüber den in ihr Land eindringenden skandinavischen Wikingen und Normannen. Gerade die Normannen machen den Eindruck einer ausgesprochen nordrassischen Gruppe des Germanentums. Gummere gibt nach geschichtlichen Zeugnissen an, die Angelsachsen seien breiter und höher als die Normannen gewesen.[1] Damit könnte eine nordisch-fälische gegenüber einer nordischen Menschengruppe geschildert sein.

Die beiden Grundrassen des Germanentums werden vielleicht auch von der germanischen Göttersage geschildert, und zwar als die schlank-hohen Asen gegenüber den ihnen an Körperhöhe noch überlegenen breit-hohen Riesen. Die Riesen werden von den Asen überwunden, wie wahrscheinlich manche megalithkeramische Gruppe fälischer Rasse durch nordrassische Schnurkeramiker. Auf wiederholte Zusammenstöße zweier solcher Gruppen während der Jungsteinzeit könnte also dieser Zug der Sage zurückgehen.

Die Zwerge der germanischen Märchen, die Heinzelmännchen, Erdmännchen, Wichtelmännchen, immer als kleine, untersetzte Gestalten mit runderen, breiteren Gesichtern und stumpfer, dicklicher Nase gedacht, dabei immer dunkelhaarig: ihr Bild ist vielleicht dem Merkmalbilde der ostischen (alpinen) Rasse durch nordische und nordisch-fälische Stämme der Jungsteinzeit und Bronzezeit entnommen worden.

Die nordische Rasse, noch stark vorwiegend bei den frühmittelalterlichen Germanen, läßt sich innerhalb aller Bevölkerungen germanischer Sprache bis auf den heutigen Tag als ein wesentlicher Einschlag erkennen, so vor allem in den führenden Geschlechtern dieser Völker. Nach seiner Zusammenstellung der leib-

---

[1] Gummere, Germanic Origins, 1892, S. 57.

lichen Merkmale der deutschen Herrscher des Mittelalters durfte Remmerich „die überwiegende Mehrzahl der deutschen Herrscher der Rasse nach Germanen“ nennen (vgl. auch Abb. 83 bis 86).[1] In der Erzählung De Duobus Amantibus aus dem Jahre 1444 schildert Enea Silvio Piccolomini, später Papst Pius II., ein Italiener, der sich in den Jahren 1432 bis 1445 viel in Deutschland aufgehalten hatte,[2] die Begeisterung einer Italienerin beim Anblick deutscher Edelleute aus dem Gefolge Kaiser Sigismunds bei deren Aufenthalt in Siena. Die Italienerin beschreibt diese Deutschen



Abb. 83. Otto der Große, Reiterstandbild auf dem Markt in Magdeburg.



Abb. 84. Kopf des Reiters im Dom zu Bamberg.

so, daß ihr überwiegend nordischer Anblick erkennbar wird: „Wo findet man unter allen Völkern solche Menschen? Sieh an, wie sie alle mit hohen Gestalten aufrecht gehen! Betrachte diese Haartracht und die weich gelockten Haare! Welche Gesichter tragen sie auf milchweißem Halse und wie sie den Kopf über der starken Brust halten! Anders ist das Geschlecht dieser Menschen als das, welches unser Land erzeugt. Sie sind der Götter Same oder ein vom Himmel

[1] Remmerich, Leibliche Merkmale mittelalterlicher deutscher Herrscher, Politisch-Anthropologische Revue, Bd. VI, 1907/08, S. 312.

[2] Vgl. Pastor, Geschichte der Päpste, Bd. II, 1928; Buyken, Enea Silvio Piccolomini, 1931.

gesandtes Geschlecht. O gäbe das Glück mir einen Gatten vom Schlage dieser Männer!"

Heute ist die im nacheiszeitlichen Mitteleuropa entstandene nordische Rasse am besten erhalten in größeren Gebieten Norwegens und Schwedens. Daraus erklärt sich ja auch die Wahl der Bezeichnung „Nordische Rasse" durch Deniker (vgl. S. 30). Aus dem Anblick der stark vorwiegend nordischen Bevölkerungen skandinavischer Gebiete erklärt sich auch, daß der deutsche Staatsmann und Geschichtswissenschafter Christian Bunsen (1791—1860), wie sein Freund Niebuhr erzählt, „das Gemälde, das die Alten von seinen Landsleuten lieferten, bewährt fand", als er skandinavische



Abb. 85. Emma,
König Ludwigs Gemahlin.
(St. Emmeran, Regensburg.)



Abb. 86. Heinrich II.
Von der Adamspforte in Bamberg.

(Aufn.: Kunstgeschichtliches Seminar, Marburg.)

Bevölkerungen kennen gelernt hatte. „Hier fand er sich von den Germanen des Tacitus umgeben." Nach Lundborg, Rassenkunde des schwedischen Volkes, 1928, S. 115 ff., tritt innerhalb der einzelnen Volksschichten Schwedens die nordische Rasse am meisten beim Bauernstande hervor. Eine rassenkundliche Untersuchung Norwegens nach Volksschichten würde für dieses Land wahrscheinlich auch den Bauernstand, insbesondere den Großbauernstand der fruchtbaren Täler, als die Volksschicht mit dem stärksten Vorwiegen der nordischen Rasse ergeben. Das ist für denjenigen nicht erstaunlich, der die ursprüngliche Verwurzelung der spätjungsteinzeitlichen Indogermanen und der bronzezeitlichen Germanen in einem Bauernkriegertum erkannt hat (vgl. S. 19, S. 69).

Dritter Abschnitt

Die Rassen- und Erbgesundheitspflege der Germanen und ihr Ursprung aus der germanischen Frömmigkeit

Seit dem Einfall der Kimbern und Teutonen gegen Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr. achteten und fürchteten die Römer die rassische Kraft der Völker nördlich der Alpen. Erst hielten sie die Kimbern und Teutonen für Gallier — ein Hinweis darauf, wie überwiegend nordisch manche Gallierstämme damals noch waren, denn die Kimbern und Teutonen werden (Plutarchos, Marius, XI) als Menschen hohen Wuchses und mit blondem Haar und blauen Augen geschildert. Später erst erkannten die Römer diese beiden Stämme als die erste Völkerwelle des herandrängenden, immer gefährlicher werdenden Germanentums. Die hervorragende kriegerische Tüchtigkeit der Germanen erkannte Julius Caesar und verstand, diese dem römischen Reiche nutzbar zu machen: er bildete für sein Heer Kerntruppen aus den jungen Germanenkriegern, denen es offenbar gefallen haben muß, einige Zeit in den römischen Heeren zu dienen. Die große Erhebung der Gallier unter Vercingetorix konnte Caesar nur mit Hilfe seiner germanischen Reiter und Leichtbewaffneten niederwerfen. In vielen schwierigen Lagen haben Germanen die Entscheidung für ihn und für andere römische Feldherren erstritten.[1] Auch die Entscheidungsschlacht im Ringen gegen seinen innerpolitischen Gegner, die Schlacht bei Pharsalos in Griechenland gegen Pompeius, hätte Caesar ohne seine germanischen Krieger kaum gewonnen.[2]

Im späteren römischen Kaiserreiche waren schließlich die Truppenführer und Unterfeldherren überwiegend Germanen, während die Verwaltungsbeamten „Römer" waren oder sich als solche erschienen, d. h. sie waren in damaliger Zeit überwiegend Nachkommen von Sklaven und Freigelassenen der früheren, nunmehr größtenteils ausgestorbenen Römer. Das Ende war, daß auch hohe Staatsämter außerhalb des Heeres und im Heer die höchsten Befehlsstellen in der Hand von verrömerten Germanen waren und daß Germanen, die sich selbst als „Römer" erschienen, Kaiser einsetzten und absetzten, bis ein solcher Germane den letzten römischen Kaiser vom Throne stieß und selbst die Macht ergriff.

---

[1] Belege bei Capelle, Das alte Germanien, 1929, S. 464—68.

[2] Vgl. Delbrück, Geschichte der Kriegskunst, Bd. I, 1920, S. 582.

Nachdem seit Caesars Zeit die Germanen im Römischen Reiche ihre kriegerische Tüchtigkeit, eine ererbte, durch Auslesevorgänge erblich-gehäufte Tüchtigkeit, hatten zeigen können, konnten sie im späteren römischen Kaiserreich schließlich auch staatsmännische und geistige Gaben entfalten, die in ihnen erblich angelegt gewesen waren. Solche Entfaltung zeigt deutlich ein Satz an, den im 6. Jahrhundert Jornandes (XI, 70) über die Goten schrieb: „Wie war es doch eine Freude, daß die tapferen Männer, wenn sie vom Waffenhandwerk ein wenig ruhten, sich den Wissenschaften widmeten." Er schreibt (V, 40), die Goten seien „gebildeter als fast alle Barbaren" und kämen fast den Griechen gleich.[1] Giesebrecht hat in seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" (Bd. I, 1855, S. 328/29) darauf aufmerksam gemacht, daß der erste hervorragende Gelehrte, der in Italien nach Jahrhunderten — seit dem Absterben der großen Männer des römischen Geisteslebens — wieder auftaucht, Paulus Diaconus (725—795) war, Paul, Warnefrieds Sohn, ein Langobarde aus einem Geschlechte, das mit König Albuin nach Italien eingewandert war.

Daß die Römer die Germanen nicht nur kriegstüchtig, sondern auch schön und edel gefunden haben, zeigt auch die „Germania" des Tacitus, geschrieben um 90 n. Chr. — und in dieser „Germania" findet sich (im 46. Abschnitt) eine Stelle, wo von dem rassischen Niedergang berichtet wird, den ein germanischer Stamm, die Bastarnen, im Gebiete der unteren Donau erfahren hatte durch Vermischung mit nicht-germanischen Stämmen: „Sie sinken durch Kreuzung zu sarmatischem Aussehen herab" (conubiis mixtis in Sarmatarum habitum foedantur). Die bildlichen Darstellungen germanischer Krieger und gefangener germanischer Frauen durch römische Bildhauer verraten öfters, wie edel geartet diese germanischen Gestalten erschienen sind und welche seelische Größe dem Künstler aus diesen germanischen Zügen zu sprechen schien.[2] Vielleicht hat mancher gebildete Römer sich gegenüber germanischen Männern und Frauen an die römischen Dichtungen erinnert, die den Anblick der frühesten Römer schilderten, und diese Römer — wie die Aeneis des Vergilius einen Turnus und Camillus oder eine Lavinia — als hochgewachsene, blonde Menschen darstellten. Im 6. Jahrhundert nennt der byzantinische Geschichtschreiber Prokopios die Germanen „schön von Gesicht"

---

[1] Jordanis Gotengeschichte, übersetzt von Martens, 1913, S. 13, S. 24/25.

[2] Das betont auch Frhr. v. Schwerin, Freiheit und Gebundenheit im germanischen Staat, 1933, S. 15.

(Wandalenkrieg I, 2) und spricht von „sehr schönen" gotischen und wandalischen Frauen (Gotenkrieg III, I).

Der angelsächsische Kirchengeschichtsschreiber Beda (Beda venerabilis) berichtet über den Eindruck, den gefangene heidnische Angeln von den Britischen Inseln etwa zwischen 585 und 588 auf den Papst Gregor I. gemacht haben, als dieser einmal diese anglischen Jünglinge auf dem Markte in Rom erblickte: er bewundert ihren hohen Wuchs, ihre helle Hautfarbe, ihre schönen Gesichtszüge, ihr Haupthaar, nennt sie Menschen mit leuchtenden Gesichtern, ja mit engelgleichen Zügen.[1] Die angelsächsische Beda-Übersetzung fügt dem hinzu, er habe mit dem Worte Angli (Angeln) gespielt: sie sollten nicht Angeln (Angli), sondern Engel (angeli) heißen.[2]

Die Germanen sind sich aber ihrer ausgelesenen Rassenanlagen selbst bewußt gewesen und sind sich deren wahrscheinlich noch mehr bewußt geworden beim Zusammenstoß mit den kaiserzeitlichen Römern (die, wie oben erwähnt, mit den großen Römern aus der Zeit der Adelsrepublik und vor allem der Zeit vor den Punischen Kriegen nicht mehr viel gemeinsam hatten). Das germanische Selbstgefühl, hinter keinem Volk der Erde zurückzustehen, geht aus einer Erzählung in den „Annalen" des Tacitus (XIII, 54) deutlich hervor, der Erzählung einer Begebenheit aus der Zeit um 59 n. Chr. Das Salische Gesetz der Franken, die berühmte Lex Salica, zur Zeit des Frankenkaisers Karl in lateinischer Sprache zusammengefaßt, doch ursprünglich wohl in fränkischer Sprache mündlich überliefert und wohl zurückgehend auf die Zeit um 500, wird durch eine Vorrede eingeleitet, die aus dem 6. Jahrhundert stammt. In dieser, später auch ins Lateinische übersetzten Vorrede bezeichnen die Franken sich selbst als edel geartet, von heller Haut, hochgewachsen, kühn, behende und grimmig.[3] Das ist wahrscheinlich ein Ausdruck des Stolzes auf die eigene Artung, eines Stolzes, der mindestens seit dem Zusammentreffen mit den kaiserzeitlichen Römern das Germanentum durchdrungen haben muß. Wie die Abkömmlinge von Germanen über die „Römer"

---

[1] Beda, Historia ecclesiastica gentis Anglorum, herausgegeben von Plumer, 1846, S. 80.

[2] Th. Miller, The Old Version of Bede's Ecclesiastical History of the English People, Bd. I, 1890, S. 97.

[3] Nach der Ausgabe von Geffcken, 1898, S. 95: Gens Francorum .... corpore nobilis, incolumna candore, forma egregia, audax, velox et aspera. Andere Lesarten, die Geffcken mitteilt, oder die bei Hessels, Lex Salica, 1880, S. 422, oder Behrend, Lex Salica, 1897, S. 169, mitgeteilt sind, ergeben inhaltlich die gleiche Kennzeichnung des leiblich-seelischen Wesens der Franken.

dachten (die aber ja mehr die Nachkommen der Sklaven der Römer als die Nachkommen der Römer waren), zeigt der Ausspruch eines Gesandten des deutschen Kaisers Ottos III. in Byzanz gegenüber dem damaligen oströmischen Kaiser, der Ausspruch Liutprands von Cremona, eines Oberitalieners germanischer Abstammung: „Wir, die Langobarden, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder, kennen keinen schlimmeren Schimpfnamen als den ‚Du Römer'".[1]

Die Achtsamkeit auf Rassenanlagen, leibliche wie seelische, der Stolz auf die eigene Rasse, hat aber bei den Germanen tiefere Wurzeln als die Erfahrungen der Römerzeit. Die Achtsamkeit auf Rasse, das Rassebewußtsein der Germanen, geht sicherlich auf die indogermanische Vorzeit zurück. Als Indogermanen schon besitzen die Germanen eine alte Überlieferung der Rassenpflege genau so wie die frühen Inder, Perser, Saken, Hellenen, Italiker, Kelten und Slawen.[2] Bei allen Indogermanen lassen sich alte züchterische Anschauungen und Gesetze verfolgen, die sicherlich auf einer ursprünglich einheitlichen gemeinsamen Grundlage beruhen, die wahrscheinlich schon in der späteren Jungsteinzeit (Neolithikum) in vollem Bewußtsein als Anwendung der Lebensgesetze auf die menschlichen Sippen und Stämme geschaffen worden ist. Bei den Einzelstämmen indogermanischer Sprache sind diese Grundanschauungen in der Bronzezeit mehr oder weniger abgewandelt worden: das Ursprüngliche und Gemeinsame ist doch unverkennbar bestehen geblieben. Der Weite und Größe des ursprünglichen indogermanischen Geistes entspricht es, daß diese Gesetze der Rassenpflege unmittelbar und sinnvoll verknüpft sind mit dem Ganzen der indogermanischen Glaubenswelt, so daß die Gebote der Rassenpflege als ein besonders kennzeichnender Ausdruck indogermanischer Frömmigkeit erscheinen,[3] worüber weiter unten noch einige Ausführungen folgen sollen.

Die Indogermanen, genauer gesagt: der glauben-, sitte- und sprach-überbringende, den staatlichen Grund legende nordrassische Bestandteil eines jeden Volkstums indogermanischer Sprache erweist sich in der Geschichte dieser Völker als Erbstoff einer

[1] Monumenta Germaniae historica, Bd. V, 1849, S. 350.

[2] Für die nach Asien abgewanderten Indogermanen habe ich die Zusammenhänge der alt-indogermanischen Rassenzucht darzustellen versucht in dem Buche: „Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens", 1934.

[3] Vgl. hierzu Günther, Frömmigkeit nordischer Artung, 1934, S. 28 ff.

Herrenrasse, dem eine bewußte und betonte Freude eigen ist an der Hochzucht der Geschlechter. Der große Zug des Indogermanentums, die Bejahung des Überragend-Menschlichen, des Voll-Menschlichen, der humanitas, wie sie in den Zeiten der römischen Adelsrepublik erfaßt wurde, hat sich ausgewirkt bis auf die Pflege der Geschlechter im Sinne einer auslesenden und ausmerzenden Züchtung. Auch auf dem Wege der Auslese will das Germanentum wie jedes Volkstum indogermanischer Sprache dem Zielbilde des Edelings nahekommen, will jede Sippe dieses Zielbild in ihren Menschen verwirklicht sehen — auch in der Auslese also, nicht nur in der einzelmenschlichen Lebensführung. Wie allen Germanen, so war den Isländern stormenzka, das ererbte Wesen dessen, der ein storman, ein Großer und Hochherziger war, ein hoher Lebenswert; man strebte danach, mit seiner Sippe zu den mikilmenn gerechnet zu werden, den Großgearteten, und sah herab auf die litilmenn, die Kleingearteten, die „Kleinen Leute", die erblich-dürftigen, leiblich und seelisch schmächtigeren Menschen. Demnach strebte der Abkömmling solcher ausgelesener Sippen danach, auch für sich selbst wiederum ein Mädchen aus einer bewährten, hochgezüchteten Familie zu wählen, und die jungen Mädchen ersehnten sich einen Ehemann aus bewährtem tüchtigem Geschlecht. Dieser Zug der Freude am Tüchtigen, des Wettbewerbs nach Edelingsart, zieht sich durch das ganze Indogermanentum hindurch: er zeigt sich in der kalok'agathia der Hellenen, im Zielbilde des Großbeseelten bei den Indern (mahatma) und Hellenen (megalópsychos), in der römischen humanitas, zu der ein Wert wie magnitudo animi gehört, in der hôchgemüete der ritterlichen Standesdichtung des deutschen Mittelalters.

Alle diese Lebenswerte, die immer den Menschen als eine leiblich-seelische Einheit erfaßten und somit leibliche Hochzucht forderten, die sich in seelischer Haltung ausdrücken sollte, und seelische Erlesenheit, die sich im leiblichen Wesen kundtun sollte — alle diese Werte entsprachen aber bei den Indogermanen und so bei den Germanen nicht etwa dem Lebensgefühle weniger Menschen, so wie diese Werte in den Mittelaltern der Völker indogermanischer Sprache überwiegend als Standeswerte von Adelsschichten erscheinen, sondern diese lebenssteigernde Wertung des menschlichen Daseins war mehr oder weniger dem ganzen Stamme eigen, allen Freien, allen Gemeinfreien, wie die adelsbäuerlichen Freien des frühmittelalterlichen Germanentums bezeichnet werden.

Die Erhaltung der Geschlechter, zugleich aber auch die Erhaltung der Auslesehöhe der Geschlechter, d. h. die Erhaltung der

auf dem Wege der Gattenwahl umsichtig behüteten und womöglich gesteigerten leiblichen und seelischen Tüchtigkeit, war auch eine Auswirkung der indogermanischen Gebote der Ahnenverehrung, der Verehrung der divi parentes, wie die Römer sagten. Den „Hauptzweck der urindogermanischen Eheschließung" sieht Hermann in der Erzeugung eines Sohnes als Verrichters der Ahnenopfer, der Opfer für die als göttlich verehrten Vorfahren.[1] Das Erlöschen eines Geschlechts muß als einer der schwersten Schicksalsschläge empfunden worden sein. Aber auch die Senkung der Auslesehöhe eines Geschlechts muß als eine Schmach gegolten haben. Darum einerseits die Reinigung der Sippen von Entarteten, von den Neidingen, wie sie bei den Germanen hießen, von solchen, die als bösartig erkannt worden waren, durch deren Friedloserklärung oder Tötung; darum andererseits die sorgsame Gattenwahl, zu der ein Geschlecht um so mehr Verpflichtung empfunden haben mag, je mehr es seinen Ursprung auf einen vergöttlichten Helden zurückführte, je mehr es sich als gottentstammt (diógenes) empfand.

Nicht nur für die ererbte Tüchtigkeit der Sippen und der einzelnen, sondern auch für Leibesschönheit bestand ein lebhaftes Empfinden, und das heißt also letzten Endes: für die in leiblichen Zügen, in Haltung und Auftreten sich kundgebende ausgelesene Artung. Nicht nur bei den Hellenen läßt sich dieser indogermanische Sinn für Leibesschönheit erkennen, sondern auch bei Persern und Germanen. Bei den Germanen scheint dazu noch der Sinn für die in leiblichen Zügen sich ausdrückende ausgelesene Artung der Haustiere lebhaft gewesen zu sein; sie waren die besten Tierzüchter der Vor- und Frühgeschichte Europas. Besonders ihres hellen Rasseneinschlags scheinen sich Frühperser und Frühhellenen wie die Germanen bewußt geworden zu sein — jene vor allem im Gegensatz zu den dunkleren unterworfenen Unterschichten in Vorderasien und Hellas, diese im Gegensatz zu den unfreien Knechten, die den germanischen Freien gegenüber häufig als klein und dunkel, auch als plumpe Menschen mit dicken Fingern geschildert werden, wie ja in der Edda auch die Rigsþula, das „Merkgedicht von Rig", die Ständeschichten nach leiblichen Merkmalen kennzeichnet.[2] Mehr oder minder deutlich läßt sich bei

[1] Hermann, Die Eheformen der Urindogermanen, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-histor. Klasse, Fachgruppe III, Neue Folge, Bd. I, Nr. 2, 1934.

[2] Vgl. Fußnote 1, S. 76. — Die rassische Verschiedenheit zwischen Freien und Unfreien hat schon Munch, Die nordisch-germanischen Völker, übersetzt von Claußen, 1853, S. 148/49, erkannt.

allen Indogermanen eine wertschätzende Betonung des hohen, schlanken Wuchses, der hellen Hautfarbe, des leichten, hellen Haares, das ursprünglich von den Freien lang getragen wurde, und des scharfen Blicks eines hellen Auges mit entschlossenem Ausdruck in Götter- und Heldensagen und in geschichtlichen Urkunden verfolgen. Von solchen Merkmalen nordischer Rasse leitet sich jeweils die Schönheitsvorstellung im Kreise der Völker indogermanischer Sprache ab.

Droktulf, ein Alemanne, wurde zum Herzog der Langobarden erwählt wegen seiner „trefflichen Gestalt".[1] Man darf keinesfalls annehmen, diese Langobarden hätten einen Alemannen zu ihrem Herzog erwählt nur wegen seiner trefflichen Gestalt; vielmehr muß angenommen werden, die rassisch noch wenig vermischten Völker hätten bestimmte Schönheitsvorstellungen jeweils abgeleitet vom Anblick ihrer bewährtesten und führungsbegabtesten Geschlechter. Es gibt keine Leibesschönheit an sich, gleichwertig für alle Völker, sondern jedes Volk oder später jede Völkergruppe pflegt eine besondere Schönheitsvorstellung abzuleiten von den rassischen Merkmalen derjenigen ausgelesenen Geschlechter, die bei dem Volke im höchsten Ansehen stehen. Schließlich kann sich eine solche Schönheitsvorstellung so verfestigen, daß einfach geschlossen wird, ein bestimmter Mensch aus bestimmter Familie trage diese bestimmten Züge und sei deshalb führungstauglich, edel, der Herzogswürde gewachsen. Dafür könnten Beispiele aus den verschiedensten Völkerkreisen angeführt werden, und aus solchen Zusammenhängen erklärt sich auch die Geltung des Bildes der nordischen Rasse als Schönheitsbildes der indogermanischen Völker bis weit über die Mittelalter dieser Völker hinaus. Nach vorgeschrittener Rassenkreuzung — die ja auch leibliche Züge der ehemaligen Herrenrasse mit seelischen Zügen der ehemaligen Knechterasse zusammenstellen kann — wird eine solche Wahl einfach nach dem äußeren Anblick, der „trefflichen Gestalt" und anderen Zügen, immer zweckwidriger werden, da schließlich der äußere Anschein eines Herzogs nicht mehr mit der seelischen Kraft eines ausgelesenen herzoglichen Geschlechts verbunden zu sein braucht.

Wie aus leiblichen Zügen auf edle Abstammung geschlossen wurde, zeigt eine Erzählung bei dem mittelalterlichen dänischen Geschichtschreiber Saxo Grammaticus, der — in einer durch lateinische Vorbilder etwas rednerisch gefärbten und daher nicht mehr echt germanisch wirkenden Schreibweise — frühgermanische

[1] Paulus Diaconus, Geschichte der Langobarden, II, 18.

Sagen überliefert hat: er berichtet davon, wie Swanhwit (Schwanenweiß) den Schweden Regner, der sich als unfreier Knecht ausgeben möchte, als einen Edeling erkennt: „Die Gestalt zeigt die Abkunft, und in dem Blitzen der Augen leuchtet die edle Natur auf. Die Schärfe des Gesichts läßt schauen die hohe Geburt, und nicht ist minderen Standes geboren, wen die Schönheit, das sicherste Kennzeichen des Adels, empfiehlt ... Die Gestalt läßt sicher auf die Abkunft schließen."[1]

Nach Berichten und Gebeinfunden urteilt Fürst über die Ausleserichtung im Germanentum Schwedens: „Deutlich erkennbar ist, daß es ein adelstümliches (aristokratisches) Merkmal war, hochgewachsen und stark zu sein, und suchte man sich eine Frau, so suchte man sie in Geschlechtern mit den adelstümlichen Schönheitskennzeichen, die man in seinem Geschlechte fortgepflanzt sehen wollte und die diesem Ansehen verschafften."[2]

Der Sinn für Leibesschönheit als Kennzeichen ausgelesener Artung war dem Germanentum ebenso eigen wie dem Hellenentum; das Germanentum ist nur durch das mittelalterliche Christentum verhindert worden, seinen Sinn für Edelingsart in einer germanischen kalok'agathia auszudrücken. Durch das Germanentum geht die Freude, von arde hôh erborn zu sein, wie es im Nibelungenlied heißt. Das Wort art bedeutet hier noch deutlich genug „angeborene Eigentümlichkeit, Herkunft, Geschlecht".[3] Diese Artungsvorstellung wird im Nibelungenliede schon mehr im ständischen Sinne der ritterlichen Schichten gebraucht: aber die Vorstellung von einer ererbten Art ist im Germanentum ursprünglich allein lebensgesetzlich (biologisch) gefaßt ohne jede ständische Verengung oder Abwandlung, denn der Adel als Stand, der alte Volksadel der Germanen, war an Zahl gering, und ihm standen die übrigen Freien des Germanentums an Sippenstolz nicht nach.

Die leiblich-seelische Tüchtigkeit des Germanentums war seit der indogermanischen Vorzeit, in den steinzeitlichen Jahrtausenden, bewußt herangezüchtet worden. Es gab eine bewußte germanische Erbgesundheitspflege (Eugenik, Rassenhygiene), wie es eine

---

[1] Paul Herrmann, Erläuterungen zu den ersten neun Büchern des Saxo Grammaticus; Erster Teil: Übersetzung, 1901, S. 54.

[2] Fürst, När de Döda vittna, 1920, S. 42.

[3] Kluges Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 11. Auflage von Götze, 1934, S. 24.

bewußt indogermanische Erbgesundheitspflege gab. Wie bei allen Indogermanen wurden auch bei den Germanen schwächliche und mißgebildete Kinder nach der Geburt ausgesetzt. Das Neugeborene wurde vor dem Vater auf den Boden gelegt. Hob der Vater nach Besichtigung das Kind auf oder ließ er es durch eine Hebamme (die ja, wie im Nordgermanischen die iordmor oder iordgumma, hiernach benannt wurde) aufheben, so wurde das Kind aufgezogen; im anderen Falle wurde es ausgesetzt. Die gleiche Sitte bei den Römern: das Aufheben, über das die Göttin Levana wachte, hieß tollere, das Aussetzen exponere und expositio. Bei den Hellenen wird das Aufheben anaireisthai genannt; bei ihnen ist die gleiche Sitte nachzuweisen, deren Sinn und Zweck am deutlichsten erscheint in dem Lykurgischen Gesetze der Spartaner. Ein Araber, der Germanien bereist hatte, berichtet auch, daß mißgeschaffene Kinder von den Germanen ertränkt wurden.[1] Jacob Grimm hat den Sinn dieser Gebräuche so angegeben: „Man hielt es für unrecht, mißgestaltete, krüppelhafte, schwächliche Kinder oder solche aufzuziehen, die kein vorwurfsloses, freies Leben führen durften."[2] Bei Grimm sind die Zeugnisse für das Bestehen einer solchen ausmerzenden Aussetzung zusammengestellt. Grimm berichtet (a. a. O. S. 634) auch von Gebräuchen der Nordgermanen, die uns Heutigen noch härter erscheinen: „Hinterließ im Norden ein armer Freigelassener Kinder, so wurden sie zusammen in eine Gruft gesetzt, ohne Lebensmittel, daß sie verhungerten (Grabkinder); das längst lebende nahm der Herr wieder heraus und erzog es." — Also Auslese der Tüchtigsten und Widerstandsfähigsten unter den Kindern eines Freigelassenen, eines Menschen also, der wegen seiner unfreien Herkunft noch nicht zum Stamm oder Volke gerechnet wurde, eines Menschen ferner, der zumeist andersrassiger Herkunft war und von dem man in den meisten Fällen nur einzelne tüchtigere Nachkommen erwartete.

Jacob Grimm gibt auch Beispiele dafür, daß gelegentlich auch kränkliche Erwachsene getötet wurden,[3] ein Gebrauch, der sich auch bei anderen Völkern indogermanischer Sprache, aber auch sonst bei vielen Völkern der Erde findet. Diese Tötungen werden nicht nur deshalb vorgenommen worden sein, weil kränkliche Menschen dem Stamme — zumal in Zeiten der Wanderung — zur Last

---

[1] Jacob, Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen, 1927, S. 29.

[2] Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, Bd. I, 1899, S. 629.

[3] Jacob Grimm, a. a. O., Bd. I, 1899, S. 634/35; vgl. auch Weinhold, Altnordisches Leben, 1856, S. 473; Prokopios, Gotenkrieg II, 14.

fielen, sondern auch deshalb, weil man die Fortpflanzung solcher Menschen nicht wünschte oder gar fürchtete.

Gegen die Aussetzung von Kindern hatte die mittelalterliche Kirche aus ihrer ganz anderen, nämlich individualistischen Lebensauffassung heraus einen erbitterten Kampf zu führen.[1] Für die Germanen war es eine Betätigung frommer Gesinnung, die Hochzucht und Hochwertigkeit der Sippen und des Stammes zu bewahren; für die mittelalterliche Kirche war es ein Gebot der Frömmigkeit, nicht zu töten und den Schwachen beizustehen. Die erhaltenen Bußbücher des frühen Mittelalters lassen diesen Kampf der Geistlichkeit gegen überlieferte Sitten erkennen, gegen Sitten, welche dieser Geistlichkeit als teuflische Unsitten erscheinen mußten. Eine kirchliche Verordnung des 7. Jahrhunderts gebietet der deutschen Bevölkerung, Kinder wenigstens an der Kirchentür auszusetzen, damit andere Frauen sich ihrer annehmen könnten und die Mütter so nicht des Mordes schuldig würden.[2] In Norwegen gelang es der Kirche erst im 14. Jahrhundert, die Aussetzung mißgebildeter Kinder zu unterdrücken. Das germanische Gewissen hat sich jahrhundertelang gegen die Erhaltung minderwertigen Lebens gesträubt.

Eine gewisse Auslese war anscheinend bei allen Indogermanen, so also auch bei den Stämmen der Germanen, mit den Festen der Jünglingsweihe und ähnlichen Gebräuchen verbunden. Bei vielen Völkern der Erde sind diese Weihen eine Art Festigkeits- und Ausdauerprüfungen, bei denen immer wieder auch Todesfälle der Schwächeren vorkommen. Von den Chatten berichtet Tacitus (Germania 31, 17), daß die tapfersten Jünglinge sich selbst das Erschlagen eines Feindes als Bedingung zu vollem Ansehen auferlegen: „Sie erklären, erst dann ihr Leben verdient zu haben und des Vaterlandes und der Eltern erst dann würdig zu sein.“ Die Heruler sandten (nach Prokopios, Perserkrieg II, 25) die junge Mannschaft ohne Schutzwaffen in die Schlacht; die Jünglinge sollten einen Schild erst nach bewiesener Tapferkeit erhalten. Das Wikingsleben der Jugendlichen vor ihrer Verheiratung hatte den Sinn, die Tüchtigkeit und Ausdauer dieser Jugendlichen zu erweisen, unter denen die Töchter der besten Geschlechter sich die Bewährtesten zu wählen wünschten. Das Märchen vom Bärenhäuter (unter den „Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm) scheint eine Erinnerung an solche Jugendprüfungen zu bewahren;

---

[1] Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, Bd. I, 1899, S. 629/30.
[2] Friedberg, Aus deutschen Bußbüchern, 1868, S. 11.

die Aufnahmegebräuche von Gilden und Zünften und anderen Verbänden, Gebräuche, die öfters Härten und Schonungslosigkeit in der Prüfung der Neulinge zuließen, scheinen zum Teil aus älteren Sitten abgeleitet zu sein, aus den auslesenden Jugendprüfungen germanischer Stämme.[1]

Anscheinend war der Schnellauf als eine prüfende Leibesübung bei den Germanen besonders geschätzt, und er stellt ja tatsächlich eine geeignete Prüfung der Leistungsfähigkeit des Körpers und der Organe seines Kreislaufes dar[2]. Aber auch Sprung, Ringkampf und Schwimmen der Germanen mögen außer Waffenübungen eine prüfende und auslesende Bedeutung gehabt haben. Zur Rassenpflege der Germanen gehörte auch die Betonung der Spätreife (die ja der nordischen und der fälischen Rasse eigen ist). Spät beginne das Geschlechtsleben der jungen Menschen (sera juvenum venus), berichtet Tacitus, Germania 20, 5; und nach Cäsars „Gallischem Krieg“ (VI, 21) waren die Germanen überzeugt, daß Spätreife und später Beginn des Geschlechtsverkehrs den hohen Wuchs und die Körperkraft steigerten. Auch Pomponius Mela (de situ orbis, III, 3) berichtet, daß bei den Germanen die Kindlichkeit lange andauere (longissima apud eos pueritia est). Es könnte sein, daß die Germanen wie überhaupt die Indogermanen an Menschen und Haustieren Beobachtungen gesammelt hätten, die ihnen die Spätreife in leiblicher und seelischer Hinsicht als einen Wert erscheinen ließen. Zumal für die Germanen als besonders geschickte Tierzüchter läßt sich dies vermuten und läßt sich dies in Gebräuchen der Aufzucht und Erziehung der Kinder und Jugendlichen, auch in deren Ernährung und Lebensführung, bis ins Mittelalter hinein vielleicht einmal nachweisen. Bisher sind diese Dinge zu wenig beachtet worden; den Beginn einer Aufmerksamkeit auf solche Fragen — nach einigen Ausführungen bei dem nordamerikanischen Philosophen John Fiske — bedeutet eine Schrift des Tierarztes Blendinger, Die Bedeutung der Spätreife für den Menschen, 1930.

Die germanische Rechtsprechung diente zugleich der Erbgesundheitspflege des Stammes, indem sie besonders hart den Ehrlosen, den niding, traf, d. h. denjenigen, dessen Tat — mochte sie an sich einen geringeren oder größeren Schaden bedeuten — als

---

[1] Vgl. Lily Weiser, Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde, 1927.

[2] Vgl. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. III, 1915/16; Bd. IV, 1918/19, unter „Leibesübungen“ — „Spiele“ — „Sport“ und „Waffenübungen“.

Ausfluß einer niederträchtigen Gesinnung erschien. So wurde besonders die Bösartigkeit, die Artung des Übeltäters, verfolgt, die kakurgía, wie aus gleichem Denken die Hellenen gleiche Züge der menschlichen Veranlagung bezeichneten. Die Sippe reinigte sich vom Neiding durch dessen Friedloserklärung, d. h. Ausstoßung aus dem Kreise der ehrhaften Menschen, oder durch dessen gänzliche Austilgung: die öffentliche Hinrichtung. Der Sinn der germanischen Todesstrafen wird dargelegt durch v. Amira, Die Germanischen Todesstrafen[1]: „Von der Grundauffassung des Neidingswerkes als Entartungszeichen aus eröffnet sich uns das Verständnis des allgemeinen Zwecks, den die öffentlichen Todesstrafen bei den Germanen gehabt haben. Mit Vergeltung haben sie nichts zu tun, nichts auch mit Abschreckung, überhaupt nichts mit irgendeinem der Zwecke, die moderne Philosopheme der öffentlichen Strafe unterlegen. Durch die öffentliche Todesstrafe wollte die Gesellschaft so energisch wie möglich ausmerzen, was aus ihrer Art geschlagen war. Die öffentliche Todesstrafe entsprang also dem Trieb zur Reinhaltung der Rasse." — Sie entsprang dem Willen zur Bewahrung der durch Auslese und Ausmerze erreichten erblichen Anlagen zur sittlichen Stärke des Volkes. Manche Strafen trafen nicht nur den Täter, den Neiding, sondern dessen ganze Familie, weil man die Ursache der Untat eben in einem „Aus-der-Art-Schlagen" erkannte. Nach dem Beowulf, der angelsächsischen Heldendichtung, wird nicht nur der aus der Schlacht fliehende Feigling friedlos erklärt, sondern dessen ganze Familie. Auch hierin äußert sich noch die indogermanische Auffassung von Artung und Entartung, die auch in den ältesten hellenischen Gesetzen zu erkennen ist.[2] Tacitus, Germania 12, zeigt, daß die Germanen minderwertig und abartig veranlagte Menschen hängten oder in Sümpfen ertränkten, so Verräter, Überläufer, Feiglinge, Unzüchtige (corpore infames), worunter wahrscheinlich auch gleichgeschlechtlich veranlagte Menschen begriffen wurden.[3] Durch alle diese Maßnahmen vollzog sich eine dauernde Reinigung des Volkes, da die Anlagen solcher Menschen aus dem Erbgange des Volkes ausschieden.

Im ganzen war die adelsbäuerliche Lebensordnung[4] des Indogermanentums und des Germanentums so beschaffen, daß

---

[1] Untersuchungen zur Rechts- und Religionsgeschichte, Abhandlungen der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Bd. 31, 1922.

[2] Vgl. Glotz, La Solidarité de la Famille dans le Droit grec, 1904.

[3] Vgl. Nordisk Tidsskrift for Filologi, 4. Reihe, Heft 9, 1920, S. 105 ff.

[4] Der Begriff „Adelsbauerntum" wird weiter unten erläutert.

der Tüchtige nicht nur erhöhtes Ansehen gewann und gemehrten Besitz — und Besitzesfreude ist ein echt germanischer Zug, d. h. Freude des Freisassen am Besitz von Ackerland —; sondern daß der Tüchtige auch kinderreicher wurde. Der Untüchtige hingegen sank in die an Nachkommen ärmere Schicht. Mißgebildete, Geistesschwache und Geisteskranke — untüchtig Veranlagte also, die als solche nicht gleich nach ihrer Geburt erkannt und dann ausgesetzt worden waren — waren nicht rechtsfähig und konnten nicht erben, d. h. also keinen Hof erben, aus dessen Ertrag allein eine Familie begründet und erhalten werden konnte. Nach dem Sachsenspiegel (Anfang des 13. Jahrhunderts) noch konnten Mißgestaltete und Zwerge weder erben noch belehnt werden; sie hatten nur ein Anrecht auf Unterhalt aus dem Familiengute. Auch Zwitter galten als unfrei und erbunfähig.[1] Das Geschlecht sollte seine ererbte und durch umsichtige Gattenwahl bewahrte Zuchthöhe erhalten und immer wieder einen hervorragenden Hoferben stellen. Die Macht der Vererbung wurde beachtet, gerade auch von dem frommen Gemüte. „Tief wurzelte im germanischen Gemüt der Glaube, daß mit dem Blute die Eigenschaften des Körpers und der Seele fortgepflanzt würden" — so hat ein Kenner des germanischen Rechts wie v. Gierke geurteilt[2] — und man kann hier nur einwerfen, daß die hiermit ausgesprochene Trennung in „Körper" und „Seele" nicht germanisch und nicht indogermanisch ist; diese Trennung oder doch die Betonung einer solchen Trennung ist dem Abendlande zugekommen aus dem „Fleisch" und „Geist" trennenden und einen Gegensatz beider betonenden Morgenlande.[3] Das Germanentum beachtete jedenfalls die Vererbung leiblicher und seelischer Züge und die Wechselwirkung zwischen beiderlei Anlagen.

Die germanische und die altdeutsche Ehe ist von Jacob Grimm so gekennzeichnet worden: „Zweck der Ehe war die Erzeugung eines echten Erben"[4] — eines echten Erben, könnte man hinzusetzen, von hervorragender leiblich-seelischer Beschaffenheit. Über

[1] Sachsenspiegel, herausgegeben von Eckhardt, Monumenta Germaniae historica, Fontes iuris Germanici antiqui, Bd. I, 1933, S. 23/24; v. Gierke, Deutsches Privatrecht, Bd. I, 1895, S. 390.

[2] v. Gierke, Deutsches Genossenschaftsrecht, Bd. I, 1886, S. 36.

[3] Vgl. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1930; Clauß, Rasse und Seele, 1932; Günther, Frömmigkeit nordischer Artung, 1934, S. 25.

[4] Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, Bd. I, 1899, S. 613.

das Liebes- und Eheleben der Germanen hat Neckel, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen, 1934, geschrieben und hat dort die naturverbundene und zugleich die wortkarge, herbe, aber auch tief gemütvolle Auffassung der Germanen über Liebe und Ehe gekennzeichnet.[1] Im folgenden soll aus der Ordnung des geschlechtlichen Lebens der Germanen nur das erwähnt werden, was zum Bereiche der germanischen Erbgesundheitspflege (Eugenik) gehört:

Weil aus der Ehe vor allem der tüchtig geartete „echte Erbe" hervorgehen sollte, hatte der Ehemann einer unfruchtbaren Frau das Recht, sich von ihr scheiden zu lassen.[2] Von Island ist überliefert, was aber wahrscheinlich ursprünglich für alle Germanenstämme galt, daß die Frau eines zeugungsuntüchtigen Mannes das Recht hatte, sich von ihm scheiden zu lassen.[3] Einer der Ehegatten konnte sich vom anderen scheiden lassen nach Friedloserklärung des verbrecherischen anderen.[4]

Der unfruchtbare Mann durfte bei den Germanen wie bei allen Indogermanen einen Zeugungshelfer wählen, möglichst aus seiner Verwandtschaft: diese Sitte ist von den Indern über die Parther und die Hellenen bis zu den Römern, den irischen Kelten, Germanen, Preußen (Pruzzen) und Litauern bezeugt.[5] Das so erzeugte Kind galt rechtlich als das Kind des unfruchtbaren Mannes. Dem „modernen Menschen" erscheint eine solche Sitte leicht entweder als Unzucht oder aber als eine „pikante Einzelheit aus der Sittengeschichte"; in Wirklichkeit handelt es sich um Zucht, also das Gegenteil der Unzucht, um Erhaltung der erhaltungswürdigen Geschlechter, keineswegs aber um den geschlechtlichen Genuß von Einzelmenschen. Das nicht-individualistische Denken, ein sippentümliches Denken des vaterrechtlichen Indogermanentums, spricht aus solchen Anschauungen. Die Sitte des Zeugungshelfers hat noch Luther in seiner Schrift „Vom ehelichen Leben" (1522) er-

---

[1] Vgl. auch Neckel, Kultur der alten Germanen, Handbuch der Kulturgeschichte, Erste Abteilung, 1934, S. 23 ff.

[2] Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 1851, S. 306; Jacob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 1881, S. 453 ff.; Hübner, Grundzüge des deutschen Privatrechts, 1930, S. 652/53.

[3] Frhr. v. Schwerin, Die Ehescheidung im älteren isländischen Recht, Deutsche Islandforschung, 1930, S. 287.

[4] Hübner, Grundzüge des deutschen Privatrechts, 1930, S. 652/53.

[5] Hermann, Die Eheformen der Urindogermanen, Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol.-Histor. Klasse, Fachgruppe III, Neue Folge, Bd. I, Nr. 2, 1934, S. 34.

wogen; dem mittelalterlichen deutschen Bauerntum scheint sie nicht fremd gewesen zu sein.[1]

Mit der Pflicht zur Reinhaltung der ausgelesenen Sippen hängt die harte Bestrafung des Ehebruchs der Frau zusammen, über die Tacitus, Germania 19, berichtet. Bei vielen germanischen Stämmen stand auf Ehebruch der Frau Todesstrafe.[2] Die Sachsen zwangen ein Mädchen, das Unzucht getrieben hatte, sich zu erhängen. Unzucht (Nicht-Zucht) des Mädchens und Ehebruch der Frau konnten ja Erbanlagen unbekannter Herkunft in das Geschlecht bringen; von den Folgen einer außerehelichen Geschlechtsbeziehung des Mannes blieb die Sippe unversehrt. (Hier ist eine der Wurzeln zu der späteren „doppelten Moral", die aber den ursprünglichen lebensgesetzlichen [biologischen] Sinn schließlich nahezu verloren hat.)

Mit der Pflicht zur Reinhaltung der ausgelesenen adelsbäuerlichen Geschlechter — die zusammen nahezu das ganze Volk ausgemacht haben, denn der frühgeschichtliche Volksadel der Germanen war an Zahl gering — hängt auch zusammen die strenge Bewahrung der Schranke zwischen Frei und Unfrei, zwischen der Herrenschicht der freien Hofbesitzer und der Knechteschicht der Landbesitzlosen.[3] Die Unfreien zählten nach überlieferter Anschauung nicht zum „Volke". Zwischen beiden Schichten bestand eine rassische Kluft: das zeigt recht deutlich die Rigsþula der Edda, das „Merkgedicht von Rig". In der Knechteschicht fanden sich kleine, kurzgewachsene, dunkle Menschen — zwar nicht ausschließlich, denn in ihr gab es auch Kriegsgefangene aus keltischen Stämmen, denen noch ein stärkerer nordischer Einschlag eigen war, einzelne Gefangene aus senatorischen Familien der Römer, die auch noch nicht ohne nordischen Einschlag waren, und vor allem auch Kriegsgefangene aus feindlichen germanischen Stämmen. Aber der Unterschied zwischen der Gruppe der Freien und der Gruppe der Unfreien muß, wie S. 76 und 143 ausgeführt worden ist, merklich gewesen sein. Häufig begegnet dem Leser der isländischen Saga der Name Svartr (Schwarz) als Name eines Unfreien.

Für die unfreie Knechteschicht unter sich gab es keine Eheschranken, wohl aber für die Schicht der Freien gegenüber der Knechteschicht.[4] Diese Schranke darf nicht mit einer Standes-

---

[1] Jacob Grimm, Weistümer, Teil III, 1842, S. 42.

[2] Neckel, Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen, 1934, S. 17/18.

[3] Über die Stände bei den Germanen vgl. Schröder-Künßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 1932, S. 51 ff.

[4] z. B. Lex Romana Visigothorum, herausgegeben von Haenel, 1849 S. 368: „Inter servos et liberos matrimonium contrahi non potest".

schranke, ihre Bewahrung nicht mit Standesdünkel verwechselt werden: sie war eine Rassenschranke geradeso wie ursprünglich in Latium die Schranke zwischen den patricii, den Nachkommen der eingewanderten Indogermanen latinischen Stamms, und den plebeji, den Nachkommen der alteinheimischen Vorbevölkerung. Die Schicht der Unfreien in Germanien war ursprünglich dünn; es gab weniger, vielleicht viel weniger Unfreie als Freie. Erst die frühmittelalterlichen Eroberungen brachten den Germanen viele Unfreie und Halbbürger zu: die Franken z. B. in Gallien waren gegenüber ihren Unterworfenen in der Minderzahl. Aus der Beachtung der Rassenschranke zwischen Frei und Unfrei stammen die Anschauungen des Germanentums über Ebenburt, aus denen dann — in einer lebensgesetzlich minder sinnvollen Weise — die Anschauungen des abendländischen Adels über Ebenbürtigkeit abgeleitet worden sind; diese Adelsanschauungen, die in rein ständischer Fassung schließlich lebensgesetzlich und rassentümlich sinnlos geworden sind.[1]

Das Kind eines Freien mit einer Unfreien — es konnte also an sich kein eheliches Kind sein, da es eine Ehe zwischen Frei und Unfrei ebensowenig gab wie ursprünglich ein conubium zwischen patricii und plebeji — es folgte der „ärgeren Hand", d. h. es gehörte dem unfreien Stande an, ebenso wie das Kind eines Patriziers mit einer Plebejerin dem Stande der Plebs zuzählte, der pars deterior, der „ärgeren Hand", folgte: deteriorem gradum sequitur. Hierdurch wurde die Herrenschicht immer rassenrein erhalten. Das Kebskind — nordgermanisch þyborn, d. h. Kind einer Knechtstochter; þy ist der gleiche Stamm wie im Deutschen „dienen"; althochdeutsch thiorna, hochdeutsch „Dirne" ursprünglich so viel wie „Knechtstochter" — oder Winkelkind (nordgermanisch auch hornungr) galt als unfrei geboren und blieb unfrei.

Davon ganz verschieden ist — entsprechend dem lebensgesetzlich-rassentümlichen Denken des Germanentums wie des ganzen Indogermanentums — die Stellung des Bastards, d. h. des

[1] Zur Frage der frühmittelalterlich-germanischen Wurzeln des Begriffs der Ebenburt vgl. Pütter, Über Mißheiraten teutscher Fürsten und Grafen, 1796, S. 8 ff.; Göhrum, Geschichtliche Darstellung der Lehre von der Ebenbürtigkeit, Bd. I, 1846, S. 109 ff.; Kraut, Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht, 1886, § 41, S. 103 ff.; Koehne, Die Geschlechtsverbindungen der Unfreien im fränkischen Recht, Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Bd. 22, 1888; Frh. v. Dungern, Das Problem der Ebenbürtigkeit, 1905; Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. I, 1911–1913, S. 507 unter „Ehehindernisse"; Hübner, Grundzüge des deutschen Privatrechts, 1930, S. 104 ff., S. 110 ff.

unehelichen Kindes eines freien Mädchens von einem freien Manne bekannter Abstammung. Dieses Kind, der Bastard, gehörte dem freien Stande an. Bastarde konnten die höchsten Ämter erreichen: Wilhelm der Eroberer, der Normannenkönig, der England eroberte, war ein Bastard. Bei Wandalen, Goten, Franken gab es Könige, die Bastarde waren.[1]

Erst die Kirche, der dieses lebensgesetzliche Denken fremd war, ja anstößig erscheinen mußte, hat durchgesetzt, daß unter den Unehelichen nicht mehr unterschieden werden durfte: Bastard sollte fortan angesehen werden wie Kebskind, Winkelkind und Bankert. Die Kirche hat also die germanischen Stämme nach und nach daran gewöhnt, den Vollzug ihrer Eheschließungsformen als das Wesentliche in der Verbindung zwischen Mann und Weib anzusehen, nicht mehr den Zeugungswert einer solchen Verbindung zu beachten, nicht mehr die Bewahrung einer von den Germanen als heilig angesehenen Reinheit und Hochzucht der freien Geschlechter. Die Kirche setzte auch ein Eherecht durch zwischen Frei und Unfrei, beseitigte also die bisher beachtete Rassenschranke. Für die Germanen war die geschlechtliche Verbindung eines freien Mädchens mit einem unfreien Manne ein Verbrechen gegen eine göttliche Ordnung der Zeugungen, das bei vielen Stämmen, so auch bei Sachsen, Langobarden und Burgundern, mit dem Tode der beiden Beteiligten bestraft wurde. Das westgotische Gesetz, die Lex Wisigothorum, und das fränkische Gesetz, die Lex Salica, bedrohen mit Todesstrafe nur die Ehe mit einem eigenen Unfreien. Wo nicht Todesstrafe solche Verbindungen bedrohte, versank der freie Mann oder das freie Mädchen, die sich mit Unfreien verbanden, selbst in die unfreie Schicht oder wurde sogar für friedlos erklärt, also aus dem Stamme ausgestoßen.[2]

Eine Ehe zwischen Frei und Unfrei, wie die Kirche sie zuließ, galt als eine „Unvereinbarkeit" (dissimilitudo) und bedeutete eine Artbefleckung (confusio generis), eine unheilvolle Vermischung,

---

[1] Fischer, Deutsche Altertumskunde, 1917, S. 77.

[2] Vgl. z. B. Lex Salica 13, 9; 25, 5, 6; Lex Ribuaria 58, 18; Lex Borgundionum 35, 2, 3; Lex Frisionum, Titulus VI, § 1 und 2; Lex Wisigothorum, 3. Buch, Titel II, § 2 und 3; 9. Buch, Titel VI; Salvianus, Über die göttliche Regierung (de gubernatione dei), IV, 5; übersetzt von Gelf, 1877, S. 98; Adam von Bremen, Hamburgische Kirchengeschichte, I, 6; herausgegeben von Steinberg, 1926, S. 9; Des Schwabenspiegels Landrechtsbuch, Kapitel 55, § 10; Kapitel 57, § 6; herausgegeben von Gengler, S. 51 und 53; Deutschenspiegel, herausgegeben von Eckhardt und Hübner, Fontes iuris Germanici antiqui, Bd. II, 1930, S. 133; Sachsenspiegel, herausgegeben von Eckhardt, Fontes iuris Germanici antiqui, Bd. I, 1933, die S. 260 angegebenen Stellen.

durch welche die Nachkommenschaft entarten, aus der Art schlagen sollte (degeneret).[1] In Bezeichnungen für die fränkischen Edelinge, die sich bei Gregor von Tours finden, Bezeichnungen wie (IV, 43) majores natu oder (VI, 45; VII, 19) meliores natu,[2] ist noch deutlich ausgedrückt, daß die Stellung eines Freien und Edelings sich aus seiner „Geburt", d. h. seiner ererbten leiblich-seelischen Artung, erkläre, nicht aus Standesschichtungen, die ja nicht das Ursprüngliche sind, sondern erst eine mittelalterliche Folge der Rassenüberschichtung vorwiegend nordischer Germanen über Bevölkerungen nichtnordischer Rasse.

Die Kirche nun fand einerseits an Ehen zwischen Frei und Unfrei oder zwischen Germanen und Bevölkerungen romanischer Sprache nichts zu tadeln; sie setzte andererseits die ständerechtliche Benachteiligung des Bastards durch, der wegen seiner beiderseitigen Herkunft von freien Erzeugern bekannter Abstammung den Germanen nicht als minderwertig erscheinen konnte, ein so hoher Wert die Ehe und eheliche Kindererzeugung auch war. So stoßen hier zwei ganz verschiedene Lebensauffassungen, zwei ganz verschiedene Sittlichkeitswertungen zusammen, die eine die Wertung eines Christentums aus dem „Rassenchaos" der Mittelmeervölker, zugleich eine rein individualistische Wertung, die andere eine Wertung aus dem sippentümlichen adelsbäuerlichen Geiste des Indogermanentums. Weder das kanonische Recht der Kirche, noch das im späteren Mittelalter eindringende römische Recht, d. h. das Recht des spätesten entnordeten Römertums, kennen Begriff und Gesetze der Ebenbürtigkeit. Gegen diese fremden Einflüsse hielt sich in den adligen Schichten der abendländischen Völker sippentümlich-adelsbäuerliches Denken des Germanentums, wobei allerdings, wie oben vermerkt, schließlich aus lebensgesetzlich sinnvoller *rassentümlicher* Ebenburt eine lebensgesetzlich immer sinnloser werdende *ständische* Ebenburt wurde.

Das Adelsbauerntum der Indogermanen habe ich betrachtet in dem Buche „Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens" (1934); hier bei Erörterung des Germanentums möge die Kennzeichnung *germanischen Adelsbauerntums* folgen, die *Neckel* gegeben hat:

---

[1] Vgl. Frhr. v. *Minnigerode*, Ebenburt und Echtheit, Deutschrechtliche Beiträge, Bd. VIII, Heft 1, 1912, S. 21.

[2] Grégoire de Tours, Histoire des Francs, herausgegeben von Omont und Collon, 1913, S. 141, S. 246, S. 267.

„Der unabhängige Germane, der keine Gewalt über sich dulden will, ist der Adelbauer, der Vertreter der breiten Hauptschicht der Bevölkerung. Der Name, den wir in Anlehnung an die alte Bezeichnungsweise diesen Leuten geben, besagt, daß sie Bauern waren, die auf ihrem ‚Adel', d. h. auf ihrem Erbgut saßen. Statt ‚Adel' in diesem Sinne sagte man auch ‚Odel' (althochdeutsch uodal, enthalten in dem Namen Uodalrich, Ulrich) oder ‚Vaterodel', d. h. das vom Vater ererbte Stammgut. Die Erblichkeit, die Angestammtheit des Hofes war das, was das soziale Wesen des Adelbauern, nämlich seine Freiheit, seinen Freiheitsstolz und seinen Freiheitsanspruch bedingte. Sie war das Gegenteil von Schenkung und Belehnung, denn diese schaffen Abhängigkeit. Indem der Adelbauer sich frei wußte und sich frei bewahrte, fühlte er seinen Wert als dem aller derer überlegen, die nicht dasselbe taten, und er übertrug dieses Wertgefühl naturgemäß auf seine Vorfahren. Zugleich war er, mochte es nun in größerem oder kleinerem Maßstabe der Fall sein, allemal ein Besitzender und ein Herrscher, und die Vorfahren waren dasselbe gewesen. Die Vererbung persönlicher Eigenschaften war eine geläufigere Tatsache als heutzutage; man sprach vom Wiedergeborenwerden eines Vorfahren im Nachkommen. Man hauste familienweise und einzeln und kam nicht oft mit anderen zusammen. Aus diesen Fäden wob sich eine starke Pietät gegen die Väter, oft ein entwickelter Ahnenstolz. . . . Stammbaumkunde und sonstige Familiengeschichte wurde gewiß überall in Germanien von manchem Adelbauern gepflegt, wenn auch in Norwegen und Island dies zu eigenartigen Folgen geführt hat: die isländischen Sagas, echt germanische bäuerliche Familiengeschichten, zum Teil bedeutenden Umfangs, sind daraus entstanden."[1]

Das ist eine treffliche Schilderung des germanischen Lebensgefühls, aus dessen adelsbäuerlicher Eigenart sich die kennzeichnend germanische Volksherrschaft (Demokratie) der Freien und Gleichen ergeben mußte, genau so, wie sich in anderen indogermanischen Volkstümern nach Überschichtung der erobernd eingedrungenen Indogermanen über eine unterworfene dunkle Bevölkerung die verschiedenen Staatsformen der Adelsrepublik ergeben mußten: eine Schicht von Freien und Gleichen — die Spartiaten nannten sich homoioi, die Gleichen —, deren Selbstgefühl höchstens einen König mit beschränkter Macht duldete, wie ihn bei den Hellenen etwa Agamemnon darstellt, über einer nicht zum

[1] Neckel, Altgermanische Kultur, 1925, S. 32/33.

Volke zählenden Schicht von Besiegten. Aus diesem germanisch-adelsbäuerlichen Lebensgefühl leiten sich noch viele Züge des mittelalterlichen Adels ab. Nicht nur die Isländergeschichten (Sagas) sind aus den Familiengeschichten adelsbäuerlicher Freisassen entstanden; auch noch die chansons de geste der französischen Dichtung des Mittelalters leiten sich zum Teil daher ab, wie ja die freiheitstrotzigen Barone des französischen frühen Mittelalters, die sich den nach Übermacht strebenden Königen nicht beugen wollten, noch das ererbte Wesen des germanischen Freisassen (englisch yeoman) zeigen. Erst zu Richelieus Zeit ist die germanische „Freiheit und Gleichheit" in Frankreich vom Königtum gebrochen worden, und das Jahr 1789 hat den Durchbruch der nicht-germanischen „Freiheit und Gleichheit" städtischer Pöbelmassen und Geldleute gebracht.[1]

Aus dem Lebensgefühl des adelsbäuerlichen Freisassen, das selbst wieder mit seiner herrentümlichen Freude an der Einzelsiedlung, am sicheren Einhalten eines leiblich-seelischen Abstandes zwischen den Menschen — „sie wohnen für sich und abgeschlossen" (Tacitus, Germania 16) — ein kennzeichnender Ausdruck der nordischen Rassenseele ist, stammt das weiträumige und großzügige Denken des Germanentums wie des ganzen Indogermanentums, der Sinn für herrentümliche Größe, der oben (S. 141 f.) betrachtet worden ist. Und aus diesem Sinn für Edelingsart, für die Steigerung des Lebens ringsum und die Steigerung des menschlichen Lebensgefühls, erklärt sich auch die Rassenpflege des Germanentums in allen ihren Einzelzügen.

Weil uns heutigen Deutschen — die wir ja sowohl Nachkommen der germanischen Freien wie Nachkommen der unfreien Knechte der Germanen sind — vieles an der Lebensauffassung, der Sittlichkeit, dem Recht der Germanen fremdartig erscheinen mag, manchen sogar abstoßend erscheinen wird, muß hier versucht werden, die in den Einzelheiten der germanischen Rassenpflege sich kundgebende Weltanschauung und Frömmigkeit des Germanentums in gedrängter Kürze darzustellen. Die germanische Rassenpflege ist ja ein unmittelbarer Ausdruck des germanisch-frommen Gemüts. Ausführlicher habe ich die glaubenstümlichen Grundlagen der indogermanischen und damit auch der germani-

[1] Vgl. hierzu und zur Frage der germanischen Volksherrschaft (Demokratie) Günther, Die Verstädterung, 1934.

schen Rassenpflege zu kennzeichnen versucht in der Schrift „Frömmigkeit nordischer Artung" (1934), weshalb ich hier mich auf einige, mir wesentlich erscheinende Züge beschränke und für alle Einzelheiten auf die genannte Schrift verweise.

Im ganzen Indogermanentum tritt uns eine Diesseitsfrömmigkeit entgegen, die sich in verschiedenen Glaubensformen ausgedrückt hat, denen doch allen sowohl der Offenbarungsgedanke — welcher der orientalischen (Clauß: wüstenländischen) Rassenseele entspricht — wie der Erlösungsgedanke — welcher der vorderasiatischen Rassenseele entspricht[1] — gleich fremd ist. Die Einschätzung aller Glaubensformen indogermanischer Völker leidet aber immer darunter, daß sie meistens versucht wird vom Standpunkte der uns umgebenden jüdisch-christlichen Glaubensvorstellungen, in denen sich eine Jenseitsfrömmigkeit ausdrückt, für die sowohl Offenbarungs- wie Erlösungsgedanke kennzeichnend sind. So suchen wir Frömmigkeit meistens in ganz anderen Werten, Stimmungen, Worten und Handlungen — im wesentlichen in seelischen Werten morgenländischer Herkunft —, so daß uns eine Diesseitsfrömmigkeit wie die der Indogermanen entweder gar nicht als Frömmigkeit oder doch nur als eine dürftige, mangelhafte oder unentwickelte Frömmigkeit erscheint. Indogermanische Frömmigkeit ist aber Frömmigkeit, die den Gläubigen ebenso tief erfüllt wie andersgeartete Frömmigkeit ihre Gläubigen; sie muß jedoch, wenn sie erkannt und gewertet werden soll, durch ihre eigenen seelischen Werte gemessen, aus sich selbst heraus begriffen werden. Dann stellt sie sich dar als die Frömmigkeit eines im Gleichgewicht des Leibes und der Seele lebenden, der Gottheit gegenüber in gemessener Selbstbehauptung aufrecht stehenden Adelsbauerntums nordischer Rasse. Gott und Mensch sind in der indogermanischen Welt nicht zwei unvergleichbare Wesenheiten; die Menschen können etwas Göttliches in sich haben und durch ihre Taten verwirklichen. Indogermanische Frömmigkeit ist eine verehrende Durchdringung aller Dinge der Heimaterde und des Menschenlebens mit einer hochsinnigen Gottesergriffenheit. Daher gestaltet solche Frömmigkeit ihre Glaubensformen so leicht zur Vielgötterei: im Baume eine Gottheit, im Fluß, in der See, Gottheiten des Himmelsgewölbes, der Erde als Ackerflur, der Morgenröte, des Frühlingsbeginns usw.; und darum wird indogermanische Frömmigkeit, wenn sie sich mit einem philosophischen Denken tränkt, so leicht zur Allvergöttlichung (Pantheismus) oder zu

[1] Über orientalische und vorderasiatische Rasse vgl. Günther, Rassenkunde des jüdischen Volkes, 1931; Clauß, Rasse und Seele, 1932.

bestimmten besonnenen, die Fassung nie verlierenden Ausprägungen der Mystik, nicht der Mystik der Sichverschließenden, sondern der aus „Weltgeborgenheit“ (Hauer) weit sich Öffnenden.

Indogermanische Frömmigkeit sieht in der Welt, in „dieser Welt“, die ihre ganze wirksame Welt ausmacht, den großen Zusammenhang einer göttlichen Ordnung: einer Ordnung, die bei den Indern als rita erscheint, bei den Persern als ascha oder urto, bei den Hellenen als kosmos, bei den Italikern (Römern) als ratio, bei den Germanen als Midgard. In diese sinnvolle Ordnung der Welt erscheint — aus einem mächtigen Schicksal, das die Götter noch mitumfassen kann — der Mensch hineingestellt, im Verhältnis eines vertrauenden Freundes zu seinem Gotte und mit diesem Gotte streitend gegen alle widergöttlichen Mächte, streitend in einer völkischen Aufgabe und mit einer tiefen Lust am Verhängnis alles menschlichen Streitens. Die Erde erkennt der Indogermane als das Feld seiner hegenden Tätigkeit bäuerlicher Art, und Pflanze, Tier und Menschen sieht er zur Reifung und Selbstbehauptung berufen in der Ordnung einer Heimatflur. Frömmigkeit wird hier leicht sinngleich mit Besonnenheit, am deutlichsten bei den Hellenen, denen eusébeia oft sinngleich war mit sophrosýne. Die Gelassenheit des sich selbst vertrauenden, zu jedem Schicksalskampfe bereit stehenden nordischen Edelings wirkt sich in all dem aus. Frömmigkeit ist gottheiterfülltes Menschenleben in der völkischen Ordnung, Menschenleben, das immer zum Einsatz bereit ist im Streit auf des Gottes Seite gegen die widergöttlichen Mächte, gegen das chaos, gegen Utgard. Midgard, die Heimatwelt der sinnvollen Ordnung, wird nur erhalten durch den ständigen mutigen Kampf aller Sippen und Stämme des Volkes auf Seiten des Gottes gegen die entstaltenden Mächte und gegen die Wildnis des unbebauten Landes. Midgard, gegen das Utgard immer herandroht, ist so der Inbegriff des vertrauenden Zusammenwirkens aller göttlichen Gesetze mit aller menschlichen Ehre.

Durch das Leben der Sippen hindurch zieht sich der Gedanke der Sinnordnung der Welt als Vorstellung von einer Ordnung der Zeugungen zur Bewahrung der gottgegebenen Rasse in den ausgelesenen Geschlechtern. So sahen die Indogermanen ihre Geschlechter unmittelbar verbunden mit dem ganzen Zusammenhang der Weltordnung. Daher die indogermanische Ahnenverehrung (vgl. S. 143), daher die Bewahrung des heiligen Herdfeuers als eines Sinnbildes für die Fortdauer der Geschlechter, und daher — als ein kennzeichnender und notwendiger Ausdruck

indogermanischer Frömmigkeit — die Rassenpflege dieser Stämme. Noch in dem indischen Gesetzbuche des Manu (X, 61) wird der Zerfall von Königreichen auf die „ungeordneten Zeugungen" seiner Bewohner zurückgeführt; noch hier also ist die alt-indogermanische Vorstellung bewahrt von einer Ordnung der Zeugungen, die unmittelbar folgt aus der umfassenden sinnvollen Ordnung der Welt.

So mußte germanische wie indogermanische Frömmigkeit geradewegs hinführen zu einer Heiligung des menschlichen Geschlechtslebens, zu einer Vertiefung des Gedankens der Ehe aus dieser Frömmigkeit der Weltgeborgenheit, ferner zur Erkenntnis von der Würde der Frau als Hausherrin und Hüterin des Ahnenerbes und endlich zu den betrachteten Geboten der Rassenpflege, zur Betonung der — die völkischen Werte verleiblicht darstellenden — Edelingsart, der eugéneia der Hellenen, der Wohlgeborenheit. Unmittelbar zur Betätigung eines frommen Gemüts gehörte menschliche Zuchtwahl, d. h. eine sorgsame Gattenwahl; unmittelbar zur Frömmigkeit gehörte die Pflege eines Sinnes für edle, für „göttergleiche" Geschlechter, für Tüchtigkeit und Schönheit des Leibes und der Seele, die kalok'agathia der Hellenen, die Vorstellung von menschlicher Ganzheit, von Vollmenschlichkeit — humanitas — bei den Römern zu Zeiten der Adelsrepublik.

Es fällt uns heutigen Deutschen nicht leicht, solche Frömmigkeit zu ermessen: sie hat sich auf andere Dinge gerichtet als die uns umgebende jüdisch-christliche Frömmigkeit. Sie hat sich vor allem auf viel mehr Dinge „dieser Welt" gerichtet, eben als eine Diesseitsfrömmigkeit. Indogermanische und somit germanische Frömmigkeit hat sich in kennzeichnend adelsbäuerlicher Weise auf alle Wachstumswerte dieser Erde gerichtet und sie alle mit Verehrung umfaßt. So wurde sie zur einer Frömmigkeit der Steigerung des Lebens, und zwar des Lebens als einer Leib-Seele-Einheit. Damit mußte sie unmittelbar zu einer Frömmigkeit der Erhaltung und auslesenden Steigerung tüchtiger Geschlechter werden.

In solcher Weise leitet sich die Rassenpflege der Germanen aus dem Glauben der Germanen ab. Hat diese Rassenpflege, wo sie ausmerzen wollte, harte, uns abstoßende Gebräuche durchgeführt, so dürfen wir dieses sippentümliche Denken doch nicht von unserem allein den Einzelmenschen betrachtenden (individualistischen) Denken richten. Auch waren ja die heutigen Mittel einer ausmerzenden Erbgesundheitspflege — die also den Einzelmenschen als solchen, auch die geschlechtliche Betätigung des Einzel-

menschen, nicht beeinträchtigen, sondern nur seine Fortpflanzung verhindern — dem Germanentum und dem Indogermanentum noch nicht gegeben. Worauf es in diesem Abschnitt ankam, war aber der Versuch einer Darstellung der germanischen Rassenpflege nach ihrem glaubenstümlichen Grunde, ihrem lebensgesetzlichen Sinn und ihrem lebenssteigernden Zweck.

Diese Zusammenhänge werden um so bedeutungsvoller, je mehr sich demgegenüber ergibt, welche ganz andersgeartete Glaubenswelt in Germanien mit den Lehren der mittelalterlichen Kirche eindrang. Diese Lehren haben der germanischen Rassenpflege ihre Berechtigung aus dem Glauben entzogen und so diese Rassenpflege nach und nach aufgelöst, wenn auch Reste der altgermanischen Anschauungen, im kirchlichen Sinne umgedeutet, noch über das Mittelalter hinaus, ja bis ins 19. Jahrhundert hinein zu verfolgen sind. Erst die verstädterte Welt des 19. Jahrhunderts hat allen Zusammenhang mit den adelsbäuerlichen Anschauungen des Germanentums, mit den seelischen Werten eines nordischen Freisassentums, verloren.[1]

[1] Vgl. Günther, Die Verstädterung, 1934.

Vierter Abschnitt

Die Auflösung der germanischen Rassenpflege durch das mittelalterliche Christentum

Im folgenden soll nicht untersucht werden, ob die kirchlichen Lehren, zu denen die Germanen bekehrt werden sollten, die rein erhaltene Lehre des Galiläers Jesus noch hinreichend darstellen konnten. Diese ursprüngliche Lehre wird, wie die wissenschaftliche Bibelkritik erwiesen hat, kaum je in zulänglicher Weise erfaßt werden können. Zu den Germanen kam das Christentum jedenfalls als eine im wesentlichen artfremde, morgenländische Lehre. Daß sie als eine Lehre für Morgenländer gedacht war, zeigt vielleicht schon das Wort Jesu, er sei nicht gekommen, das jüdische Gesetz aufzulösen, und mögen ferner solche Worte andeuten wie Matthäus 10, 5 und 6; 15, 24; 15, 26 — Worte, die besagen, daß Jesus sich mit seiner Verkündigung nur an die Juden wenden wollte. (Das Wort „Gehet hin und lehret alle Völker" ist als unecht, als ein späterer Zusatz, erwiesen.) Die Frage der rassenseelischen Richtung des Christentums kann aber hier unerörtert bleiben, da nur betrachtet werden soll, wie die kirchlichen Lehren — die also keineswegs das gleiche sind wie das ursprüngliche Christentum — seit dem Zeitalter der fränkischen Bekehrungskriege gegen das „heidnische" Germanentum auf die germanische Rassenpflege eingewirkt haben müssen.

Da der Bekehrungseifer — Ereiferung für einen Glauben als eine morgenländische Erscheinung steht der kennzeichnend nordischen Duldsamkeit der indogermanischen Glaubensformen gegenüber[1] — nach Möglichkeit alle Zeugnisse der „heidnischen" Vergangenheit austilgte, sind über die Auswirkung des Zusammenstoßes der kirchlichen Lehren mit der germanischen Überlieferung auf die germanische Rassenpflege kaum Zeugnisse erhalten. Es muß daher eine grundsätzliche Gegenüberstellung beider Glaubenswelten im Hinblick auf diese Rassenpflege versucht werden, eine Gegenüberstellung, die bei gebotener Kürze etwas grob und schematisch ausfallen muß, zumal ja die Wirklichkeit des menschlichen Lebens auch Vorstellungen aus einander widersprechenden Geisteswelten miteinander zu den verschiedensten Ausgleichen ver-

---

[1] Vgl. Günther, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, 1934, S. 112; Günther, Frömmigkeit nordischer Artung, 1934, S. 35.

binden kann. In Wirklichkeit geht ja der Kampf der bezeichneten Geisteswelten bis auf heute weiter, und das Christentum beider großen christlichen Bekenntnisse ist nicht mehr das den Germanen gepredigte Christentum des früheren Mittelalters und seiner Bekenner im damaligen „Rassenchaos" der Mittelmeerländer.

Das mittelalterliche Christentum hat zunächst die Völker- und Rassenschranke als gottwidrig bekämpft: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier" — so Paulus im Galaterbriefe 3, 28. Das war gewiß im Hinblick auf jenseitige Werte gesagt: gegenüber Gott weder Jude noch Grieche, weder Freier noch Unfreier. Das Neue Testament ist auch gegenüber der Sklavenfrage gleichgültig, und zwar aus folgerichtigem Denken, denn alle irdischen Verhältnisse sind gegenüber den jenseitigen Werten ohne Bedeutung, höchstens daß Wohlhabenheit von den jenseitigen Werten abziehen kann. Ferner konnte die Sklavenfrage und Ständefrage keine Bedeutung erlangen in einem eschatologischen Jenseitsglauben, d. h. einem Glauben an ein baldiges Weltende und Hereinbrechen des Reiches Gottes. Als aber dieses Weltende sich nicht ereignete, wurde aus solchen Sätzen, wie Paulus sie ausgesprochen hatte, eine diesseitige Folgerung gezogen: die Aufhebung der Völker- und Rassenschranken, der Schranken zwischen Frei und Unfrei. Die Athener lehrte Paulus (Apostelgeschichte 17, 26), die Menschen seien alle aus einem Blute geschaffen: ex uno sanguine, wie die Vulgata übersetzte, deren Wortlaut durch die Bekehrung im Abendlande für die Germanen zur verpflichtenden Heiligen Schrift wurde.

In Athen war diese Gleichheitsbotschaft keine neue Lehre, denn die späten Hellenen, ein wirres entnordetes Rassengemisch, dachten größtenteils selbst so. Sie waren, wenigstens in den Städten, auch größtenteils Nachkommen von Sklaven der früheren, jetzt ausgestorbenen Hellenen und Nachkommen von zugewanderten Fremdstämmigen (Metoiken), und solche Bevölkerungen neigen immer zur Gleichheitslehre, die ihnen ihre Abstammung rechtfertigen oder verhüllen soll. Ebenso haben die Juden, aus deren Geistesschulung Paulus stammte, in hellenistischer und römischer Zeit überall da gerne Gleichheitslehren verbreitet, wo ihnen noch ein überliefertes Artbewußtsein der anderen entgegenstand. Gerade an der Umdeutung eines Begriffes indogermanischer Prägung wie humanitas aus einem Zielbegriff der völkisch verstandenen Vollmenschlichkeit und Edelingsart (vgl. S. 142) zum schlagwörtlichen Begriffe eines alle Abstammungsunterschiede aufhebenden „Menschheitsgedankens" sind besonders Juden beteiligt ge-

wesen.[1] Das ex uno sanguine wurde nun aber den noch gänzlich in der rassentümlichen Überlieferung der Indogermanen lebenden Germanen gepredigt, und zwar als eine Glaubensverpflichtung, niedergeschrieben in der Heiligen Schrift.

Die rassischen Folgen der Gleichheitslehre des mittelalterlichen Christentums — vorher möglichste Reinheit des nordisch-fälischen Rassengemischs der Germanen, nachher Vermischung mit dunklen, kurzköpfigen Bevölkerungen und mit der nicht-nordischen Knechteschicht — hat schon v. Hölder aus den Grabfunden erkannt: die rassische Gleichförmigkeit der Skelette in den Reihengräbern der Germanen erkläre sich völlig aus den germanischen Ehegesetzen mit ihrem Verbot der Ehe zwischen Freien und Unfreien. v. Hölder weist dabei auf die Lex Frisionum (Tit. VI, § I und 2) hin; aber alle germanischen Gesetze, so fügt v. Hölder mit Recht hinzu, enthielten die gleichen Bestimmungen über Einhaltung der Rassenschranken gegenüber den Unfreien, den servi und ancillae, wie sie in den lateinisch geschriebenen Gesetzen heißen.[2] Bis zum 9. Jahrhundert lasse sich die Einheitlichkeit der Reihengräberskelette verfolgen, dann beginne sie zu schwinden. „In erster Linie war es der Sieg des Christentums, welcher die Vermischung in hohem Grade förderte.“[3]

Die Grabfunde mögen wohl den Eindruck einer rasch vor sich gehenden Rassenkreuzung ergeben; aber wahrscheinlich hat, wie immer in solchen Fällen, die Überlieferung einer gewissen Rassentrennung, erst allmählich schwindend, noch einige Jahrhunderte fortgedauert, wenn auch die kirchlichen Lehren eine solche Trennung verwarfen. Zunächst könnte ja das Vorkommen nichtnordischer Formen in den Gräbern nur eine gleich sorgfältige Bestattung der freien wie der unfreien Schicht andeuten, während vorher nur die Freien sorgfältiger in den Reihengräbern bestattet worden waren. Auch v. Hölder vermutet einen solchen Vorgang vor der eigentlichen Rassenkreuzung: „Mit der Einführung des Christentums beginnt in allen Gräbern Deutschlands eine derartige Veränderung, welche nicht anders erklärt werden kann als dadurch,

---

[1] Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, Supplement-Band V, 1931, unter „humanitas“, Sp. 308.

[2] v. Hölder, Über die in Deutschland vorkommenden, von Herrn v. Virchow den Friesen zugesprochenen niederen Schädelformen, Archiv für Anthropologie, Bd. XII, 1880, S. 350.

[3] v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen, Jahreshefte des Vereins für vaterländische Naturkunde, 32. Jahrgang, 1877, S. 450.

daß die längst neben dem reinen germanischen Typus als Hörige und Knechte vorhandenen Brachyzephalen [Kurzköpfe] von da an allmählig nicht mehr getrennt begraben wurden."[1] In vorchristlicher Zeit seien Unfreie und Landfremde abgesondert bestattet worden.[2]

Die Kirche machte vielfach Unfreie zu Geistlichen, wodurch sie in den Stand der Freien erhoben wurden. Manche Bischöfe scheinen gerade Unfreie wegen deren größerer Gefügigkeit in die Geistlichkeit aufgenommen zu haben. v. Hölder verweist für diese Annahme auf Kapitel 119 der Beschlüsse einer Synode zu Aachen vom Jahre 816—17. Im Frankenreiche wurden die Priester hauptsächlich dem unfreien Stande entnommen, weil ein Freier nicht ohne Erlaubnis des Königs Priester werden durfte.[3] Im 11. und 12. Jahrhundert aber hat sich erst die Ehelosigkeit der niederen Geistlichen durchgesetzt, wodurch die Fortpflanzung der in den Stand der Freien erhobenen Geschlechter wieder gehemmt wurde.

In Schweden und Norwegen ist in vielen Gebieten die Rassenschranke zwischen Freien und Unfreien viel später als im südlicheren Germanien gefallen, weil das Christentum dort viel später eindrang. In Schweden gab es viele unfreie Knechte, die von Finnland her, aus Gebieten überwiegend nicht-nordischer Rasse, eingeführt worden waren. Die größte Zahl von Unfreien scheint Schweden um 1200 gehabt zu haben, wenn auch damals unter südlich-christlichem Einfluß schon viele Freilassungen stattgefunden hatten. Aber bis ins 14. Jahrhundert noch gab es in Schweden viele Unfreie, am meisten wohl in Uppland, der Landschaft gegenüber der finnischen Küste, in der durch den Sitz des Königtums und die Güter mächtiger Großbauern der Bedarf an Knechten größer war. Eben in manchen Gegenden der Landschaft Uppland finden sich aber heute verhältnismäßig viele kurzköpfige Menschen mit breiten Gesichtern, betonten Jochbeinen (Backenknochen) und Zügen ostbaltischer Rasse, wie sie in Finnland häufiger sind. Als um 1200 und später die Unfreien in Schweden frei wurden, zogen diese Menschen, da es noch genug unbebautes Land gab, in die unbebauten und als unwirtlich angesehenen Gegenden. An Siedlungs- und Dorfnamen kann man in vielen Fällen solche Orte als die Rodungen und Gründungen von Freigelassenen erkennen. Nun sind aber eben in diesen Gebieten die Menschen meistens

---

[1] v. Hölder, in der angegebenen Arbeit, Archiv für Anthropologie, Bd. XII, 1880, S. 343.

[2] v. Hölder, in der angegebenen Arbeit von 1877, S. 437.

[3] Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, Bd. I, 2, 1845, § 124, S. 446.

dunkler in Haut-, Haar- und Augenfarben als die anderen Schweden, zugleich in ihrem seelischen Wesen scheuer, einfältiger, mißtrauischer und kirchlicher und nicht wie die sonstigen Schweden offen und freimütig. So tritt — nach Untersuchungen von Nihlén — trotz mancher späteren Vermischung der Bevölkerungen immer noch ein Rassenunterschied zu Tage zwischen den Nachkommen früherer Freier und denen früherer Unfreier.[1]

Eine andere Aufhebung des Gedankens der Abstammung und Volksentstammtheit brachte der Erlösungsgedanke — dieser Gedanke selbst eine so kennzeichnende Vorstellung der vorderasiatischen Rassenseele, daß Clauß die seelischen Züge des Menschen vorderasiatischer Rasse[2] zum Bilde des „Erlösungsmenschen" zusammengefaßt hat. Die von der Kirche gelehrte Erlösung sollte aber — und das ist das Wesentliche gegenüber der überlieferten Rassenpflege des Germanentums — zugleich eine Befreiung und Reinigung von Artung, Stamm, Sprache und Volk bewirken, die hier als etwas Einengendes und Befleckendes erschienen. Die „Offenbarung Johannis" (5, 9) lehrte, daß Gott die Menschen herauserlöst habe durch sein Blut aus jedem Stamm, jeder Sprache und jedem Volkstum (ex omni tribu et lingua et populo et natione). — Ein Jude des hellenistisch-römischen Zeitalters konnte unter Umständen sein Volkstum als etwas Widerwärtiges und Abzulegendes empfinden. Es gab damals viele, die das jüdische Volk verabscheuten; es gab auch manche Juden, die ihr Volk gegenüber Hellenen und Römern als minderwertig ansahen. Josephos z. B., der jüdische Geschichtsschreiber auf Seiten der Jerusalem belagernden Römer, empfand so als ein Weltbürger mit hellenistischer Bildung. Nun sollten aber Germanen ihren Stamm, ihre Sprache und Artung als etwas ansehen, aus dem man erlöst werden müsse. Durch priesterliche Unterweisung wirkte nun morgenländischer Geist auf das Abendland ein.[3]

In meiner Schrift „Frömmigkeit nordischer Artung" (1934) habe ich zu zeigen versucht, warum der Erlösungsgedanke in allen seinen Auslegungen und Auswirkungen zunächst dem Germanentum gänzlich fremd erschienen sein muß: Erlösung nämlich von

[1] Nihlén, När Trälarna släpptes lösa i Sverige, Nya Dagligt Allehanda, Söndagsbilaga 16. X. 1927, S. 2 ff.

[2] Zur vorderasiatischen Rasse vgl. Fußnote 1, S. 158.

[3] Gerade die oben angeführte „Offenbarung Johannis" zeigt nach Fascher, Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaften, Zweite Reihe, 9. Halbband, 1934, unter „testamentum", Sp. 935, trotz gelegentlicher Abneigung gegen die altjüdischen Gemeinden (2, 9; 3, 9) eine „stark semitische Färbung" und hat weit mehr morgenländische Prägung als das Evangelium Johannis.

welchem Übel und zu welchem anderen Leben? Midgard, die Welt der sinnvollen Ordnung, die bebaute Heimaterde, war kein Übel, war vielmehr gerade etwas Göttliches, und Utgard, die Mächte alles Widergöttlichen, galt es auf Seiten des Gottes zu bekämpfen. Ein besseres Leben als das streitbare Leben auf dieser Erde und in Gottesfreundschaft konnte es gar nicht geben. Eben als Frommer besaß der Germane die oben geschilderte Weltgeborgenheit und als Edeling und Nachkomme ausgelesener adelsbäuerlicher Geschlechter die Gewißheit guter Artung. Nun sollte ihm Midgard ein Schauplatz der Erbsünde und der erlösungsbedürftigen Gebrechlichkeit werden, seine Artung selbst, dem widerwärtigen, zur Sünde hinabziehenden „Fleische" verhaftet, etwas Befleckendes, aus dem eine vom Leibe getrennte Seele einem Jenseits zustreben müsse. Alle menschliche Artung sei schon im Keime verdorben, „böse von Jugend auf" (1. Mose 8, 2) und erzeugt aus „sündigem Samen" (Psalm 51, 7). Nach dieser Lehre war es gar nicht mehr möglich, daß, wie es dem Indogermanen erschien (vgl. S. 143), sich in Menschengeschlechtern etwas Göttliches darstellen könne; vielmehr war alles Menschliche in Erbsünde empfangen, vor Gott unwürdig und darum auf eine Erlösung, die Erlösung durch ein Blutsopfer, angewiesen.

Es sind aus den oben (S. 162) genannten Gründen keine Zeugnisse erhalten, wie solche Lehren auf das germanische Gemüt gewirkt haben. Wahrscheinlich hat dieses Gemüt ihnen einen ähnlichen Widerstand entgegengesetzt, wie ihn auch Goethe wieder empfand, der sich gegen die Lehre von der Erbsünde auflehnte und „in gewissen Erscheinungen" eine „Erbtugend" anerkannt wissen wollte.[1] Auch von der Entrüstung Goethes wissen wir über die Kantsche Vorstellung vom „Radikal-Bösen" im Menschen. Goethe war sicherlich ein zu guter Kenner der Wirklichkeit, um etwa zu übersehen, daß wahrscheinlich die Mehrheit seiner Zeitgenossen Beispiele für etwas „Radikal-Böses" darstellen konnte; aber er weigerte sich aus einem, wie man es nennen könnte, indogermanischen Empfinden, dieses „Radikal-Böse" als etwas der Gattung Mensch und allen Menschenschlägen Notwendig-Wesentliches aufzufassen, und meinte, Kant habe diese Anschauung in seiner Lehre deshalb eingeführt, um auch Christen zu seiner Philosophie herbeizulocken — so im Briefe an Herder vom 7. Juni 1793.

So etwa mögen Germanen gegenüber den mittelalterlich-kirchlichen Lehren empfunden haben. Eine Vorstellung, wie

---

[1] Goethes Werke, Cottasche Jubiläumsausgabe, Bd. 37, S. 288.

sie Luther in seinem Taufbüchlein (1526) ausspricht, daß das Kind vor der Taufe „vom Teufel besessen und ein Kind der Sünden"[1] sei; ferner eine Vorstellung, wie sie noch das Augsburgische Bekenntnis (Confessio Augustana) und die Konkordienformel (Formula Concordiae), verpflichtende Grundlagen der Evangelischen Kirche, aussprechen, daß der Mensch „in Sünden empfangen und geboren", „keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben könne"; daß überhaupt nichts Gesundes und Unverdorbenes an Leib und Seele des Menschen sei und er deshalb zum Guten nicht nur unwillig, sondern völlig unfähig, und daß er nach seiner „ganzen Natur, Person und Wesen" durch die Erbsünde gänzlich verdorben sei[2] — solche Vorstellungen können bei ihrem Gegensatz zu germanisch-indogermanischem Denken doch erst nach Jahrhunderten angemessener Auslegung in das Gemüt der Nachkommen bekehrter Germanen übergegangen sein. Einzelne Germanen haben wohl versucht, die kirchlichen Lehren in einem heimatlichen Sinne umzudeuten; einen solchen Versuch, der aber den meisten damaligen Germanen noch fremdartig genug erschienen sein mag, stellt die altsächsische Heliand-Dichtung des 9. Jahrhunderts dar.[3] Die nüchtern Denkenden unter den germanischen Adelsbauern — und nüchternes Denken war unter Bauern überwiegend nordischer Rasse immer verbreitet — mögen bei aller Geltung, welche die römische Kirche als weit umfassende Macht bei ihnen besaß, zunächst die kirchlichen Lehren etwa so empfunden haben, wie Friedrich der Große nach seinem Letzten Willen vom Jahre 1768.[4]

Die kirchliche Entwertung alles diesseitigen Lebens greift über auf alle Dinge der sinnvollen Ordnung. Das Geschlechtsleben wurde entheiligt, weil es nunmehr zum verachteten „Fleische" gehörte. Das Weib, die Hausherrin als Hüterin des Rassenerbes, wurde zu einem Gegenstand, an dem sich fleischliche Begierden

[1] Luthers Werke in Auswahl, herausgegeben von Clemen, Bd. III, 1913, S. 310.

[2] J. T. Müller, Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, 9. Aufl., 1920, S. 38, 78, 520, 521, 576, 585.

[3] Der „Heliand" wird gemeinhin als ein Zeugnis dafür angesehen, mit welcher Bereitwilligkeit Germanen den Vorstellungen des eingeführten Glaubens entgegengekommen seien. Wahrscheinlich muß man aber den „Heliand" im Zusammenhang mit der durch viele Beispiele bezeugten Bekehrungsanweisung sehen, die empfahl, auf einheimische Vorstellungen und Gebräuche weitgehend einzugehen, um später allmählich einheimischen Überlieferungen immer mehr fremden Gehalt zu geben. Der Heliand ist ein Beispiel „missionarischer Anpassung."

[4] Friedrich der Große, Briefe und Schriften, ausgewählt von R. Fester, Bd. II, 1927, S. 277.

entzünden könnten. Damit löste sich die oben geschilderte „Ordnung der Zeugungen" auf. Als besonders fromm sollten gar diejenigen gelten, „die sich um des Himmelreichs willen verschnitten haben" (Matthäus 19, 12). Origenes hatte sich selbst entmannt, der große Kirchenlehrer. Die Entwürdigung des Leibes, der indogermanischen Ehrung des Leibes so entgegengesetzt, ging so weit, daß Athanasius (geboren um 297 zu Alexandria) den ägyptischen Antonius, einen Heiligen, rühmte, weil er seine Füße nicht mehr wasche, und die Heilige Agnes (im 4. Jahrhundert) mißachtete um der zum Jenseits strebenden Seele willen ihren Leib so, daß sie kein Bad mehr nahm. Bei den Indogermanen war immer die leiblich-seelische Gesundheit als ein hohes Gut geschätzt worden. Ganzheit, Gesundheit und Lebensfreude wünschte man sich beim Gruße: „Heil" (zu englisch whole „ganz"), „vale" oder „chaire". Der Heilige Hieronymos (340—420) lehrte: „Man soll das Fleisch besiegen! Ein von Gesundheit strahlendes Angesicht ist das Kennzeichen einer befleckten Seele." Gesundheit sollte eine Gefahr für die Seele sein, Leibesschönheit, ein Ausdruck ausgelesener Artung, ein Teufelswerk zur Aufreizung des Fleisches zur Unzucht.

Natürlich haben solche Lehren nie das ganze Germanentum ergriffen, dazu war dieses im adelsbäuerlichen Wesen und im Alltag des Bauernkriegers zu fest verwurzelt. Nur wenige sind gänzlich den kirchlichen Lehren verfallen, die immer mehr mönchisches Leben als das wahrhaft christliche Leben verkündeten. Aber diese Lehren haben doch die hochtrachtenden und letzten Endes hochzüchtenden Glaubensvorstellungen des Germanentums aufgelöst, so daß Einzelnes aus der germanischen Rassenpflege nur noch als eine geduldete „weltliche" Überlieferung fortbestehen konnte, während diese Rassenpflege vor der Bekehrung gerade ein Ausdruck germanischer Frömmigkeit war. Jetzt galt vieles aus der Überlieferung als „heidnisch" und verwerflich und löste sich im Laufe der mittelalterlichen Jahrhunderte nach und nach auf oder wurde zu einer Standesüberlieferung allein des Adels, die aber immer mehr von ihrem ursprünglichen lebensgesetzlichen (biologischen) Sinne verlor.

Die Midgardvorstellung, zu der die lebensgesetzlich und rassentümlich so bedeutungsvolle Ordnung der Zeugungen und alle die von Neckel (vgl. S. 156) beschriebenen adelsbäuerlichen Werte gehörten, mußte sich durch die kirchlichen Lehren schnell zersetzen; die Weltgeborgenheit mußte sich auflösen. Diese Auflösung erstreckte sich bis auf den Wert der Heimat, der zum Kern des Midgardgedankens gehörte. In seinem Buche „Asketische Heimat-

losigkeit" (1930) hat v. Campenhausen den dem Heimatgedanken entgegengesetzten kirchlichen Wert der xeniteia, der Abkehrung von der Heimat und der heiligen Auswanderung in die Fremde, geschildert, die peregrinatio, wie diese Heimatabkehr im Abendlande genannt wurde. Vor allem in dem irisch-angelsächsischen Christentum trat der Wert der Heimatlosigkeit als eines Mittels zum Heil der Seele hervor. Im übrigen Abendlande trat diese Lehre später mehr zurück; doch wurde peregrinatio als eine besonders heiligende Lebensführung noch im Hochmittelalter gepriesen und ausgeführt. Mit der kirchlichen Entwertung der Heimat war aber die Midgardvorstellung mitten ins Herz getroffen. Der Mönch Otfrid von Weißenburg (im Elsaß) schrieb um 868 sein „Evangelienbuch", worin er (I, 18) darlegt, daß unsere Heimat das Paradies sei, daß wir Menschen um unserer Sünden willen auf dieser Erde nur wie Ausgestoßene im fremden Lande lebten und nur durch Buße und Weltabkehr unsere eigentliche Heimat wieder gewinnen könnten.

Jetzt war — dem germanischen Glauben gerade entgegengesetzt — der Widerwillen gegen Heimat und Sippe geradezu zum Kennzeichen größter Frömmigkeit geworden. Die Bewahrung der Sippenbindung war für den Germanen die Sicherung alles Gedeihen schaffenden „Friedens". Das Wort „Friede" bedeutet eben ursprünglich das Gedeihen alles Wachstums der Sippensiedlung durch die Ordnung der Sippen. Am unheimlichsten erschien dem Germanen Sippenentzweiung. Das hat Grönbech überzeugend dargelegt.[1] Darum mußte den immer noch sippentümlich denkenden Germanen auch bei angemessenster Auslegung ein Wort Jesu, wie das bei Matthäus 10, 35 überlieferte, zunächst frevelhaft erscheinen: „Ich bin gekommen, den Menschen zu erregen gegen seinen Vater und die Tochter gegen ihre Mutter und die Schwiegertochter gegen ihre Schwiegermutter, und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein." — Für die Kirche war ein solches Wort die Bestätigung des geistlichen Wertes der Abkehr von der Welt. Mit einer solchen Abkehr von der Welt war aber auch die Abkehr vom Gedanken der Abstammung und Sippenpflege ausgesprochen.

Dem Gedanken der Abstammung von adelsbäuerlichen Ahnen des eigenen Stammes trat als kirchliche Lehre ferner die Vorstellung von einer Anknüpfung wenigstens der Seelen an die Ahnen des jüdischen Volkes entgegen. Im paulinischen Briefe an die Galater (3, 27) wurde gelehrt: „Seid ihr aber Christi, so seid ihr

[1] Grönbech, Midgård og Menneskelivet, Kopenhagen 1912.

Abrahams Same" — die Juden sollten ja nunmehr als das „auserwählte Volk" gelten, von dem das Heil komme (Johannes 4, 22), als das von Gott auserwählte Volk, denn alttestamentliche Bezeichnungen wie Elohim oder Jahu (Jehovah), Bezeichnungen für den Sondergott der hebräischen Stämme, wurden von der Heiligen Schrift, der Vulgata, übersetzt dargeboten als dominus oder deus, als „Herr" oder „Gott", also nicht mehr mit der Kennzeichnung als Sondergott, sondern mit der eines alle Völker umfassenden und alle zu seinen Geboten verpflichtenden Eingottes und Allgottes. Eben in dieser stillschweigenden Gleichsetzung hebräischer Gottesbenennungen mit Benennungen für den Allgott selbst beruht ja die glaubensgeschichtlich verhängnisvolle „Große Täuschung", auf die v. Delitzsch eindringlich hingewiesen hat.[1]

Für die Rassenpflege der Germanen bewirkten die mittelalterlichen Kirchenlehren außer der Aufhebung der Rassenschranke zwischen Frei und Unfrei vor allem die Entwürdigung der Ehe, die innerhalb der göttlichen Ordnung des Indogermanentums etwas besonders Verehrungswürdiges dargestellt hatte. Nach Paulus (1. Korinther 7, 2) war die Ehe dazu da, die Hurerei der Menschen vermeiden zu helfen; „heiliger" aber als eheliches Leben war Ehelosigkeit und Abtötung der Sinne (1. Kor. 7, 1). Diese Herabwürdigung der Ehe läßt sich von den frühmittelalterlichen Kirchenvätern an durch das ganze Mittelalter verfolgen. Die Mönchs- und Nonnensittlichkeit galt als höchste Sittlichkeit, und eine Lehre von der „unbefleckten Empfängnis", wenn diese Lehre auch nicht so einfach auszulegen war, wie der Laie sie sich dachte, konnte doch für den Laien nichts anderes bedeuten, als daß umgekehrt jede Empfängnis einer Frau seines Volkes als befleckt anzusehen wäre. Eine Ausnahme in der Bewertung der Ehe macht Clemens von Alexandria (gestorben etwa 220), der zum ersten Male nach Ausbreitung des Christentums die Ehe wieder wie bei den Völkern indogermanischer Sprache als eine Pflicht gegenüber Volk und Staat auffaßt und der sogar als den Sinn der Ehe die Zeugung wohlgearteter Kinder ansieht, die euteknia. Aber hier und noch zum Teil in Tertullians Anschauungen über die Ehe wirkt sich mittelbar und abgeschwächt doch noch indogermanisches Denken aus, hellenischer und hellenistischer Geist der Stoa und der Schriften des im wesentlichen noch indogermanisch empfindenden Hellenen Plutarchos.[2]

---

[1] v. Delitzsch, Die große Täuschung, Bd. I, 1924, Bd. II, 1922.

[2] Vgl. Preisker, Christentum und Ehe in den ersten drei Jahrhunderten, 1927, S. 201—203, 248 ff.

Mit der Entwürdigung der Ehe war folgerichtig verbunden die **Entwürdigung der Frau.** Es ist früher oft behauptet worden, erst das Christentum habe die Germanen die Achtung vor der Frau gelehrt. Der Kirchengeschichtsforscher **Boehmer** hat noch im Jahre 1913 den Germanen Dinge angedichtet wie Unzucht verschiedener Art, Verachtung und Knechtung des weiblichen Geschlechtes und andere Schändlichkeiten[1] — alles aber Züge menschlichen Verhaltens, wie sie nachweislich in Germanien immer nur von Süden und Osten eingeführt worden sind. Mit Recht hat ein Kenner der germanischen Welt wie **Neckel** in seiner Schrift „Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen", 1934, solche Meinungen als unhaltbar zurückgewiesen. In der Tat hat das mittelalterliche Christentum geradezu eine Welle der **Verunglimpfung des weiblichen Geschlechts** erregt, während die Frau als Hausherrin (déspoina, domina, matrona) bei allen Indogermanen, solange jeweils die nordische Rassenseele in ihren Volkstümern bestimmend war, eine geachtete Stellung eingenommen hatte, in der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens eine viel geachtetere Stellung, als die verschiedenen Rechtsaufzeichnungen der Völker indogermanischer Sprache vermuten lassen. Bei den Germanen fand sich dazu noch die Anschauung, daß den Frauen „etwas Heiliges und Vorahnendes" eigen sei (Tacitus: aliquid sanctum et providum). „Sie verschmähen ihren Rat nicht und achten auf ihre Antworten", so kennzeichnet Tacitus (Germania, 8) die Achtung der germanischen Männer vor den Frauen.

Dem steht in der kirchlichen Lehre das mulier taceat in ecclesia (1. Korinther 14, 34/35) gegenüber und die Pflicht der Frauen, im Gottesdienste ihr Haupt zu verhüllen, weil sonst durch sie Fleischeslust erregt werden könnte (1. Korinther 11, 5 und 6). Bei den Kirchenvätern erscheint das Weib, dem Paulus (1. Timotheus 2, 14) den Ursprung der Sünde zugeschrieben hatte, als ein templum aedificatum super cloacam, als „Mutter der Sünde" und „Quelle der Sünde", und das Konzil zu Macon, das im 7. Jahrhundert unter den merowingischen Frankenkönigen tagte, beriet darüber, ob das Weib überhaupt als ein Mensch anzusehen sei.[2] Wieviel Abscheulichkeit der nach mittelalterlichen Kirchenlehren urteilende Hexenhammer dem weiblichen Geschlechte zuschreibt, ist in dieser Rechtsurkunde nachzulesen.

---

[1] **Boehmer**, H., Das germanische Christentum, Theologische Studien und Kritiken, Jahrgang 1913, Heft 2, S. 165 ff.

[2] **Gregorius von Tours**, Zehn Bücher fränkischer Geschichte, VIII, 20; übersetzt von W. v. Giesebrecht, Bd. II, 1913, S. 279.

Die angeborene Verehrung der Frau durch Nachkommen der Germanen des Frühmittelalters konnte sich im Hochmittelalter wieder in der Verehrung der Jungfrau Maria auswirken und von solchen Äußerungen der Frauenverehrung her in den Minnesang einziehen und in jenen dolce stil nuovo, für den Dantes Dichtung Vita Nuova das schönste Beispiel sein mag. Hier besingt der blonde Dante[1] die Florentinerin Beatrice aus einem kennzeichnend nordischen Liebesempfinden. Die so wieder durchbrechende Ehrung der Frau konnte sich jetzt aber kaum noch so schlicht und groß aussprechen wie bei den Germanen, sondern erhielt einen mehr oder minder gezierten Zug oder erfuhr eine gewisse romantische Übersteigerung; vor allem aber: diese Frauenverehrung bewegte sich am Rande eines Abgrundes, des erregten Sündengefühls, der Angst vor der Fleischeslust, die für die kirchlichen Lehren das Wesentliche in den Beziehungen der Geschlechter ausmachte. Daher bei den Minnesängern, die in ihrer Jugend die Freude an „dieser Welt" und die Liebe zwischen den Geschlechtern besungen hatten, so oft im Alter der angstvolle Umbruch zur Absage an die „Frau Welt". In der kirchlichen Kunst wurde die „Frau Welt" dargestellt als ein Weib, von vorn verlockend gestaltet, zur Sünde reizend, und hinten voll eklen Getiers. Als die Welt — für den Germanen Midgard, die bebaute Heimaterde, das Feld aller hegenden Tätigkeit des Menschen und alles völkischen Kampfes mit dem Gotte gegen Utgard, den Inbegriff alles Widergöttlichen — als die vom Germanen als Midgard begriffene Welt von der Kirche als diese „Frau Welt" dargestellt wurde, als auch ein Luther in der Natur nur eine teuflische, den Menschen verführende und äffende Macht sah, eine „Frau Hulde", die „ihrem Gott widerbellen darf",[2] da war die Quelle desjenigen Lebensgefühls zugeschüttet, aus dem die germanische Rassenpflege entsprungen war.

Die jüdisch-christliche Glaubenswelt hat so den Germanen aus dem Zusammenhang der Weltordnung zu lösen versucht und ihn als Bekehrten auf ein Jenseits verwiesen, dem gegenüber angestammte „irdische" Werte ihre Bedeutung verlören. Nach und nach wurde so das ganze Lebensgefühl des mittelalterlichen

---

[1] Die eigene Blondheit erwähnt Dante in seiner 2. Ekloge an Giovanni di Virgilio, Vers 44; Le opere di Dante, herausgegeben von Barbi, Parodi und anderen, Florenz 1921, S. 457; Giovanni di Virgilio antwortet ihm mit einer Ekloge (ecloga responsiva), in der er (Vers 44) die frühere Blondheit des jetzt ergrauten Dante ebenfalls erwähnt (a. a. O. S. 459).

[2] Luthers sämtliche Werke, Erlanger Ausgabe, Bd. VII, 1827, S. 329.

Abendlandes gerade in denjenigen gesenkt, die befähigt waren, geistige Werte in sich aufzunehmen und willens waren, nach diesen Werten zu leben. Die gröber gearteten Menschen lebten ohne tiefere Gewissenskämpfe in den verschiedenen Ausgleichen zwischen Kirchenlehre und ererbter Artung, die möglich waren und von der Kirche geduldet wurden. Eine Senkung des gesamten Lebensgefühls im Mittelalter ist aber unverkennbar und dauerte an, bis im Humanismus der Wiederbelebungszeit (Renaissance) die Besten in den abendländischen Völkern durch die Zeugnisse hellenischen und römischen Geisteslebens wieder alt-indogermanisches Lebensgefühl ahnten und bis später, im Zeitalter Winckelmanns, Goethes, Schillers und Wilhelm von Humboldts, von neuem indogermanischer Geist sich an den großen Zeugnissen der Vergangenheit entzündete, und bis endlich mit der Romantik das einheimische Germanentum wieder entdeckt wurde. Bis zur Wiederbelebungszeit aber galt im Abendlande durch kirchliche Lehre nicht mehr der indogermanische und germanische Sinn für das Menschlich-Hochtrachtende, nicht mehr die Richtung auf das Edelgeartete, der Wille zur Steigerung des Lebens, zur Pflege aller Wachstumswerte, sondern es überwog in allen geistigen Äußerungen eine Neigung zum verkümmerten Leben, gerade weil verkümmertes Leben eine bessere Vorbereitung für das Jenseits war in dieser Welt der Heimsuchungen. Der Mensch sollte sich nach solchen Lehren gar nicht geborgen fühlen in „dieser" Welt.

Daher auch der Preis der Armut, die dem tüchtigen bäuerlichen Germanen — in einer Zeit, in der noch genug freies Land zu roden und zu bebauen war — als Preis der Leistungsunfähigkeit erschienen sein muß. Armut war für ihn das angemessene Schicksal des Untüchtigen, nicht der Zustand, in dem ein Mensch dem Reiche Gottes näher war. Daher der Preis des Schwachen und Kranken, die Verdächtigung gesunden Aussehens als eines Anzeichens seelischer Befleckung (vgl. S. 169). Im Römerbriefe (12, 16) mahnt Paulus: „Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch hernieder zu den Niedrigen" — das war die Verneinung der indogermanischen Werte wie Stolz, Machttrieb, Freude am Landbesitz, am Wettbewerb aller Kräfte des Gaues. Von diesen indogermanischen Werten wurde der mittelalterliche Fromme hinweggelenkt auf Werte der Demut, d. h. dem Wortstamme („dienen") nach: des Knechtssinnes, der Heimatlosigkeit, Ehelosigkeit und Besitzlosigkeit.

Diese Umwandlung der Wertungen durch die kirchlichen Lehren

des Mittelalters hat einer der besten Kenner des heidnischen Germanentums, Andreas Heusler, gekennzeichnet:

„Im Tiefsten unchristlich ist es, daß man sich offen und freudig bekennt zum Stolz und Machttrieb. Wer das Zeug dazu hat, soll der erste sein wollen in seiner Landschaft. Der Satz „wer sich selbst erniedrigt" findet kein Echo in diesen Herzen. Dem Willen zur Macht gehört die Zuneigung des Erzählers und des Hörers. . . . . Mit Mitgefühl folgt man dem Selbstbewußten, den das Schicksal beugt. Etwas Neues ist in den christlichen Geschichten der Blick der Genugtuung, der den Sturz des Mächtigen streift. Soweit in den Sagas Voreingenommenheit und Schadenfreude herrscht, richtet sie sich weniger gegen den Gewalthaber und Unterdrücker als gegen den Duckmäuser und Leisetreter, auch gegen den Emporkömmling".[1]

Die Lehren der mittelalterlichen Kirche haben so die germanische Bezogenheit auf ein Menschenbild leiblich-seelischer Vollendung und hochtrachtender Lebensführung gelöst und statt dessen eher die Tugenden derjenigen gelehrt, die von den Germanen als litilmenn, als kleinbeseelte Menschen, bezeichnet worden waren (vgl. S. 142). Damit fiel durch die neue Glaubenslehre das Auslesevorbild vom tüchtigen, edlen und schönen Menschen. Das mußte sich im Lauf der Jahrhunderte auswirken und hat sich mit anderen geschichtlichen Mächten zusammen dahin ausgewirkt, daß wir Deutsche rassisch und erbgesundheitlich anders dastehen als die Germanen.

Mit der Bekehrung der Germanen zum Christentum schließt die Rassengeschichte des Germanentums als solchen. Es beginnt mit dem Zeitabschnitt zwischen dem 9. und 11. Jahrhundert — als die Rassenschranke zwischen den Freien und den Unfreien, hier früher, dort später, am spätesten in Niedersachsen und in Skandinavien, dort gänzlich erst im 14. Jahrhundert, fiel — die Rassengeschichte der Einzelvölker germanischer Sprache, in Deutschland die Rassengeschichte des deutschen Volkes. Das deutsche Volk des späteren Mittelalters und der Neuzeit stellt sich schon als ein Ausleseergebnis derjenigen Jahrhunderte dar, in denen die Rassenzucht der Germanen, die auf indogermanische Wurzeln der Jungsteinzeit zurückgeht, aufgelöst worden war.

---

[1] Andreas Heusler, Altgermanische Sittenlehre und Lebensweisheit, bei Nollau, Germanische Wiedererstehung, 1926, S. 200.

Verfassernamen

Schlagwörterverzeichnis

Grundlegende Werke von Professor Dr. Hans F. K. Günther, Berlin

dem Begründer des deutschen Rassegedankens

Rassenkunde des deutschen Volkes



78.–84. Tsd. 508 Seiten mit 29 Karten und 580 Abb.
Geheftet M. 10.—, in Leinen M. 12.—,
in Halbleder M. 15.—

Aus dem Inhalt: Der Rassenbegriff / Zur Geschichte der Rassenkunde / Menschenkundliche Maße: Feststellung und Forschungsweise / Die leiblichen und seelischen Merkmale der europäischen Hauptrassen (nordische, fälische, westische, dinarische, ostische, ostbaltische) / Die Rassenverteilung im deutschen Sprachgebiet / Rasse und Sprache / Umwelteinflüsse / Vererbungserscheinungen / Mischlinge / Rassen- oder Blutgruppen oder Konstitutionstypen / Neuentstehung von Rassen / Gibt es eine neue deutsche Rasse? / Die Rassen Alteuropas / Die fälische Rasse / Die Rassengeschichte der keltischen und germanischen Stämme und des deutschen Volkes / Der Untergang des Abendlandes im Mischlings- und Industriezeitalter eine Rassenfrage / Wo stehen wir heute? Was können wir tun?

„Günthers unstreitiges Verdienst ist es, die Rassenkunde von einer Geheimwissenschaft weniger Zünftiger zu einer Angelegenheit des ganzen deutschen Volkes zu machen. Er lieferte der nationalsozialistischen Bewegung das geistige Rüstzeug zu jenen politischen Auswertungen dieser Frage, die für die Zukunft des deutschen Volkes von so ausschlaggebender Bedeutung sind.“ Der Kampfruf.

„Die vornehme und sachliche, sorgfältig abwägende Art der Darstellung, verbunden mit einem glänzenden Stil, macht das Studium des ausgezeichneten Buches zu einem Genuß.“ Prof. La Baume, Blätter f. deutsche Vorgeschichte.

„Die beste und reichhaltigste gemeinverständliche Darlegung des Rassenproblems in Rücksicht auf unser Volk, die wir kennen.“ Zeitschrift für Deutschkunde.

Von diesem Werk ging der Siegeslauf des Rassegedankens aus.

Die außerordentlich billige Ausgabe des großen Werkes – der „Volks-Günther“:

Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes. 121.—130. Tausend.

Mit 100 Abbildungen und 13 Karten. Geh. M. 2.—, Lwd. M. 3.—.

Wer von der Wichtigkeit des Güntherschen Werkes „Rassenkunde des deutschen Volkes“ überzeugt ist, wird für Weiterverbreitung seiner Gedanken sorgen wollen. Da ist nun der „Volks-Günther“, die wesentlich gekürzte Volksausgabe, das geeignete Geschenkbuch. Man sollte ihn ganz besonders den jungen Menschen, Studenten, Wandervögeln usw. in die Hand geben. Er enthält eine knappe Darstellung unseres heutigen Wissens von den europäischen Rassen, von ihren Merkmalen und ihrem seelischen Wesen. Er ist aber nur zur Einführung geeignet, tieferschürfende Leser greifen zur großen Ausgabe.

J. F. Lehmanns Verlag / München 2 SW

Rassenkunde Europas. 3., wesentlich vermehrte u. verbesserte Aufl. 342 S. mit 567 Abbildungen und 34 Karten. Geh. M. 9.–, Lwd. M. 10.80.

Unter den Werken Dr. Günthers gebührt seiner Rassenkunde Europas ein bevorzugter Platz. Behandelt sie doch das ganze große Gebiet Europas in umfassender und doch knapper Übersicht, ohne den Laien durch ein Allzuviel von Einzeldingen, durch Behandlung noch umstrittener Fragen zu verwirren und zu ermüden. Die neue Auflage ist wieder stark vermehrt, die Belege sind gegen früher verstärkt, alles ist weit wissenschaftlicher angefaßt, als es früher bei gedrängter Darstellung möglich war. Die Vermehrung des Umfangs betrifft in gleicher Weise die prachtvolle und vielseitige Bebilderung wie den tiefschürfenden Text.

„Eine kurze, allgemeinverständliche Fassung; Europa, vor allem Zentraleuropa, rassenmäßig schildernd. Reiches, vorzügliches Bildmaterial." Prof. E. Fischer-Berlin

Volk und Staat in ihrer Stellung zu Vererbung und Auslese. 2. Auflage. 1933. Geh. M. 1.20.

Günther fordert, daß der Staat mehr als bisher Lehrmeister und Zuchtmeister wird, wobei an die Aufklärung über richtige Gattenwahl, andrerseits an die Unfruchtbarmachung Minderwertiger gedacht wird. Diese kleine Schrift verdient weiteste Verbreitung.

Rassenkunde des jüdischen Volkes. 5.–7. Tausend. 360 Seiten mit 305 Abbildungen und 6 Karten. Geh. M. 9.80, Lwd. M. 11.70.

„Günther ist weit entfernt von jenem durch die Zeiten geschleppten Unsinn, daß die Juden eine Rasse sind. Sie sind ein Volk, und das ist ein Rassengemisch — das zeigt Günther unwiderleglich. Auch dieses Werk zeigt wieder alle die Vorzüge seiner früheren Werke: Anschaulichkeit, Sachlichkeit, vornehmste Gerechtigkeit in Ton und Denkart; dabei jene Darstellung, die man als „spannend" bezeichnen kann, die neben der Allgemein- und Leichtverständlichkeit Günthers größtes Verdienst ist, nicht zum wenigsten durch die Formenschönheit und Reinheit seiner Sprache. Ausgezeichnet ausgewählt sind wieder die Bilder! Günther hat den Schlüssel zur Judenfrage geliefert." Die Sonne.

Rassengeschichte des hellenischen und römischen Volkes. Mit einem Anhang: Hellenische und römische Köpfe nordischer Rasse. Mit 3 Karten, 83 Abbildungen im Text und 64 Abbildungen auf 16 Tafeln. Geh. M. 5.80, Lwd. M. 7.20.

Ich bin überzeugt, daß sich die deutsche Jugend mit dem klassischen Altertum lieber beschäftigen wird, wenn ihr der Lehrer sagt, daß die Römer und Griechen Menschen unseres Stammes waren. Nach meiner Erfahrung bleiben solche Hinweise im Unterricht nicht wirkungslos. Ich möchte das wertvolle Buch allen Lehrern der alten Sprachen und Geschichte recht sehr empfehlen. Prof. Dr. P. Astner in der „Deutschen Erziehung".

Platon als Hüter des Lebens. Platons Zucht- und Erziehungsgedanken und ihre Bedeutung für die Gegenwart. Mit einem Bildnis Platons. Geh. M. 2.15, Lwd. M. 3.20.

Altgermanische Kultur in Wort und Bild

Drei Jahrtausende germanischen Kulturgestaltens. Von Prof. Dr. Wolfgang Schultz, München.

Mit 234 Abb. auf 112 Taf. u. 5 Kart. 3., stark verm. Aufl. Geh. M. 6.–. Lwd. M. 7.50.



„Durch dreitausend Jahre germanischen Kulturgestaltens führt Wolfgang Schultz. Da gibt es genaue Untersuchungen über Religion, Brauchtum, Leben und Dichtung, über die bildhaften Schöpfungen, die Zierate und Felsritzungen während der Bronzezeit; da wird erzählt von den Kelten und Römern, dem Zug der Kimbern und dem Aufbruch nach dem Osten in der frühen Eisenzeit; und die Dichtung der Skalden, die indogermanische und die germanische Religion des folgenden Jahrtausends behandelt. In dem Schlußabschnitt aber setzt sich der Verfasser knapp und eindringlich mit dem heutigen ‚Deutschtum als Aufgabe auseinander, das uns befähigen möge, zu unserem besseren, zukunftsstarken Selbst zu finden'." Königsberger Allgem. Zeitung.

Wer kennt Germanien? Von Charlotte Roehn-Behrens. Mit 86 Bildern. In Steifumschlag M. 4.–, Lwd. M. 5.–.

Die Buchausgabe der im Illustrierten Beobachter erschienenen Aufsätze der bekannten Verfasserin erscheint nun vermehrt und überarbeitet und durch zahlreiche zum Teil noch ganz unbekannte Bilder von neuen Ausgrabungen ergänzt. Die Verfasserin hat die ersten deutschen Fachleute auf dem Gebiet der germanischen Frühgeschichte über all die Dinge befragt, die jeder Deutsche heute über die Frühzeit seines Volkes wissen möchte. Männer, wie die Professoren Hans Hahne, Robert Mielke, Gustav Neckel, Freiherr von Richthofen, Carl Schuchhardt u. a. antworten im durchaus unprofessoralen Plauderton und geben so zusammen ein Bild von Land und Leuten in Germanien, das sich auch der Vielbeschäftigte und auf anderen Gebieten Arbeitende mühelos aneignen kann.

Die Germania des Tacitus. Herausgegeben und übersetzt von Prof. Dr. E. Fehrle, Heidelberg.

Mit lateinischem und gegenübergestelltem Übersetzungstext, volks- und heimatkundlichen Anmerkungen, 45 Abb. auf 16 Taf. und einer Karte. 2. verb. Aufl. Geh. M. 3.60, Lwd. M. 4.80

Altgermanische Kunst. Mit einer Einführung von Prof. Dr. Fritz Behn. Mit 48 prächtigen Bildtafeln. Neue, erweiterte Auflage. Kart. M. 3.60.

Germanische Gothik. Von Prof. Dr. Franz Bock. Mit 55 Bildern. Kart. M. 4.–.

Deutsche Volkstrachten aus der Sammlung des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Herausgeg. von Dr. Rudolf Helm. Mit 115 Trachtenbild. auf 48 schwarz. und 8 farb. Tafeln. Kart. M. 4.–.



Harzrand-Landschaft (Goslar)

Deutsche Landeskunde

Umrisse von Landschaft und Volkstum in ihrer seelischen Verbundenheit

Von Professor Ewald Banse

Teil I: Deutschland als Ganzes. Nieder- und Mitteldeutschland. Mit 60 Abb. Lwd. M. 12.—. Teil II: Süddeutschland und Alpendeutschland. Mit 59 Abb. und 2 Karten. Lwd. M. 12.—. Teil I/II in 1 Band geb. M. 20.—.

„Es ist ein neuartiges Sehen und Erfassen der Landschaft in ihrer Einheit und Ganzheit, es ist das Bewußtwerden des Erlebens von Volkstum und Landschaft in ihrer gegenseitigen seelischen Verbundenheit. Es ist ein Werk, das dem vollendeten Wissenschaftler und Menschen Banse und seiner großen sprachlichen Gestaltungskraft durchaus entspricht.“ Geographischer Anzeiger.

Siedlungskunde des deutschen Volkes

und ihre Beziehung zu Menschen und Landschaft

Von Prof. Dr. R. Mielke

Mit 72 Textabbildungen und 6 Tafeln. Geh. M. 7.20, Lwd. M. 9.—.

„Das schöne Buch sollte unsere Jugend durch die Schule kennen lernen, damit es die tief verwurzelte Formkraft des germanischen Geistes, wie er sich in der deutschen Siedlung offenbart, erkennen möge.“ Der Tag.

Begabung und Stammesherkunft im deutschen Volke

Die Herkunft der deutschen Kulturschöpfer in Kartenbildern.

Von Kurt Gerlach

112 S. Text und Verzeichnisse von etwa 5000 Namen deutscher Musiker, Dichter, Maler, Mathematiker, Ärzte und Generale. Mit 23 zweifarbigen Karten, einer zweifarbigen Tafel und einer Deckblattkarte. Geh. M. 9.—, in Lwd. M. 10.80.

Bücher von Dr. Ludw. Ferd. Clauß:


Nordisches Mädchen

Die Nordische Seele. Eine Einführung in die Rassenseelenkunde. 13.–20. Tsd. Mit 16 Kunstdrucktafeln. Geh. M. 3.50, Lwd. M. 4.80.

„Clauß untersucht den Stil der nordischen Seele in allen Bezirken ihrer Leidenschaft, im keuschen Abstand der Scham, im Geständnis der Liebe, im Zweikampf der Schwerter, im Schweigen der Rede, im Scherz und Witz. Die Unterschiede und Grenzen des seelischen Verstehens aus dem Geist der Rassen, ihre Verbindung zum germanischen Typus, der aus nordischen und dalischen Anlagen gleichmäßig gemischt ist, ihre Trennung vom mittelländischen und ostischen Typus möge man in diesem Buch der Beispiele und der lebendigen Anschauung nachlesen, das ein Deuter und ein Seher geschrieben hat, aber auch ein Philosoph der Kamera, dem der Blick für die nordische Gestalt aufgegangen ist." Deutsche Zeitung.

Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt. 3., bearbeitete Auflage. 14.–19. Tausend. Mit 176 Abbildungen. Geh. M. 5.50, Lwd. M 7.–.

„Der Verfasser weiß zu fesseln, nicht zum wenigsten durch seinen lebendigen Stil. Und in ihren Grundzügen bereits deutlich erkennbar entwickelt sich hier eine wissenschaftliche Physiognomik eigenartiger Prägung. Clauß scheint sich auf dem Gebiet der physiognomischen vergleichenden Ausdrucksforschung zu einem ähnlichen Pfadfinder zu entwickeln, wie es Klages auf dem Gebiet der graphologischen Ausdruckslehre geworden ist." Die Umschau.

*

Kunst und Rasse. Von Prof. Dr. Paul Schultze-Naumburg. 2., vermehrte Auflage. Mit 168 Abbildungen. Geh. M. 5.50, Lwd. M. 7.–.

„Das Buch ist für den schaffenden Künstler wie für den genießenden Beschauer gleich lesenswert und lehrreich, wozu der reiche Bilderschmuck nicht zum wenigsten beiträgt." Alldeutsche Blätter.

Musik und Rasse. Von Richard Eichenauer. Mit 40 Bildnissen und 90 Notenbeispielen. Geh. M. 7.50, Lwd. M. 9.–.

„Eichenauer steht ja schon als Erforscher der Zusammenhänge zwischen Rasse und Musik an erster Stelle. Nun hat er sein reiches Wissen in einem prächtigen Werk zusammengefaßt. Es stellt alle unsere großen deutschen Tonkünstler in ihrem Schaffen vom rassischen Gesichtspunkte aus dar. Aber auch Musik, die aus andersrassischem Gefüge ersproß, wird aufgezeigt und in Vergleich gestellt. Nicht nur beste Abbildungen unserer größten deutschen Tonkünstler, sondern auch zahlreiche Notentexte zieren das Buch. Möge es in die Hände vieler deutscher Musikfreunde kommen; sie werden aus ihm so manche wertvolle ganz neue Auffassung gewinnen." Deutsche Zeitung.

Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes

Eine Geschichte der Rassenveränderung des deutschen Volkes und seiner germanischen Ahnen auf geopolitischer Grundlage

Von Dr. Gustav Paul

Mit 82 Abbildungen und Karten. Geh. M. 10.—, Lwd. M. 12.—

Wie alles Menschliche sich verändert, so ändern sich auch die Völker. Auch unser deutsches Land ist nicht mehr dasselbe wie vor hundert Jahren, noch weniger wie etwa zur Zeit der Völkerwanderung oder der Römerzüge. Der Verfasser zeigt, wie, mitbedingt durch die Erdgestaltung des deutschen Raumes, Einwanderung, Auswanderung, Kriegszüge und Siedlungstätigkeit, die rassische und blutmäßige Zusammensetzung unseres Volkes sich geändert haben. An Hand zahlreicher Karten sind alle diese Wanderzüge von den ältesten Zeiten über den 30jährigen Krieg und die Wanderungen aus Glaubensgründen in Frankreich (Hugenotten) und Oesterreich bis zum Weltkrieg und der Gegenwart dargestellt.

Die Heranziehung und Einordnung der Naturwissenschaften, vornehmlich der Erblehre, der Geisteswissenschaften, Geschichtsforschung, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, Soziologie, Volkskunde, Erdkunde und Erdpolitik, Rassenseelenkunde in die Betrachtungsweise des Verfassers ist völlig neuartig. Jedem Abschnitt ist ein Quellennachweis mit ausführlichen Bemerkungen und genauen bibliographischen Angaben beigefügt, der für die Arbeit des Wissenschaftlers von großem Wert ist.

In überaus flüssiger, gestaltungsreicher Sprache verarbeitet der Verfasser sein ungeheures Wissen. Er reiht Bild an Bild und gibt eine lebendige Darstellung der Entwicklungsgänge unseres Volkes. Der Verfasser schuf damit eine neue Grundlage zum Verständnis geschichtlichen Werdens. Seine Folgerungen für die politische Gestaltung unserer Zukunft sind klar und überzeugend herausgearbeitet und für jeden Gebildeten, vor allem aber für den sich mit Vorgeschichte, Rassenkunde und Volkstum beschäftigenden, für den Politiker, von hohem Wert.

★

Germanische Himmelskunde

Untersuchungen zur Geschichte des Geistes

Von Otto Sigfrid Reuter

788 Seiten mit 86 Abbildungen und Karten. Geh. M. 40.—, Lwd. M. 42.—.

„Es ist ein außerordentlich bedeutsames Werk, das verdiente, einmal ganz groß hervorgehoben zu werden, eine Zusammenfassung allein schon von Quellen, die bis dahin kaum jemals in diesem Zusammenhang gesehen worden sind, eine Arbeit, die nicht nur der hochverdiente greise Astronom Professor Riem auf das wohlwollendste besprochen hat, sondern die zugleich dem Historiker außerordentlich viel gibt. Die Selbständigkeit der germanischen Himmelskunde, die Bedeutung der Sterne für das Rechtsleben und das religiöse Leben unserer Vorfahren, alles das tritt mit einer Sachkenntnis dargestellt hervor, die dieses von der ersten bis zur letzten Zeile wissenschaftlich Fundierte zu einer der wertvollsten Veröffentlichungen unserer Zeit macht.“ Nordische Welt